Geistliche Impulse

Erstellt für die Verantwortungsgemeinschaft Ostritz-Zittau-Löbau
im Kirchenjahr 2015/2016

Text und Fotos (soweit nicht anders vermerkt)
von Jeannette Gosteli

Oybin, am Gedenktag des hl. Johannes vom Kreuz 2016

Inhaltsverzeichnis

1. Betrachtung zu einem Weihnachtsmotiv auf einem Bildstock in Bílý Potok pod Smrkem
2. Betrachtung zu Vorsätzen aus der Sicht der Wüstenväter
3. Betrachtung zum Film „König der Fischer“
4. Betrachtung über das Standardwerk zur geistlichen Freundschaft von Aelred von Rievaulx
5. Betrachtung über die Herzensruhe
6. Betrachtung zur Philothea von Franz von Sales
7. Betrachtung zum literarischen Werk von Silja Walter im Spiegel ihres geistlichen Lebensweges
8. Betrachtung über die wahre Freude
9. Betrachtung über das Fasten und das wahre Manna
10. Betrachtung über das geistliche Gespräch am Beispiel Benedikts und Scholastikas
11. Betrachtung zu Agnes von Böhmen – Landespatronin und Hoffnungsträgerin Böhmens
12. Betrachtung zu Gregor dem Großen und seinem Umgang mit der Arbeitslast
13. Betrachtung zu Teresa von Ávila und ihrem Gleichnis vom Beten
14. Betrachtung zum Schweigen als geistliche Übung
15. Betrachtung zur Osterbegegnung des hl. Benedikt von Nursia
16. Betrachtung zum Film Kirschblüten-Hanami
17. Betrachtung zur Schrift „Scala claustralium“ des Kartäusers Guigo
18. Betrachtung zur Praxis der geistlichen Lesung
19. Betrachtung über M. Assumpta Schenkl OCist
20. Betrachtung über das Fragen als geistliche Übung
21. Betrachtung zur Selbsterforschung als geistliche Aufgabe
22. Betrachtung zu Johannes von Nepomuk
23. Betrachtung zum Glasfenster „Mensch und Schöpfung“ (Teil 1: Das große Lichtspiel))
24. Betrachtung zum Glasfenster „Mensch und Schöpfung“ (Teil 2: Hildegard von Bingen)
25. Betrachtung zum Glasfenster „Mensch und Schöpfung“ (Teil 3: Franz von Assisi)
26. Betrachtung zur geistlichen Schrift „Der Praktikos“ von Evagrios Pontikos
27. Betrachtung zur Weite in den Landschaftsbildern des Heimatkünstlers Willy Müller-Lückendorf
28. Betrachtung zu einer Heiligenfigur in der evangelischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in Görlitz
29. Betrachtung zum Buch „Der Klang“ des Geigenbauers Martin Schleske
30. Betrachtung zu Bonaventuras Wirken als Theologe und Ordensmann
31. Betrachtung zu Bonaventuras Hauptwerk „Die Pilgerreise des Menschen zu Gott“
32. Betrachtung zur geistlichen Schrift „Die Leiter“ von Johannes Klimakos
33. Betrachtung zum „Bericht des Pilgers“ von Ignatius von Loyola
34. Betrachtung zu Klara von Assisi und der Kutte des Franziskus
35. Betrachtung zu Bernhard von Clairvaux und dem Besuch Gottes
36. Betrachtung zu Simone Weil und ihren Zugang zu Gott
37. Betrachtung zur Bekehrung des hl. Augustinus
38. Betrachtung zu Wilhelm von St. Thierry: „Deine Frage sei Gebet!“
39. Betrachtung zur Achtsamkeit im geistlichen Leben
40. Betrachtung zur Frage „Was wir ab und zu erwägen sollten: Wer und wozu sind wir?“
41. Betrachtung zum Heimkehren – Bruder Klaus und seine Suche nach Gott
42. Betrachtung zum Sonnengesang: ein Lied als Messlatte für den geistlichen Fortschritt
43. Betrachtung zu Papst Johannes XXIII und seinen Vorsätzen für den Tag
44. Betrachtung über das Träumen als spirituelle Kraft
45. Betrachtung zu den neun Gesichtern der Seele
46. Betrachtung über die Bedeutung von Heiligen
47. Betrachtung zum St.-Martinsfest
48. Betrachtung zur Erfahrung des Lebens in der Gegenwart Gottes
49. Betrachtung zum Ende des Kirchenjahres

Weihnachten zu sich nach Hause holen

Weihnachtsmotiv auf dem Bildstock in Bílý Potok pod Smrkem

Auf dem nebenstehenden Bild ist eine ungewöhnliche Krippendarstellung zu sehen. Sie ziert einen frisch restaurierten Bildstock in Bílý Potok pod Smrkem am Fuß des Isergebirges, rund 40 km östlich von Zittau. Ungewöhnlich ist das Bild deshalb, weil sich bei den üblichen Weihnachtsmotiven selten so verschiedene Tiere an der Krippe des kleinen Jesuskindes einfinden. Ochs und Esel sind uns ja sehr vertraut, ebenso die Schafe der Hirten. Aber hat man je von einem Schwarzspecht im Stall von Betlehem gehört? Oder von einer Eidechse? Geschweige denn von einer Spinne!

Im benachbarten Böhmen kennt man die schöne Tradition, das Weihnachtsgeschehen unbefangen ins Hier und Heute zu übertragen. Dazu wird einfach die Krippe aus dem fernen Orient in das heimatliche Gefilde eingezeichnet. Böhmische Papierkrippen setzen zum Beispiel das Weihnachtsgeschehen oft in die eigenen Städte und Dörfer. Das kleine Jesuskind wird also nicht nur in Betlehem, sondern auch in Varnsdorf, Turnov oder Prag geboren. Im Fall unseres Bildes aus Bílý Potok sorgen heimische Tiere für den ungewöhnlichen Ortswechsel der Weihnachtskrippe.

Auf diese Weise holen sich unsere Nachbarn das weihnachtliche Wunder ganz nah zu sich heran. Sie verlegen die Geburt des Jesuskindes in ihre Dörfer, Stuben und Herzen. Und sie setzen all das mit hinein, was ihnen lieb und teuer ist: Die heimische Natur, das lieb gewonnene Umfeld, vertraute Menschen – ja wie in Bílý Potok sogar die eigene Miezekatze!

Vielleicht liegt dieser Tradition eine urmenschliche Erfahrung zugrunde: Gott kommt vor allem dort zu uns, wo wir mit Herz und Seele zuhause sind – wo wir ihm unser Liebstes hinhalten.

20. Dezember 2015

Neues Jahr – neue Vorsätze!

Es gibt Menschen, die fassen sich jedes Jahr mit neuem Optimismus gute Vorsätze. Und es gibt solche, die wissen, dass solch ein Unterfangen meist zum Scheitern verurteilt ist. Deswegen lassen sie sich erst gar nicht darauf ein. Denn Vorsätze sind zwar meistens schnell gefasst, aber ebenso schnell wieder beiseitegeschoben. Vor allem wenn es darum geht, eingefahrene Verhaltensmuster zu ändern, hat so mancher schon resigniert aufgegeben. Auch Christen sind davor nicht gefeit. In der Geschichte der christlichen Spiritualität sind deswegen immer wieder neue Praktiken entwickelt worden, wie ein tugendhaftes Leben eingeübt werden kann.

Ein besonderer Schatz ist uns von den Wüstenvätern überliefert, die ihr gewohntes Umfeld verließen und in die Wüste zogen, um sich ganz dem eigenen Seelenheil zu widmen. Im 5. Jahrhundert entstand eine Sammlung von kurzen Geschichten, Dialogen und Redewendungen, die auf einprägsame Weise die Erfahrungen dieser frommen Wüstenbewohner weitergeben. Diese Aussprüche, die sogenannten Apophtegmata patrum (AP), können auch heute noch Wegweiser für das geistliche Leben sein. Auch zur Frage der Vorsätze!

Noch heute ziehen sich Gott suchende Menschen in die Wüste zurück. Hier auf dem Foto ist eine bewohnte Eremitenhöhle in der Wüste Juda zu sehen – im Wadi Qelt, 5 km westlich von Jericho.

So waren die Wüstenväter zum Beispiel sehr auf der Hut, sich und ihre geistlichen Schüler zu überfordern. Von Abbas Dioskuros wird erzählt, dass er sich jedes Jahr immer nur eine einzige Übung vornahm. Und erst, wenn er dieses Ziel geschafft hatte, nahm er sich ein neues vor. Ebenso wichtig war es den Wüstenvätern, die Regungen ihrer Seele genauestens zu beobachten und wachsam gegen zerstörerische Gedanken zu sein, die einen von den guten Vorsätzen abbringen wollen. Abbas Poimen fasste diese Mahnung in den kurzen Satz: *„Wir brauchen nichts als einen wachsamen Sinn.“* Antonius der Große empfahl, alle inneren Regungen aufzuschreiben. Ein wichtiges Hilfsmittel auf der Gottessuche in der Wüste war die geistliche Begleitung. Gute Vorsätze wurden nicht für sich allein gefasst und umgesetzt. Oft handeln die Vätersprüche von der Frage eines Schülers an einen Wüstenvater, was sie tun sollen. Auch die Misserfolge wurden nicht verschwiegen, sondern gaben vielmehr Anlass, den geistlich erfahrenen Vater erneut aufzusuchen. Schließlich standen die einzelnen Vorsätze nicht für sich allein; sie waren vielmehr eingebettet in das einzige große Bestreben der Wüstenväter: der Suche nach Gott. Und die weisen Männer waren sich darüber bewusst, dass nur das Zügeln der eigenen begehrlichen Leidenschaften den Weg zu Gott freimachte. Wer resignierte, an sich zu arbeiten, der hatte auch sein eigentliches Lebensziel, Gott zu finden, bereits aufgegeben.

In diesem Sinne: Ein gutes neues Jahr – ein Jahr mit guten Vorsätzen!

27. Dezember 2015

„Was fehlt dir, Freund?“

„Ich wünschte, ich könnte ein Bußgeld bezahlen und alles wäre vorüber.“ Diese Worte hören wir von Jack, einem gestrauchelten Radio-Reporter, dessen Geschichte im Film „König der Fischer“ erzählt wird. Der Spielfilm handelt davon, wie Menschen aus tiefster Schuld und Angst wieder Befreiung finden können. In der Mitte des Films ist die Legende vom Fischerkönig eingeflochten, die einen wichtigen Schlüssel für die Erzählung bietet und die hier wörtlich zitiert werden soll:

Messkelch aus der Filialkirche St. Konrad von Parzham in Hirschfelde - Sinnbild für die lebens-spendende Gabe Gottes

*Die Legende beginnt, als der König noch ein Junge war. Er muss als Mutprobe eine Nacht alleine im Wald verbringen, um König zu werden. Und während er dort die Nacht allein verbringt, wird er heimgesucht von einer heiligen Vision. Aus seinem Lagerfeuer erscheint der Heilige Gral. Das Symbol der Gnade Gottes, unsres Herrn. Und eine Stimme sagt zu dem Jungen: "Du wirst der Hüter des Grals sein und er heilt die Herzen der Menschen." Aber der Junge war geblendet von größeren Visionen eines Lebens voller Macht und Ruhm und Pracht. Und in einem Zustand völliger Verzückung fühlte er sich einen Augenblick lang nicht wie ein Junge, sondern unüberwindlich. Wie Gott. Und er streckte seine Hände ins Feuer, um den Gral zu ergreifen, doch der Gral verschwand und ließ ihn mit den Händen im Feuer zurück und er erlitt starke Verbrennungen. Und während der Junge älter wurde, wurde auch seine Wunde tiefer. Bis eines Tages das Leben für ihn seinen Sinn verlor. Er konnte an niemanden mehr glauben, nicht einmal an sich selbst. Er konnte weder lieben noch Liebe empfinden. Nachdem ihm das klargeworden war, wurde er krank. Er begann zu sterben. Eines Tages spazierte ein Tor zum Schloss hinein und fand den König allein vor. Und mit seinem schlichten Gemüt erkannte der Tor den König nicht. Er sah nur einen Mann, der allein war und sich plagte. Und er fragte den König: **"Was fehlt dir, Freund**?**"** Und der König erwiderte: "Ich bin durstig, ich brauche etwas Wasser, um meine Kehle zu benetzen." Und so griff der Tor einen Becher, der neben dem Bett stand, füllte ihn mit Wasser und reicht ihn dem König. Und als der König zu trinken begann, da merkte er, dass seine Wunde geheilt war. Er schaute in seine Hände und da war der Heilige Gral, wonach er sein Leben lang gestrebt hatte. Und er fragte den Toren verwundert: "Wie konntest du das finden, was meinen Edelsten und Tapfersten nicht gelang?" Und der Tor entgegnete: "Ich weiß es nicht. Ich wusste nur, dass du durstig warst."*

„Was fehlt dir, Freund?“ – diese Frage wird auch für Jack zur Wende. Er beginnt, sich um die Nöte des Obdachlosen Parry zu sorgen – erst mit Kalkül, um seine eigene Schuldenlast abzutragen; später aus reinem Mitgefühl. Als er schließlich einen wundertätigen Becher raubt und damit den größten Wunsch von Parry erfüllt, beginnen die Wunden beider zu heilen.

Bibelkundige werden in der Legende vom Fischerkönig einiges wiederentdecken, was man auch von der heilenden Kraft Gottes in der Heiligen Schrift lesen kann. Im Lukasevangelium ist zum Beispiel von einem Blinden die Rede, der Jesus um Hilfe anfleht. Dieser wiederum konfrontiert ihn einzig mit der Frage: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“

Das Nachdenken über eigene Wünsche und Sehnsüchte ist für das geistliche Leben ganz entscheidend. Nicht umsonst steht fast immer am Beginn eines geistlichen Gesprächs sinngemäß die Frage: „Was fehlt dir, Freund?“ – egal, ob wir uns an einen Glaubensbruder oder an einen professionellen geistlichen Begleiter wenden. Es geht darum, dem Sehnen in unserem Inneren einen Namen zu geben und damit unserem Tun eine Richtung. Christian Morgenstern vergleicht die Sehnsucht mit dem Duft der Dinge. Sie ist unsichtbar und doch wirksam, uns zu wecken und zu locken.

Das Suchen und Fragen gewinnt an heilender Wirkung, wenn auch die Sorgen und Nöte anderer in den Blick geraten. „Was fehlt dir, Freund?“ – das drückt die Sorge um den Nächsten aus. Vielleicht braucht es manchmal nur eine Kleinigkeit: einen Becher mit Wasser, der mit Liebe gereicht wird.

Filmtipp: König der Fischer (1991)
Spielfilm des britischen Regisseurs Terry Gilliam
mit Robbie Williams und Jeff Bridges in den Hauptrollen
Oskar prämiert für die beste Nebenrolle von Mercedes Ruehl
DVD, 137 min, FSK 16

3. Januar 2016

Aelred von Rievaulx – Vater der geistlichen Freundschaft

Am 12. Januar ist der Gedenktag des heiligen Aelred von Rievaulx, der zu den beachtenswerten geistlichen Schriftstellern des Mittelalters gehört. Deswegen wollen wir in dieser Woche einen ersten Blick auf das Vermächtnis des großen Zisterziensers richten.

Aelred von Rievaulx war Abt der ersten großen Zisterzienserabtei in England und führte sie zu großer geistlicher Blüte. Das Kloster Rievaulx befindet sich in der Nähe von Helmsley in North Yorkshire. Auch wenn sein Name nicht so bekannt ist, so gehört Aelred von Rievaulx zu den ganz Großen in der Geschichte der christlichen Spiritualität. Er ist der erste, der ein eigenes Werk über die geistliche Freundschaft verfasste. Diese Schrift mit dem schönen lateinischen Titel „De spirituali amiticia“ (Über die geistliche Freundschaft) wurde in den Kanon der spirituellen Literatur aufgenommen und zählt damit zu den fünfzig bedeutendsten literarischen Begleitern, die Christen auf ihrem geistlichen Weg empfohlen seien.

Mit dem Tod von Aelred begann auch das allmähliche Sterben des Klosters Rievaulx. Innerhalb von 200 Jahren schrumpfte es auf von 650 auf 17 Mönche. 1538 wurde das Kloster schließlich aufgelöst.

Heute findet man noch imposante Ruinen, die einen Eindruck von der Größe des einstigen Klosters vermitteln.

Aelred beginnt seine Ausführungen mit der Frage, die sich auch uns an dieser Stelle aufdrängt: Was ist eigentlich eine geistliche Freundschaft? Wir wissen aus eigener Erfahrung: Freundschaften tun gut. Unseren Freunden können wir alles anvertrauen. Sie wollen immer unser Bestes und sind stets zur Stelle, wenn wir ihre Hilfe brauchen. Wir teilen mit Freunden unsere grundlegenden Auffassungen über Gott und die Welt und verbringen gern die Zeit mit ihnen.

Mit diesen Kriterien gibt sich Aelred jedoch nicht zufrieden. Denn sie spiegeln noch nicht das wider, was der Zisterzienserabt selbst als Freundschaft erlebt hat. Wir erfahren davon zum Beispiel in seinem zweiten berühmten Werk, dem Spiegel der Liebe (Speculum Caritatis). Dort bezeichnet er seinen Mitbruder Simon als „*liebsten Freund, der ein Herz und eine Seele mit mir war*“. In ihm fand Aelred ein Vorbild für sein geistliches Leben. Mit berührenden Worten beschreibt er, wie er sich an seinem Freund orientierte:

„Ich konnte es schon tun, Herr, wenn auch langsamen Fußes, da sein frommer Lebenswandel mir in die Augen sprang, da der Anblick seiner Demut meinen Stolz unterdrückte, da seine sichtbare Ruhe meine Friedlosigkeit dämpfte und meine Leichtfertigkeit durch die Zügel seines wunderbaren Ernstes in Schranken gehalten wurde. […] sein Anblick, seine Haltung, ja selbst sein Schweigen sprachen zu mir“.

Buchcover von Aelreds Werk „Über die geistliche Freundschaft“ (De spirituali amiticia), Trier 1978

Schon aus diesen wenigen Zeilen können wir erahnen, welch große geistliche Nähe die beiden verband. Aelred verwendet dafür das schöne Bild, dass er seinen Freund nicht mit den Händen umarmte, sondern mit seinem Herzen; dass er ihn nicht durch die Berührung des Mundes küsste, sondern mit der Zuneigung des Geistes.

Die geistliche Freundschaft zeichnet sich nach der Auffassung Aelreds vor allem dadurch aus, dass sie ihren Ursprung und ihr Ziel in Gott hat. Der Zisterzienser betont immer wieder die Bedeutung Christi. So beginnt er zum Beispiel seine Schrift mit den wunderschönen Worten, die er an seinen Dialogpartner und Freund Ivo richtet: *„Hier sind wir beide, ich un du, und ich hoffe, als dritter ist Christus bei uns.“* Besonders eindrücklich ist die Stelle, als er fragt: *„Was kann man Schöneres, Wahreres, Heilsameres über die Freundschaft lehren, als dass sie in Christus ihren Beginn, in Christus ihren Fortschritt, in Christus ihre Vollendung erhält?“* Die geistliche Freundschaft hilft den Menschen, Gott zu lieben und zu erkennen. Aelred setzt sie mit der Weisheit gleich, weil in einer solchen besonderen Verbindung *„Ewigkeit durchschimmert, Wahrheit aufleuchtet, Liebe süße Früchte trägt.“* Durch die Freundschaft – so Aelred – *„wird der Menschenfreund zum Gottesfreund“*.

Mit seiner Schrift will Aelred seine Leser auf die geistliche Freundschaft aufmerksam machen. Er wirbt immer wieder für diese Kostbarkeit. Hören wir dazu am Ende unserer Erkundungen eine der schönsten Passagen seines Buches:

„...von allem, was Menschen sich schenken können, weiß ich nichts Heiligeres, wonach man streben, nichts Nützlicheres, wonach man trachten kann. Nichts ist schwerer zu erringen, köstlicher zu erleben, segensreicher zu besitzen. Denn sie trägt in sich die Segensverheißung dieses wie des künftigen Lebens.“

10. Januar 2016

Winterzeit – Ruhezeit

Winterzeit ist Ruhezeit. Daran erinnert uns die Natur, wenn sich eine Schneedecke über das Land legt und sich viele Tiere zum Winterschlaf verkriechen. Alles befindet sich im Ruhemodus. Die kalte Jahreszeit lädt auch uns Menschen ein, ein wenig kürzer zu treten und häufiger als sonst Zeiten der Ruhe und Einkehr einzuschieben. Der englische Schriftsteller Jerome Klapka Jerome wirbt dafür in einem schönen Gedicht. Er schreibt: *„Komm weg von dem Getöse. Komm weg zu den stillen Feldern, über die sich der weite Himmel erstreckt und wo nur Stille zwischen uns und den Sternen liegt. Und dort, in der Stille, wollen wir der Stimme lauschen, die in uns spricht.*"

Winterlandschaft in Waltersdorf – Blick vom Butterberg auf den Weberberg

Der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer formuliert es noch einmal anders: *„Es liegt im Stillsein eine wunderbare Macht der Klärung, der Reinigung, der Sammlung auf das Wesentliche.*"

Welch große Bedeutung Ruhe und Stille für den Menschen haben, macht auch das Alte Testament deutlich. Bei Jesaja heißt es: *„Denn so spricht der Herr, der Heilige Israels: Nur in Umkehr und Ruhe liegt eure Rettung, nur Stille und Vertrauen verleihen euch Kraft.*" (Jes 30, 15)

Doch jeder wird auch schon die Erfahrung gemacht haben, dass es nicht genügt, für äußerliche Ruhe zu sorgen. Gerade in der größten Stille meldet sich nicht selten eine andere Unruhe: Die innere Unruhe. Diese Ruhelosigkeit ist meistens mit ablenkenden Gedanken verbunden, die einen von der inneren Sammlung wegziehen. Manche Menschen sind zum Beispiel ständig in Sorge; sie fürchten sich vor ihrer Zukunft, machen sich tausend Gedanken um ihre Gesundheit oder darum, ob sie in den Augen anderer alles richtig machen. Andere spüren ein inneres Drängen, immer etwas leisten zu müssen. Sie bekommen ein schlechtes Gewissen, wenn sie einfach mal alle Viere gerade sein lassen.

Doch wie gelangen wir zu innerer Ruhe, zur Herzensruhe, nach der sich letztlich jeder Mensch sehnt? Der Kirchenvater Augustinus von Hippo hat in seinem ruhelosen Leben erkannt, dass wahre innere Ruhe nur in Gott zu finden ist. Berühmt ist sein Ausspruch: *„Du hast uns zu deinem Eigentum erschaffen und ruhelos ist unser Herz, bis es ruht in dir."* (Confessiones 1,1).

Der Prophet Jeremia empfiehlt: *„Stellt euch an die Wege und haltet Ausschau, fragt nach den Pfaden der Vorzeit, fragt, wo der Weg zum Guten liegt: Geht auf ihm, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele."* (Jer 6,16)

Jesus mahnt vor allem, sich nicht um das eigene Leben zu sorgen (Mt 6,25). Er spricht: „*Kommt alle zu mir, die ihr* euch plagt und *schwere Lasten zu tragen habt*. Ich werde euch Ruhe verschaffen.“ (Mt 11,28)

Vom Wüstenvater Evagrius wissen wir, dass das Ruhen in Gott zum wichtigsten Ziel der frühen Mönche gehörte. Die Herzensruhe galt als Ergebnis einer langen geistlichen Reifung, bei der vor allem der richtige Umgang mit den eigenen Gedanken eingeübt wurde.

Ein weiterer Weg führte bei den Wüstenvätern über die Selbsterkenntnis. Von Altvater Poimen ist überliefert, dass er zu Altvater Joseph sprach: „*Wenn du Ruhe finden willst, hier und dort, dann sprich bei jeder Handlung: Ich – wer bin ich? und richte niemand!*“ (Aph. 385)

Ein drittes Hilfsmittel ist uns von Johannes Cassian überliefert: Er sieht in der ständigen Wiederholung eines Gebetswortes eine Möglichkeit, die Stille im eigenen Herzen zu fördern.

Winterzeit ist Ruhezeit und damit eine gute Zeit, einmal verstärkt in sich hinein zu horchen und sich der eigenen Unruhe bewusst zu werden. Die Weisungen aus Bibel und Tradition können uns Wegweiser sein, der ersehnten Herzensruhe näherzukommen.

17. Januar 2016

Abendmahlsbild mit dem Lieblingsjünger, der an Jesu Seite ruht (Zisterzienserinnenabtei Maigrauge bei Fribourg/Schweiz)

„Nichts anderes als wahre Gottesliebe“ (Franz von Sales)

Beginnen wir diesmal unsere Betrachtung mit einer fiktiven Frage: Wie würden wir wohl reagieren, wenn uns ein lautstarker Wichtigtuer aus der Ferne beschimpft? Die Frechheit einfach ignorieren? Den Flegel in die Schranken weisen? Der hl. Franz von Sales, um den es heute zu seinem Gedenktag gehen soll, hatte – so erzählt man – noch eine andere Antwort. Als ihn ein Medizinstudent unter seinem Fenster verspottet und als *„heiligen Fettsack“* betitelt, bittet er den Störenfried zu sich hinauf und begegnet ihm trotz des Angriffs mit Freundlichkeit und Güte.

Diese Sanftmut, die auch die Schriften des Franz von Sales wie ein roter Faden durchzieht, hat seit jeher die Menschen fasziniert. Wer wünscht sich nicht ebenso, ein freundliches und gütiges Wesen zu sein? Aber es gelingt nicht immer… Deswegen wollen wir den hl. Franz von Sales ein wenig mehr befragen – zu seinem Leben, zu seiner Grundbotschaft, zu seinem geistlichen Programm. Starten wir mit einem kurzen Blick auf seinen Lebensweg.

Franz von Sales in einem Glasfenster der Kirche zu Neydens in den Savoyen/Frankreich

Franz von Sales wird 1567 auf der Burg Sales in den Savoyen, einem Herzogtum nahe der schweizerischen Grenze, geboren. Schon mit elf Jahren wird er in das 500 km entfernte Paris geschickt, um am Jesuiten-Colleg eine christliche Erziehung und Bildung zu erhalten. In Padua studiert er, dem Vater gehorchend, Jura und zusätzlich seiner Neigung nachgebend Theologie. Nach dem Studium stehen dem 26-Jährigen alle Türen offen. Doch er schlägt lukrative Angebote für eine weltliche Karriere aus und stellt sich in den Dienst der Kirche, die in dieser Zeit durch die Reformation um Jean Calvin in Bedrängnis geriet. Schon früh erkannte Franz von Sales, dass den Calvinisten nicht mit Gewalt und Härte beizukommen ist, sondern nur mit der Bekehrung der Herzen mittels der Liebe. Auch als Seelsorger ging er behutsam vor, denn er wusste *„dass man mit einem Löffel Honig mehr Fliegen herbeilockt als mit hundert Tonnen Essig."*

Diese Ansicht gründet auf der Erfahrung, die der junge Adlige auf seinem geistlichen Weg selbst gewonnen hat. Während seines Studiums in Paris hörte er eine Vorlesung über das alttestamentliche Hohelied der Liebe, das sein Herz tief berührte und seine Liebe zu Gott unwiderruflich erwachen ließ. Diese Gottesliebe wird das zentrale Thema für Franz von Sales – auf seinem eigenen geistlichen Weg und auch bei seinem späteren Wirken als Bischof von Genf, als beliebter Seelsorger und Ordensgründer. Ihr widmet er nicht nur sein gleichnamiges Hauptwerk, sondern auch seine „Einführung in das Leben aus christlichem Glauben“ – besser bekannt unter dem Titel „Philothea“, die er im Vorwort mit „Gott liebende Seele“ übersetzt.

Die Philothea enthält eine Fülle von praktischen Ratschlägen, Übungen und Anleitungen, um die Gottesliebe wachsen und reifen zu lassen. Franz von Sales geht es nicht darum, dass wir sein Seelsorge-Büchlein in Gänze Buchstabe für Buchstabe befolgen. Vielmehr sollen wir das Nötige ergreifen, was in unserer jeweiligen Situation zum geistlichen Fortschritt dienlich ist.

Er selbst vergleicht die Philothea mit einem Blumenstrauß, der sich aus vielen verschiedenen Blüten zusammensetzt – Pflanzen, die er in der christlichen Tradition fand und die er nun für seine Leser neu zusammenstellt. An uns liegt es, jene Blüten zu entdecken, die uns hier und jetzt ansprechen und zum Guten bewegen können. Um ein wenig Neugier zu wecken, sollen fünf dieser Blüten aus seiner geistlichen Pädagogik vorgestellt werden.

Die erste Blume wollen wir INNERLICHKEIT nennen. Franz von Sales betont mehr als alles andere, dass nicht die Äußerlichkeiten das fromme Leben ausmachen. Gleich im ersten Kapitel der Philothea schreibt er: *„Die wahre und lebendige Frömmigkeit setzt die Gottesliebe voraus; ja sie ist nichts anderes als wahre Gottesliebe. Freilich nicht irgendeine Liebe zu Gott; denn die Gottesliebe heißt Gnade, insofern sie unserer Seele Schönheit verleiht und uns der göttlichen Majestät wohlgefällig macht; sie heißt Liebe, insofern sie uns Kraft zu gutem Handeln gibt; wenn sie aber jene Stufe der Vollkommenheit erreicht, dass wir das Gute nicht nur tun, sondern es sorgfältig, häufig und rasch tun, dann heißt sie Frömmigkeit.“* Deswegen muss man beim inneren Menschen anfangen. Nur so lässt sich – so formuliert es Franz von Sales später weiter – „Lebendigkeit im geistlichen Leben“ wecken und erhalten.

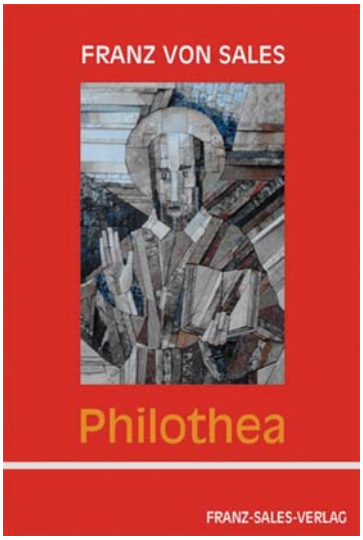
Basilika der Heimsuchung in Annecy –
Grabstätte des hl. Franz von Sales

Die zweite Blume trägt den Namen ENTSCHLOSSENHEIT. Franz von Sales überschreibt den ersten Teil seiner Philothea mit *„Anweisungen und Übungen, um den ersten Wunsch nach einem frommen Leben in einen festen Entschluss umzuwandeln*“. Offensichtlich weiß der erfahrene Seelsorger um die Gefahr, zu Beginn des geistlichen Lebens im Wünschen und Sehnen steckenzubleiben. Er setzt dem eine erste, nicht zu überspringende Aufgabe entgegen: Der nach Gottesliebe strebende Christ soll seine Seele läutern. Darunter versteht Franz von Sales, sich der „Anhänglichkeiten an Unnützes und Gefährliches“ bewusst zu werden und alles Sündhafte aus seinem Leben zu verbannen. Die Reinigung der Seele soll in einem festen Entschluss münden, den er in der Philothea so formuliert: *„Ich wende mich meinem gütigen und barmherzigen Gott zu und bin unwiderruflich entschlossen, ihm zu dienen und ihn zu lieben, jetzt und ewig. Ich weihe ihm zu diesem Zweck meinen Geist mit all seinen Fähigkeiten, meine Seele mit all ihren Kräften, mein Herz mit all seiner Liebe, meinen Leib mit all seinen Sinnen…“*

Als dritte Blume wählen wir die BEHARRLICHKEIT. Genauso wie Mut und Entschlossenheit zum Aufbruch in ein neues, geistliches Leben gehören, sollen auch Geduld und Ausdauer weitere Begleiter sein. Franz von Sales überfordert uns nicht. Er spricht vielmehr davon, den Weg *„Schritt für Schritt“* zu gehen. Er ermutigt seine Schützlinge unermüdlich, bei Rückschlägen nicht aufzugeben, sondern immer wieder neu zu beginnen. In einem Brief schreibt er: *„Haben Sie Geduld mit allen, in erster Linie aber mit sich selbst. Damit will ich sagen, dass Sie nicht verstört werden sollen ob Ihrer Unvollkommenheiten und dass Sie immer den Mut haben sollen, sich wieder zu erheben. Ich freue mich, dass Sie jeden Tag wieder neu beginnen; es gibt kein besseres Mittel zur Vollendung des geistlichen Lebens, als immer wieder zu beginnen und niemals zu denken, genug getan zu haben.“*

Einen wichtigen Schlüssel dafür stellt für Franz von Sales die ALLTAGSTAUGLICHKEIT der Frömmigkeit dar – unsere vierte Blume. Ein geistliches Leben, das nur in Schutzräumen eine Überlebenschance hat, ist seine Sache nicht. Stattdessen drängt er darauf, inneres und äußeres Leben zu verbinden – jeder in seinem Stand und Beruf. Treffend sagt er: *„Die echte Frömmigkeit schadet keinem Beruf und keiner Arbeit; im Gegenteil, sie gibt ihnen Glanz und Schönheit. Kostbare Steine erhalten einen höheren Glanz, jeder in seiner Farbe, wenn man sie in Honig legt. So wird auch jeder Mensch wertvoller in seinem Beruf, wenn er die Frömmigkeit damit verbindet. Die Sorge für die Familie wird friedlicher, die Liebe zum Gatten echter, der Dienst am Vaterland treuer und jede Arbeit angenehmer und liebenswerter.“*

Die Blume der FREIHEIT soll schließlich unsere floristische Auswahl abschließen. Besonders in seinen Briefen an Johanna von Chantal, mit der ihn eine tiefe geistliche Freundschaft verbindet, erwähnt Franz von Sales häufig das Wort „Freiheit“. Berühmt ist sein Ausspruch *„Alles aus Liebe, nichts aus Zwang“*. Er stammt aus einem Brief an Johanna, in dem es weiter heißt: *„Man muss mehr den Gehorsam lieben, als den Ungehorsam fürchten. Ich lasse Ihnen den Geist der Freiheit; nicht jenen, der den Gehorsam verneint, denn dies ist die Freiheit des Fleisches, sondern jenen, der Zwang, Skrupel und Hast ausschließt.“* Freiheit, wie sie Franz von Sales meint, bedeutet nicht, sich alle Möglichkeiten offenzuhalten – noch weniger, gelebte Spiritualität von Lust und Laune abhängig zu machen. Echte Gottesliebe ist für ihn *„weit entfernt von Liederlichkeit und lockerem Leben“*. Stattdessen fordert er: *„In allem herrsche Freiheit und Freimütigkeit, wir wollen kein anderes Gesetz und keinen anderen Zwang haben als den der Liebe“*.



Buchcover der Philothea
Franz-von-Sales-Verlag

Franz von Sales wurde – das sei abschließend bemerkt – als „Lehrer der Liebe“ zum Kirchenlehrer erhoben. Seine Philothea reiht sich in den Kanon der spirituellen Literatur ein. Sie gehört damit auch heute noch zu den bedeutendsten 50 Werken der christlichen Spiritualität.

24. Januar 2016

Silja Walter: *„Dahinter, da ist etwas.“*

In einem Buch, das vor acht Jahren erschien, wird Silja Walter als eine der großen Gestalten der christlichen Spiritualität aufgeführt, die in unserer heutigen Zeit für Aufbruchsfreude und Geistesgegenwart stehen. Die benediktinische Ordensfrau befindet sich dabei in einer Reihe mit Frère Roger Schutz, Henri Nouwen, Jean Vanier und Madlein Delbrêl.

Mancher mag vielleicht fragen: Wer ist denn diese Silja Walter? Sie begegnet uns jedes Mal, wenn wir aus dem Gotteslob das schöne Lied Nr. 479 singen. Denn der Text stammt aus ihrer Feder und beginnt so:

„Eine große Stadt ersteht,
die vom Himmel niedergeht in die Erdenzeit.
Mond und Sonne braucht sie nicht,
Jesus Christus ist ihr Licht, ihre Herrlichkeit.“

Silja Walter hat die Gabe, mit ihrer Sprache eindrückliche Bilder entstehen zu lassen. Bilder, die unser inneres Sehnen und Fühlen wecken. Ihr literarisches Talent wird schon frühzeitig entdeckt und gefördert. Zuerst von ihrem Vater, der selbst als Schriftsteller und Verleger tätig war. Später von den großen Schweizer Verlagen. Als sie 25 Jahre alt ist, erscheint ihr erster Gedichtband. Ihr Gesamtwerk umfasst über 60 Einzelwerke – darunter zahlreiche Gedichtbände, Theaterspiele und einige Erzählungen.

Mit 89 Jahren schreibt Silja Walter ihre Biografie und ordnet dabei ihr literarisches Schaffen in ihren gleichermaßen schwierigen wie heilsamen Lebensweg ein. Ihre Werke sind ein Spiegel ihres Werdegangs, ein Abbild ihres Suchens und Ringens um die eigene Bestimmung.

Silja Walter: geboren 1919 in Rickenbach in der Schweiz und aufgewachsen in einem katholischen Elternhaus mit viel Sinn für Musik und Literatur

Foto: Kloster Fahr

„Ich find mich nicht.“

Schon als Vierzehnjährige schreibt Silja Walter über *„die suchende, tastende, ruhelose Seele*“, die sie in sich spürt. Die Frage, die sie umtreibt, zielt auf das Eigentliche des menschlichen Daseins ab: Auf die Frage nach der Zielrichtung des Lebens. In einem ihrer Tanzspiele fragt sie deshalb:

„Wer ist die höchste
oder tiefste Mitte,
in die wir steigen müssen
oder fallen?“

Schonungslos zeigt Silja Walter auch die Gefahr auf, diese Frage einfach zu ignorieren. Häufig verwendet sie dabei das Motiv des Tanzes. Der Mensch neigt dazu, herauszutanzen aus der Wirklichkeit, aus der Scham und der Angst vor der Belanglosigkeit. Doch irgendwann ist der Tanz zu Ende und mit ihm die Leichtigkeit des Seins. Dann quält die Frage nach dem Sinn des Lebens von Neuem.

Das Suchen erhält bei Silja Walter im Laufe der Zeit einen melancholischen Grundton und mündet schließlich im Erkennen der eigenen Verlorenheit, wovon ihr Gedicht „Mein kleiner Hund und ich“ erzählt, veröffentlicht 1950 im Arche-Verlag:

Mein kleiner weißer Hund und ich,
Wir gehen durch alle Türen.
Wir suchen dich. Wir suchen mich.
Wir weinen und wir frieren.

Der Regen kreiselt groß im See,
Wirft Ringe in die Runde.
Ich weiß nicht, wo ich geh und steh
Mit meinem kleinen Hunde.

Die Welt ist weit. Und weit bist du.
Wo enden Weg und Reise?
Ich hör dem großen Regen zu –
Mein kleiner Hund bellt leise.

Ich find dich nicht. Ich find mich nicht.
Mit dir ging ich verloren.
Mein Hund blickt trüb, und mein Gesicht
Press ich an seine Ohren.

„…es ruft herüber zu mir“

Als ihr die Veröffentlichung der frühen Gedichte Lob und Anerkennung in der literarischen Welt einbringen, wendet sich die Stimmung. Silja Walter glaubt nun, ihre große Lebensbestimmung gefunden zu haben. Im Rückblick schreibt sie in ihrer Biografie: „*Mein Dasein hatte Sinn, meine Dasein hatte Bedeutung … Damit lief ich herum, in voller Zuversicht, glücklich zu werden. … Ich werde ein schöpferischer Mensch sein.*“

Doch kurz darauf liest sie in einem Buch: „*Der Prototyp des Menschen ist der Heilige*“ und die noch junge Selbstsicherheit beginnt mit der Frage wieder zu zersplittern: „*Der Heilige, nicht der Künstler?*“ Silja Walter beginnt, ihren Blick auf andere Dinge zu lenken. Sie erinnert sich an die Lektüre, die sie berührte, als sie durch die Erkrankung an Lungentuberkulose für drei Jahre ans Bett gefesselt war: An das Traktat der Gottesliebe von Franz von Sales. Damit erhält ihr Suchen eine neue Richtung. Sie fragt nach dem „*Wohin*“.

Eine einschneidende Wirkung hat für Silja Walter das Erleben des Sonnenaufgangs am Schwarzsee im Wallis, den sie in ihrer Biografie immer wieder erwähnt: *„Auf einmal überkam mich eine große Ruhe. Ich stand, stand nur noch da. Nichts weiter. Wie lange weiß ich nicht. Die Sonne kam, aber meine Frage «Wohin» blieb unbeantwortet.“*

Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten. Neun Tage später hört sie in der Frühmesse in Randa die biblische Frage *„Wo bist Du?“* Und sie schreibt dazu in ihrer Biografie: *„Diese Frage Gottes an den Menschen im ersten Garten der Welt stieß wie ein großer dunkler Vogel auf mich herunter.“ … „Aber wohin sollte ich gehen?“* Silja Walter hört sich herausgerufen aus dem Gebüsch, in dem sich Adam einst versteckte. Ein Ruf, der zurück zu Gott und damit zum Heil zu führen verspricht. Ein geheimnisvoller Ruf, wie sie in ihrem Werk „Ruf und Regel“ beschreibt: *„Es ruft über den Fluss. Was ruft? Über welchen Fluss? Ich weiß es nicht. Es ist nicht eigentlich ein Fluss. Aber es ruft herüber nach mir. Überall ruft es herüber…“*

Silja Walter trifft eine kluge Entscheidung: Sie holt sich Rat bei Pater Ignaz H. von Einsiedeln. Der geistlich erfahrene Benediktiner führt die von Gott ergriffene Frau auf die Spur des Ordenslebens. *„Heraus aus Theater mit Tanz in den Tanz vor Gott, den «Tanz des Gehorsams» im Kloster Fahr“*, so beschreibt sie ihre Kehrtwende. Im Jahr 1948 folgt der Eintritt ins Kloster Fahr mit der inneren Einstellung: *„Rufer, da bin ich!“*

Kloster Fahr in der Nähe von Zürich, Foto: Wikimedia commons

Man möchte meinen, nun ist Silja Walter endlich angekommen, nun hat die Suche ein Ende. Aber mit dem Klostereintritt fangen die Probleme erst richtig an. Sie hat zwar erkannt, dass es den Menschen aufgetragen ist, *„aus der Tyrannei der Dinge herauszukommen und an dem, was ewig ist in der Zeit, teilzunehmen.“* Aber das ist ein weiter Weg, der nicht schon an der Klosterpforte endet.

„Der All-Tag als Weg … zu Gott“

Das Kloster wird für Silja Walter zur *„Wüste“*, in die sie sich von Gott geführt sieht. Sie vergleicht sich mit Gomer, der biblischen Hure, die ihrem Gott davonläuft und von ihm wieder zurückgeholt wird, freigekauft vom Sklavenmarkt.

Dass bei dieser Heimkehr der gewöhnliche Alltag zum alles entscheidenden Medium wird, ist sicher auch dem Rat ihres Onkels, dem Domkaplan, zu verdanken. Als ihr das Ordensleben unerträglich erscheint, empfiehlt er ihr ganz schlicht: *„Studier dein Kloster!“*

Silja Walter folgt dem Rat. Und sie findet starke Bilder für ihr Klosterleben, zum Beispiel das der Strohmatte, der sie einen ganzen Gedichtband widmet. Hier ein Auszug:

Tagsüber läuft Gomer
nun
über die Matte aus Stroh
eine gestreifelte Matte
aus halben und ganzen Stunden gestreifelt
rot, gelb und blau gestreifelt.
Darunter das ewige Leben.
…
Rot ist Gebet
Man möchte immer in rot sein
und glühen
…
Man muß aber ebenso gern
in die blaue Arbeit hineinstehen
…
Auf gelb ist die Lesung
und das ist das Schlimmste für Gomer.

Zeichnung von Silja Walter aus: Der Tanz des Gehorsam oder Die Strohmatte, Arche Verlag 1950

Silja Walter begreift ihr Klosterleben mehr und mehr als Weg der Erkenntnis: *„Das Ganze, Gott und die Welt, … muss ich durchschauen, … nicht einfach theologisch erkennen, vielmehr innerlich als Wahrheit sehen und sich darin.“*

Deshalb kann sie hinter all den Schwierigkeiten, die sich im Kloster auftun, auch das Ewige wahrnehmen. Hinter ihrer körperlichen Schwäche bei der Feldarbeit und ihrem manchmal etwas halsstarrigen Wesen, hinter ihrer Schüchternheit und ihrem Hochmut. Im Lied der Armut formuliert sie das so: *„Ist hinter allen Dingen, die scheinbar nicht gelingen, doch Einer, der mich liebt.“*

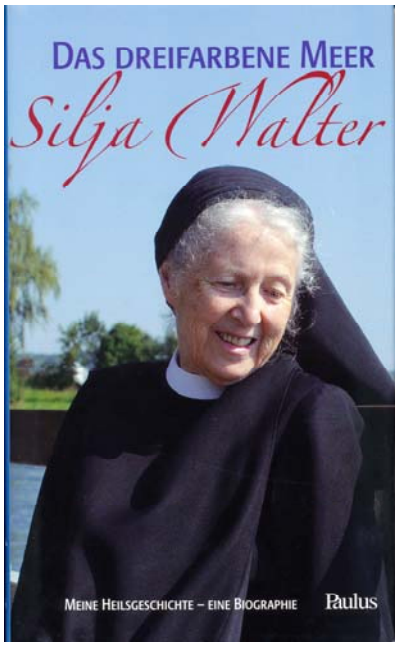
In ihr erwacht eine neue Liebe zur Natur mit all ihren Möglichkeiten, sinnlich wahrzunehmen. Auch die monotone Handarbeit gibt ihr Raum, sich in Gottes Wirklichkeit mit hineinnehmen zu lassen. Zeitlebens beschäftigt sie sich mit der Regel des hl. Benedikts, die ihr Leben bestimmt. Sie spürt dem Geheimnis dieser uralten Weisungen nach und widmet ihr drei Werke.

Sie weiß: *„Nie ist im geistlichen Leben alles in Ordnung. Immer geht es hinaus ins Unendliche, Unhaltbare, Boden- und Uferlose, das nicht außerhalb liegt, sondern sich als Geheimnis des Lebens schlechthin im Innern des suchenden Menschen niederlassen kann – das Meer, das dreifarbene, dreifaltige Meer…“*

Letztlich hat sie *„keine Wahl, als in Gott hineinzulaufen und nie mehr herauszukommen“.*

„Du bist und Du liebst mich.“

Der Himmel ist für Silja Walter nicht etwas Fernes. Er ruht schon, wie es in einem Gedicht steht, in uns selbst *„zuunterst … tief unterm Sehn und Verstehn*“. Himmel und Welt, so ist die Dichterin überzeugt, sind als Ganzes gedacht. Wir finden das Ewige im Alltag, unter der Strohmatte unserer täglichen Verpflichtungen.



Buchcover der Biografie

Für Silja Walter wird die Lebensgeschichte zur Heilsgeschichte, wird als das mühevolle Ringen zu einer Heimkehr zu Gott.

Ihr eindrückliches Lebenszeugnis, niedergeschrieben in ihrer Biografie und den zahlreichen lyrischen Texten, lässt keinen Zweifel aufkommen: Um zu Gott heimzukehren, braucht es das wache Suchen und Fragen. Es braucht den Mut, inneres Erleben zuzulassen und zu reflektieren. Es braucht Worte, um all das Wahrgenommene zu fassen und der Sehnsucht nach Mehr einen Raum zu schaffen. Es braucht den Entschluss, nicht in der Traurigkeit, Zorn oder Gleichgültigkeit zu verharren. Es braucht letztlich eine Antwort auf Gottes Ruf, den Aufbruch in ein neues Leben.

Silja Walter hat zahlreiche Texte hinterlassen, die uns für einen solchen geistlichen Weg inspirieren können. Deswegen wollen wir die Dichterin zum Schluss noch einmal im Originalton hören und uns anstecken lassen von ihrer Gewissheit, dass Gott da ist und uns liebt:

„Wo hab ich es her, dass ich weiß, dass Du bist?
Ich weiß es nicht. Niemand weiß, warum ich das weiß.
Wie kam ich darauf, dass Du mich liebst? Ich weiß es nicht.
Niemand weiß, warum ich das weiß.
Du bist, und du liebst mich.
Das weiß ich an allem Nichtwissen vorbei.
Ich bin nämlich kein Stern, von dir geworfen ins All,
dich zu umkreisen, bis er verlöscht.
Doch brennen muss ich wie er, an deinem Feuer aufbrennen zu dir.
Es geht nicht anders.
Daß ich dich liebe, mein Gott, das weiß ich."

31. Januar 2016

Von einer Freude zu anderen

Die Sorgen des Lebens für eine Weile vergessen, die Last des Alltags abschütteln und einfach einmal richtig fröhlich sein – diesem Anliegen haben sich unzählige Faschingsveranstaltungen verschrieben. In keiner Zeit wird das Sehnen des Menschen nach Freude, Glück und Leichtigkeit des Lebens so augenscheinlich wie in den Faschingstagen. Schon in der Antike galt die Freude der Seele als höchstes Ziel, nach dem es zu streben gilt. Viele große Denker haben sich mit der Frage beschäftigt, wie solch ein Lebensglück zu erreichen sei – allen voran Epikur, der sogar eine Philosophie der Freude entwickelte.

Fasching – das heißt: Kostüm, Musik und gute Laune, wie hier auf dem Clownsbild von Ute Mertens.

Die Sorgen des Lebens für eine Weile vergessen, die Last des Alltags abschütteln und einfach einmal richtig fröhlich sein – diesem Anliegen haben sich unzählige Faschingsveranstaltungen verschrieben. In keiner Zeit wird das Sehnen des Menschen nach Freude, Glück und Leichtigkeit des Lebens so augenscheinlich wie in den Faschingstagen. Schon in der Antike galt die Freude der Seele als höchstes Ziel, nach dem es zu streben gilt. Viele große Denker haben sich mit der Frage beschäftigt, wie solch ein Lebensglück zu erreichen sei – allen voran Epikur, der sogar eine Philosophie der Freude entwickelte.

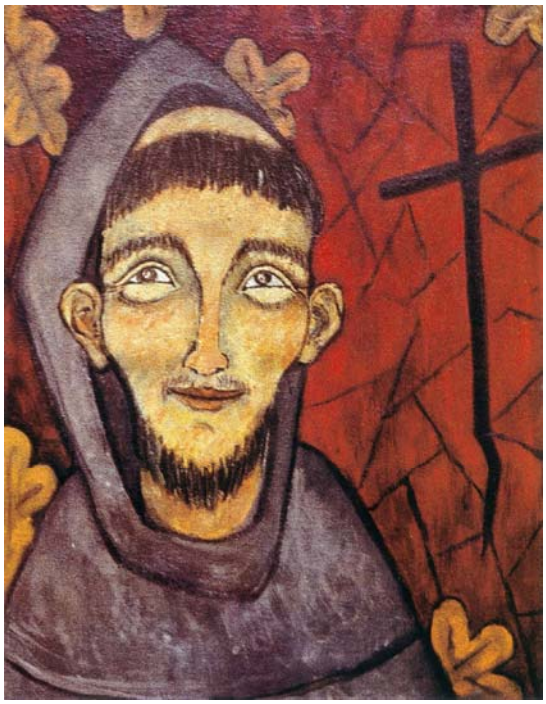
Während sich antike Philosophen vor allem auf die Frage konzentrierten, welche Dinge die Freude hemmen und deshalb zu vermeiden sind, wendet die christliche Tradition den Blick von Anfang an in eine andere Richtung. In der **Bibel** ist von unaussprechlicher und vollkommener Freude die Rede, die nur in Gott zu finden ist. Im Galaterbrief – um 55 n.Chr. von Paulus verfasst – wird die Freude als Frucht des Geistes vorgestellt, als Schwester von Liebe, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte und Treue (Gal 5,22).

Diese vollkommene Freude suchten manche frühe Christen zum Beispiel in der Wüste. Diese sogenannten **Wüstenväter** waren überzeugt: Nur Gott kann jene Freude schenken, nach der sie sich sehnten. Der Weg dorthin führte für sie über den Verzicht auf irdische Freuden. Deshalb wandten sich die asketisch lebenden Mönche bewusst von den Freuden der Welt ab und verzichteten auf alle sinnlichen Vergnügen, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens.

Den Unterschied zwischen den Freuden der Welt und der Freude, die aus Gott kommt, hat der bekannte Kirchenvater **Augustinus** schön beschrieben. Im zehnten Buch seiner Bekenntnisse heißt es: *„…es gibt eine Freude, welche den Gottlosen nicht zuteil wird, sondern nur denen, welche dir um deinetwillen dienen und deren Freude du selbst bist, Und das eben ist das glückselige Leben, sich an dir, nach dir und deinetwegen zu freuen; das ist's und kein anderes. Die aber ein anderes dafür halten, suchen eine andere Freude, die nicht die wahre ist. Immer jedoch ist es ein Abbild von Freude, dem ihr Wille zugewandt bleibt.“*

Auch **Meister Eckart** spricht in einer Predigt, *„dass diese ganze Welt eine gleiche Freude nicht zu bieten vermag!“* Und diese Freude ist uns nahe. Mehr noch: Sie ist in uns. Und, so Meister Eckhart weiter, auch Gott empfindet Freude. *„Durch jegliches Werk des Gerechten, wie gering es auch sein mag, …durch das wird Gott* erfreut, ja durchfreut*, denn nichts bleibt in seinem Grunde, was nicht von Freude durchkitzelt würde.“*

Daran schließt auch **Dietrich Bonhoeffer** an, wenn er den Ursprung aller wahren Freude in der Freude Gottes an uns sieht.



Franz von Assisi war zeitlebens eine Frohnatur. Aber diese Freude hat sich auf seinem Glaubensweg gewandelt. Je näher er Gott kam, umso unerschütterlicher wurde sie. Ölbild von Hildegard Hendrichs aus dem Jahr 1960

In den Fioretti, einer bekannten Lebensbeschreibung über **Franz von Assisi**, ist eine Begebenheit überliefert, die uns ebenfalls von dieser besonderen Freude berichtet. Als Franziskus und Bruder Leo an einem strengen Wintertag nach Portiuncula zurückkehren, sagt Franziskus *„Bruder Leo, schreib … was die wahre Freude ist. Es kommt ein Bote und sagt, dass alle Magister von Paris zum Orden gekommen sind. Schreibe: Das ist nicht die wahre Freude. Ebenso, alle Prälaten jenseits der Alpen, die Erzbischöfe und Bischöfe; ebenso der König von Frankreich und der König von England. Schreibe: Das ist nicht die wahre Freude. Ebenso, dass meine Brüder zu den Ungläubigen gegangen sind und sie alle zum Glauben bekehrt haben; ebenso, dass ich von Gott solch große Gnade erhalten habe, dass ich Kranke heile und viele Wunder wirke. Ich sage dir, dass in all dem nicht die wahre Freude ist.“*

Auf die Frage, was aber ist die wahre Freude ist, antwortet Franziskus: Wenn er seine innere Ruhe nicht verliert – selbst dann nicht, wenn die äußeren Umstände gegen ihn stehen. Kein Leid der Welt kann wahre Freude trüben, kein Glück der Welt kann sie mehren.

Es ließen sich noch viele andere Beispiele anbringen, denn von dieser wahren Freude berichten uns nahezu alle großen christlichen Glaubenszeugen. Aber was heißt das nun für uns? Heißt das: Fasching ade? Heißt das: Überhaupt keine Vergnügungen mehr?

Nun, im Sinne der Unterscheidung der Geister sollten wir immer fragen: Wo kommt sie her, wo führt sie hin – diese Freude. Oder anders formuliert: Welche Motivation liegt hinter unseren Anstrengungen? Soll mit Jubel-Trubel-Heiterkeit nur unsere innere Leere ausgefüllt werden? Brauchen wir die Auftritte, um uns selbst in den Mittelpunkt zu rücken? Und wohin führt unser Tun? Ist es nicht so, dass fröhliche Ausgelassenheit oft auf Kosten anderer geht? Zum Beispiel, wenn wir uns über Schwächen und Macken anderer lustig machen.

Natürlich gibt es auch die Freude an den wirklich schönen Dingen des Lebens: Die Freude an einer faszinierenden Landschaft, an berührender Musik und Poesie; die Freude an einem geliebten Menschen, auch an sich selbst. Solche irdischen Freuden kann man als Vorboten der wahren Freude ansehen – als Vorgeschmack, auf das, was uns Christen versprochen ist: Freude, die alles Bisherige übersteigt. Eine vollkommene Freude. Eine himmlische Freude. Eine „Überfreude“, wie Meister Eckhart sagt. Auf unserem geistlichen Weg sind wir gerufen, diese wahre Freude zu suchen und ihrer Spur weiter zu folgen. Wir sollen von einer Freude in die andere gehen – von der weltlichen in die himmlische. Von der Faschingsfreude in die Osterfreude. Erstere lässt sich vielleicht noch organisieren, letztere können wir nur mit offenen Herzen empfangen.

7. Februar 2016

Fasten – damit uns die Augen aufgehen!

Fastenzeit – das bedeutet für viele, auf bestimmte Genüsse und Annehmlichkeiten zu verzichten. Kein Alkohol. Kein Fleisch. Keine Schokolade. Vielleicht auch Einschränkungen beim Freizeitverhalten. Weniger Internet. Weniger Fernsehen. Weniger Sofa. Doch die ewig gleichen Vorsätze haben viele von uns schon ermüdet. Deswegen bemühen sich einige Organisationen um mehr Kreativität bei den Fastenangeboten.

Die Evangelische Kirche ruft zum Beispiel seit 2008 die Aktion **„Sieben Woche ohne“** ins Leben. Sieben Wochen ohne Zaudern. Ohne Ausreden. Ohne falschen Ehrgeiz. Ohne falsche Gewissheiten. Und in diesem Jahr: Ohne Enge. Dieses „Ohne“ soll Appetit machen auf das „Für“. Diesmal: Für ein großes Herz! Die Fastenteilnehmer sind aufgerufen, ihre Achtsamkeit auf ihr Herz zur richten – ein Herz, das mitfühlt, das teilt und verzeiht.

Eine andere Fastenaktion lautet **„Sieben Wochen mit“**. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland hat die ökumenische Initiative gestartet, sieben Wochen lang den Fokus auf regionale Produkte und Erzeugnisse aus Fairem Handel zu richten. Fastenzeit heißt hier, vor allem das Konsumverhalten zu überdenken.
Eine weitere Möglichkeit bieten **Exerzitien im Alltag**, die besonders in der Fastenzeit angeboten werden. Auf dem Internetportal www.oekumenische-alltagsexerzitien.de gehen die geistlichen Übungen diesmal auf das Thema „Getröstet leben” ein.

Die Beispiele lassen sich fortsetzen. Immer geht es um eine besondere Zeit, das eigene Denken und Tun kritisch zu beleuchten und in eine andere Richtung zu lenken. Es geht um ein besseres Verhältnis zu Gott, zu mir selbst und zu den Mitmenschen.

Ermutigung für das Fasten können wir in der **Heiligen Schrift** finden. Denn den großen Gottesbegegnungen gingen oftmals Fastenzeiten voraus. Moses aß und trank vierzig Tage nichts, als ihm Gott auf dem Berg Sinai erschien (Ex 34,28). Elias lief vierzig Tage ohne zu essen zum Berg Horeb, wo ihn Gott persönlich ansprach. (1 Kön 19,8). Und auch Ester berichtet vom gemeinschaftlichen Fasten als Voraussetzung dafür, dass Gott das Schicksal ihres Volkes zum Guten gewendet hat (Est 4,16).

Fasten muss dabei nicht unbedingt freiwillig geschehen. Beim Auszug des Volkes Israel aus der Abhängigkeit des ägyptischen Pharaos werden die Menschen in die Wüste geführt und damit in eine lebensfeindliche Welt, in Hunger und Durst. Doch in diesen schweren Wüstenzeiten erlebt das wandernde Volk immer wieder auch, dass sein Gott eingreift und seine Not auf wundersame Weise abwendet. Davon erzählt zum Beispiel die Geschichte, als Gott in der Wüste Sin Brot vom Himmel regnen lässt. Er bedeckt die Wüste rund um das Lager mit Manna; es war *„weiß wie Koriandersamen und sein Geschmack wie Kuchen mit Honig“* (Ex 16,31). Erstaunlich ist: Gott reagiert damit auf das Murren der Menschen, die lieber satt an den Fleischtöpfen Ägyptens gestorben wären, als weiter zu hungern.

s

© Sieger Köder, Da sagten sie zueinander: Manna? Was ist das? – Abbildung aus *Die Bilder der Bibel von Sieger Köder. Erschließende und meditative Texte.* Hrsg. von Gertrud Widmann, Ostfildern 1996.

Sieger Köder hat diese biblische Szene farbenfroh ins Bild gesetzt. Am Horizont beginnt schon der Morgen, die dunkle Nacht zu verdrängen. Die ersten Frauen und Männer sind aus ihren Zelten gekrochen und staunen über die seltsame Gabe, die am Boden liegt. Manche besehen sich die weiße Masse, andere kosten schon vorsichtig. Wieder andere greifen mit beiden Händen zu. Es gibt auch einen Mann, der noch abzuwarten scheint und das Geschehen aus der Ferne beobachtet. Vielleicht verschlafen auch einige das Wunder – die verschlossenen Zelte im Hintergrund lassen es vermuten.

Besonders auffällig sind die beiden Männer im Vordergrund. Sie tragen einen Gebetsschal und ihre Augen sind weit aufgerissen. Waren sie schon beim Morgengebet, als sie die Gottesgabe entdeckten? Oder bedeckten sie ihr Haupt aus Ehrfurcht, nachdem sie das Erbarmen Gottes sahen? Auf jeden Fall deuten ihre großen Augen darauf hin, dass sie etwas Ungewöhnliches, etwas völlig Neues in den Händen halten.

Im Rückblick erinnert Moses, dass der Hunger entscheidend für diese Gottesgabe war. Im Deuteronomium heißt es:

„Durch Hunger hat er [Gott] dich gefügig gemacht
und hat dich dann mit dem Manna gespeist,
das du nicht kanntest und das auch deine Väter nicht kannten.“ (Dtn 8,3)

Für uns, die wir vielleicht auf der Suche nach einem sinnvollen Fastenvorsatz sind, kann die biblische Erzählung vom Manna eine wichtige Wegweisung sein: Nicht dem satten Volk gab sich Gott zu erkennen, sondern dem hungernden.

Die frühen Christen wussten noch besser um diesen Zusammenhang. Die **Wüstenväter** setzten das Fasten als wichtige Waffe im Kampf um ihr Seelenheil ein. Von Abbas Johannes Kolobos ist zum Beispiel folgender Spruch überliefert: *„Wenn ein König eine feindliche Stadt einnehmen will, dann bemächtigt er sich zuerst des Wassers und schneidet die Zufuhr ab, und wenn sie am Verhungern sind, unterwerfen sie sich ihm. So ist es auch mit den Begierden des Fleisches: Wenn der Mensch mit Fasten und Hungern gegen sie zu Felde zieht, dann werden die Feinde gegen die Seele kraftlos“* (Spruch 318)

Auch die **Kirchenväter** schätzen das Fasten. Basilius von Cäserea bringt in einer Predigt dafür ein Bild aus der Medizin: *„Wie die Würmer im Gedärm der Kinder durch gewisse sehr bittere Arzneien vertrieben werden, so tötet das Fasten, das wirklich diese Bezeichnung verdient und auch in die Seele eindringt, die tief wurzelnde Sünde.“*

Freilich birgt das strenge Fasten – das zeigt sich auch in der weiteren Geschichte des Christentums – die Gefahr von Übertreibung, Einseitigkeit und Verzweckung in sich. Aber das soll das Bild nicht verstellen, das uns Sieger Köder aus den biblischen Berichten anschaulich macht: Wenn der Mensch aus seinen bisherigen Abhängigkeiten aufbricht, wird er an Orte geraten, an denen er vor Hunger fast umkommt. Aber er betritt zugleich auch den Boden, auf dem unerwartet etwas völlig Neues fallen kann. Etwas, das uns die Augen aufgehen lässt.

14. Februar 2016

Manchmal braucht es ein Wunder –
das geistliche Gespräch zwischen Scholastika und Benedikt

Der Mensch spricht jeden Tag durchschnittlich 16 000 Wörter; das hat der Sprachwissenschaftler Matthias Mehl von der University of Arizona ermittelt. Leider gibt es keine Studien, wie wir diese Worte aufteilen. Es wäre einmal interessant, unser Reden dahingehend zu beobachten, wie viel Notwendiges gesagt wird; wie viel Nutzbringendes und Schönes, aber auch wie viel Belangloses oder gar Schädliches. Wissenschaftler sind jedenfalls überzeugt: Wir reden zu viel. Doch diese Meinung ist nicht neu; sie deckt sich mit der Lehre und der Praxis vieler großer Gestalten der christlichen Spiritualitätsgeschichte – von Menschen, die ganz bewusst ihre Zunge zügelten und sparsam mit Worten umgingen. Mit einer Ausnahme!

Deckenfresko mit dem geistlichen Gespräch zwischen Benedikt und seiner Schwester Scholastika in der Klosterkirche Oberelchingen, Foto: Pfr. Ralf Gührer

Eine solche Ausnahme ist auf einem Deckenbild in der Wallfahrtskirche in Oberelchingen dargestellt. Diese Kirche befindet sich am Rande der Schwäbischen Alb, keine 10 km von Ulm entfernt. Sie gehört zu den Resten einer altehrwürdigen Benediktinerabtei, die schon im 12. Jahrhundert gegründet wurde. Das erklärt auch, warum wir im Kircheninneren etliche Abbildungen des Ordensgründers, des hl. Benedikts von Nursia, finden können.

Auf dem besagten Deckenfresko sehen wir Benedikt im Gespräch mit seiner Zwillingsschwester Scholastika. Es ist nicht irgendein Gespräch; es ist eine außergewöhnliche Begegnung. Eben eine Ausnahmesituation, sonst wäre sie nicht an der Kirchendecke in Oberelchingen und auch in verschiedenen Buchillustrationen verewigt worden.

Die beiden Geschwister sind einander zugewandt. Benedikt scheint gerade etwas gestikulierend zu erläutern, während Scholastika aufmerksam zuhört. Ihre Hände sind über der Heiligen Schrift gefaltet wie bei einem Gebet. Eine große Ruhe geht von ihr aus.

Dieselbe Farbe der Ordensgewänder verbindet die beiden zu einer sichtbaren Einheit. Aufmerksamkeit verdient der Zwischenraum, denn in ihm finden sich Gegenstände mit großer Symbolkraft. In der Mitte steht ein Kruzifix und erinnert an Jesu Zusage "*wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen*" (Mt 18,20). Die Öllampe, die über dem Kreuz hängt, lässt sich als Zeichen der Wachsamkeit deuten, vielleicht auch als Anwesenheit des Heiligen Geistes. Der Totenkopfschädel auf dem Tisch verweist auf die Endlichkeit und kündet vermutlich den nahen Tod von Scholastika an, die – so erzählt Gregor der Große ein Kapitel später – drei Tage nach der Begegnung stirbt.

Der Freskenmaler hat sich diese Szenerie nicht ausgedacht. Wir finden sie in der Lebensbeschreibung des hl. Benedikts, die uns Papst Gregor der Große in seinem zweiten Buch der Dialoge hinterlassen hat. In einer der vielen Episoden, die der bedeutende Kirchenmann in der Vita ordnete, wird von der dargestellten Begegnung berichtet. Benedikt und Scholastika treffen sich einmal im Jahr, um sich – so steht es in der Vita wörtlich – *„in heiligen Gesprächen ihre Erfahrungen über das geistliche Leben aus[zu]tauschen und sich gegenseitig [zu] stärken".* Dazu muss der ehrwürdige Benedikt sein Kloster verlassen und in das nahegelegene Gut heruntersteigen. Den ganzen Tag verbringen die beiden *„im Lob Gottes und im geistlichen Gespräch".* Das Treffen, von dem Papst Gregor berichtet, verläuft jedoch anders als sonst. Denn als die Nacht hereinbricht und Benedikt in sein Kloster zurückkehren will, bittet ihn Scholastika, noch zu bleiben, um auch noch die Nacht für den geistlichen Austausch zu nutzen und *„bis zum Morgen von den Freuden des himmlischen Lebens sprechen [zu] können".*

Benedikt lehnt energisch ab, denn die von ihm aufgestellte Ordensregel verbietet es ihm, ohne Grund die Nacht außerhalb des Klosters zu verbringen. Als das Bitten nicht fruchtet, greift seine Schwester zum Äußersten: Sie fleht Gott unter Tränen um Hilfe. Und nun geschieht das Wunder: Gott erhört ihr Gebet, bevor sie es beendet hat. War eben noch kein Wölkchen am Himmel zu sehen, so setzt unvermittelt ein gewaltiger Wolkenbruch ein, der den Rückweg Benedikts unmöglich macht. Der Ordensvater muss einsehen, dass seine Schwester bei Gott mehr bewirken kann, weil die Liebe zu Gott stärker ist als jede noch so gute Regel. Mit einem Schriftwort führt Gregor der Große am Schluss der Erzählung die Begründung an: *„Nach einem Wort des Johannes ist Gott die Liebe; so ist es ganz richtig: Jene vermochte mehr, weil sie mehr liebte."*

Papst Gregor schildert die Begebenheit als große Lektion, die Scholastika ihrem Bruder erteilt. Er will aber nicht nur eine Episode aus dem Leben Benedikts überliefern, sondern auch seine Leser unterweisen, was für den geistlichen Weg des Einzelnen von Bedeutung ist. Auf dem Glaubensweg besteht immer die Gefahr, an bestimmten Stellen stehenzubleiben. Für Benedikt war es das kompromisslose Befolgen des Gesetzes. Im geistlichen Gespräch mit seiner Schwester lernt der Ordensmann, dass Gott mehr erwartet als die Einhaltung der eigenen Regeln und Grundsätze für die Glaubenspraxis. Gott will unsere Liebe zu ihm – eine Liebe, die sich letztlich auch in dem Wunsch widerspiegeln kann, einen geliebten Menschen länger als üblich bei sich zu haben.

Wichtig ist sicher, dass Scholastika keine Belanglosigkeiten mit Benedikt austauscht. Zur Sprache kommt nicht der neuste Klatsch und Tratsch aus dem Gemeinschaftsleben, sondern die eigenen Erfahrungen im Glauben. Alles wird im Lichte von Gottes Wirken betrachtet und mit dem Gleichgesinnten ausgetauscht. Das Gespräch mit dem geistlichen Bruder und das Gespräch mit Gott gehen ineinander über. Ja, im entscheidenden Moment wird das Gespräch bei Scholastika selbst zum Gebet, das Gott nicht unberührt lässt. In der gemeinsamen Ausrichtung auf Gott kann der Austausch zu wichtigen Einsichten führen. So ist es folgerichtig, dass Benedikt nicht schmollt, als er seinen Willen nicht durchsetzen kann, sondern sich in die gottgewirkte Situation fügt und tatsächlich den geschwisterlichen Austausch über die ganze Nacht fortsetzt.

21. Februar 2016

Agnes von Böhmen – Landespatronin und Hoffnungsträgerin Böhmens

Am 2. März gedenken unsere tschechischen Nachbarn der hl. Agnes von Böhmen. Die berühmte Königstochter lebte und wirkte in Prag, also nur 120 km Luftlinie von uns entfernt. Das soll uns Anlass sein, diese bemerkenswerte Frau etwas näher kennenzulernen. Bemerkenswert ist sie vor allem wegen ihrer Courage, sich gegen die Pläne der Königsfamilie und auch gegen den Zeitgeist in Kirche und Gesellschaft zu stellen. Das einfache Volk liebt sie und hält sie für etwas ganz Besonderes. Glaubt man einer alten Prophezeiung aus dem 15. Jahrhundert, hängt sogar noch heute das Wohl ganz Tschechiens von dieser Heiligen ab.

Agnes hat eine bewegte Biografie. Sie wird um 1211 in das bedeutende Herrschergeschlecht der Přemysliden hineingeboren. Ihr Vater Ottokar I. ging in die Geschichtsbücher ein, weil er das böhmische Königreich durch kluge politische Schachzüge festigte. Auch Agnes sollte dabei eine Rolle spielen. Denn um die Grenzen nach Osten zu sichern, arrangiert er die Verlobung mit Boleslaw von Schlesien – die erste Verbindung zwischen dem Hause Böhmens und den Habsburgern.

Hohe Ehre für eine böhmische Heilige: Das Bild der Agnes von Böhmen zierte die Fünfzig-Kronen-Note, bis sie aufgrund des Währungsabfalls im Jahr 2011 eingezogen wurde.

Doch das Schicksal will es anders. Auf wundersame Weise scheitern diese und alle weiteren machtpolitisch motivierten Heiratsvermittlungen – darunter auch die mit dem König von England und dem deutschen Kaiser. Im Alter von ungefähr 23 Jahren kehrt Agnes ihrer königlichen Herkunft den Rücken und wählt ein Leben in Armut. Die böhmische Königstochter lässt unweit der Moldau ein Spital für Arme erbauen. Später folgt der Klosterbau für die ersten Minoriten-Brüder, die von Italien nach Böhmen kommen, und das Kloster der hl. Klara. Letzteres ist das erste Klarissenkloster nördlich der Alpen, in das Agnes auch selbst eintritt und in dem sie später segensreich als Äbtissin wirkt.

Wir wissen nicht genau, was den Ausschlag für ihren radikalen Lebenswandel gibt. Sind es Verletzungen aus den gescheiterten Verlobungen? Ist es die frühe Prägung in einem Zisterzienserinnenkloster, in dem sie erzogen wurde? Oder spielen vielleicht fromme Verwandte und Bekannte eine Rolle? Denn Hedwig von Schlesien ist ihre Tante und Elisabeth von Thüringen ihrer Cousine. Wir wissen nur, dass Klara, die Gefährtin von Franz von Assisi, die Lebensentscheidung von Agnes in einem Brief freudig kommentiert. Wörtlich schreibt sie:

> *„… Ihr hättet außer anderem Prunk, Ehren und weltlicher Würde den außerordentlichen Ruhm genießen können, mit dem erlauchten Kaiser rechtmäßig vermählt zu werden, wie es eurer und seiner Hoheit geziemt hätte. Doch ihr habt all dies verschmäht. Ihr habt mit ganzer Seele und Leidenschaft des Herzens lieber die heiligste Armut und leibliche Not erwählt und einen Bräutigam edleren Geschlechts genommen, den Herrn Jesus Christus.“*

Mit den Klostergründungen betritt Agnes neues und zugleich schwieriges Terrain. Denn erstmals versucht sie ein Armenspital an ein Kloster anzubinden und mit einer Bruderschaft zu betreiben. Papst Gregor IX. missfällt diese Idee, wie ihm auch die gesamte aufbrechende Armutsbewegung nicht behagt. Erst nach seinem Tod kann Agnes den franziskanisch geprägten Orden der Kreuzherren mit dem Roten Stern gründen, den einzigen Orden, der bis heute in Böhmen entstand.

Die Klostergründungen allein erklären jedoch noch nicht die ungeheure Ausstrahlung, die Agnes auf ihre Mitmenschen ausübt. Schließlich gehören Klosterstiftungen in dieser Zeit zum guten Ton der Königshäuser. Aber nicht selten sind diese nicht so sehr von frommen Motiven geleitet, sondern eher politischen Zielen unterstellt – oft um das Herrschaftsgebiet zu stützen und auszuweiten. Nicht so bei Agnes! Das Besondere an ihr ist, dass sie nicht nur – wie sonst üblich – das Geld für den Spital- und Klosterbau besorgt, sondern sich auch selbst einbringt.

Agnes wählt freiwillig das bescheidene Leben einer Klarissin. Sie findet neue Wege bei der Organisation der Krankenfürsorge und beeindruckt vor allem mit ihrer Menschlichkeit. Das nebenstehende Bild zeigt ihre Hingabe an die Kranken und Leidenden: Agnes wendet sich einem Mann im Spital zu, der nackt und abgemagert in seinem Bett liegt. Das Brot, das Agnes dem Armen reicht, ist nicht nur Nahrung zur körperlichen Stärkung; es ist auch Sinnbild für Gottes Liebe und Barmherzigkeit.

Die hl. Agnes behandelt einen Kranken, Tempera auf Holz, von einem unbekannten Meister 1482, einst am Altar der Kreuzherren-Kirche, heute in der Nationalgalerie Prag (Agneskloster), Foto: Jeannette Gosteli

Agnes stirbt am 2. März 1282 in ihrem Kloster und wird in der St. Franziskus-Kirche in Prag bestattet. Schon bald beginnt der Kult um ihre Verehrung; sie wird zur Landespatronin Böhmens und zur Patronin der Kranken und Armen gekürt. Weil ihre Gebeine während der Hussiten-Kriege verlorengehen, verwehrt die Kirche die Heiligsprechung. Im 15. Jahrhundert wird von Johann Papoušek, einst Pfarrer an der Prager Teinkirche, die Prophezeiung aufgestellt, dass erst dann Ruhe und Friede nach Böhmen einkehren, wenn es gelingt, die Grabstätte von Agnes zu finden.

Auch wenn die Überreste von Agnes bis zum heutigen Tag verschollen bleiben, kommt es 700 Jahre nach ihrem Tod doch noch zu ihrer Heiligsprechung. Johannes Paul II. versucht auf diese Weise 1989 den Freiheitskampf in der Tschechoslowakei zu unterstützen. Als wenige Tage nach den offiziellen Feierlichkeiten in Rom die „Samtene Revolution“ in Prag ausbricht und das kommunistische Staatsregime zusammenfällt, spricht man dieses Wunder Agnes zu. Der bekannte Theologe und Publizist Tomáš Halík, der selbst einmal erwog, in den Orden der Kreuzherren vom Roten Stern einzutreten, formuliert zu dieser Zeit die einzige Prophezeiung aus dem 15. Jahrhundert um: *„Nicht das Auffinden ihrer Gebeine, sondern ihre Heiligsprechung werde dem Land gute Zeiten bringen.“*

Heute, gut 25 Jahre nach diesen Geschehnissen, ist auch in dieser Hinsicht Ernüchterung eingetreten. Die mit der „Samtenen Revolution“ wiedergewonnene Freiheit brachte zwar neue Möglichkeiten, aber auch neue Unruhen. Um den Weg zur wahren Glückseligkeit, zu wirklichem Frieden und Wohlergehen zu finden, braucht es genau genommen weder das Auffinden der Grabstätte, noch eine Heiligsprechung, vielleicht nicht einmal eine Revolution. Es genügt der Blick auf den Lebensweg der hl. Agnes von Böhmen; auf ihre bewusste Entscheidung, Gott zu ihrer Lebensmitte zu machen und mit dem eigenen Leben in Bescheidenheit und Hingabe für die Armen eine Antwort auf die Anziehungskraft von Geld, Ehre und Macht zu geben. Agnes hat – das bezeugt uns Klara in ihrem dritten Brief – das Irdische gegen das Himmlische getauscht und mit diesem Tausch eine un-

sägliche Freude gewonnen. Sie erinnert uns mit ihrem eigenen Lebensvorbild, dass nichts kostbarer und beglückender ist, als sich von Gottes Liebe anstecken zu lassen und den Nächsten damit zu beschenken. Unter dieser Maßgabe wird sie tatsächlich zu einer Hoffnungsträgerin – für das tschechische Land und letztlich für jeden, der sich nach einem glücklichen Leben sehnt.

Tipp: Besuch der Nationalgalerie in Prag, die im Agneskloster untergebracht ist

Nahezu alle wichtigen Räume des Agnesklosters können besichtigt werden. Im Bild: der schöne gotische Kreuzgang.

Nach langen Zeiten des Verfalls ist das Agneskloster heute wieder zu einem Schmuckstück geworden, auch wenn man mit Bedauern erwähnen muss, dass darin keine Franziskaner oder Klarissen mehr leben. Nach einer umfangreichen Restaurierung wurde der Gebäudekomplex, der auch liebevoll „Böhmisches Assisi“ genannt wird, als Teil der Nationalgalerie öffentlich zugänglich. Das Kloster wird als ältester gotischer Bau in Böhmen gehandelt und bildet das passende Ambiente für die Dauerausstellung sakraler Kunst – ein Muss für mittelalterliche Kunstliebhaber und für solche, die sich daran erfreuen, religiöse Botschaften in Bildern zu entdecken – wie die der hl. Agnes von Böhmen.

Für solche geistlichen Gespräche braucht es wie bei Benedikt und Scholastika ein offenes und mitteilsames Herz. Es braucht das Gespür für das eigene Innere; das Erkunden der eigenen Gefühle, die unser Befinden bestimmen; das Wissen um die großen und kleinen Wünsche und Hoffnungen, die uns anspornen, bestehende Grenzen zu überwinden; das Erkennen der Ängste, die den Weg unseres geistlichen Fortschreitens verstellen wollen. Letztlich braucht es auch den Mut, sich in diesen Dingen einem anderen zu öffnen und ihn teilhaben zu lassen an dem eigenen Ringen um Glaube, Hoffnung und Liebe.

Menschen mit solch einem offenen Herzen sind wie Magneten. Sie ziehen einander an und kommen meist schnell über die innerlichsten Angelegenheiten ins Gespräch. Im gegenseitigen Mitteilen geistiger Empfindungen durchmessen sie Tiefen und Höhen, so dass in ihren Seelen alles weit wird. Ihre Worte bedürfen keiner großen Anstrengung; es scheint eher so, als tanzten sie zwischen Unten und Oben, zwischen Erde und Himmel – begleitet von Seligkeit, die ihre Herzen übergießt. Solche Gespräche klingen nach; sie wirken und verändern den Menschen. Geistliche Gespräche helfen – das zeigt das Beispiel Benedikts und Scholastikas – geistlich zu wachsen und zu reifen.

Insofern dürfen wir das Urteil der Sprachwissenschaftler zum Schluss doch noch in Frage stellen. Sie sagten ja, wir reden zu viel. Nach unserer Betrachtung des Deckenbildes in Oberelchingen und der dazugehörigen Erzählung können wir entgegnen: Das ist nur die halbe Wahrheit. Die Begegnung von Benedikt und Scholastika lehrt uns: Beim Reden kommt es darauf an, worüber man spricht. Denn wenn sich Menschen gegenseitig auf dem geistlichen Weg helfen möchten, kennt Gott kein Zuviel und kein Zulange. Notfalls scheut er auch keine Mühe, ein Wunder geschehen zu lassen, damit wir geistlich im Gespräch bleiben.

28. Februar 2016

Gregor der Große – vielbeschäftigter Amtsträger mit einem Kloster um sich herum

Der Wunsch nach mehr Zeit für sich selbst steht derzeit bei den Deutschen ganz oben; das fand vor kurzem die Stiftung für Zukunftsfragen in einer Umfrage heraus. Was wie ein neues Phänomen unserer Tage aussieht, ist in Wirklichkeit ein uraltes Menschheitsproblem. Schon vor über 1400 Jahren klagte der ehrwürdige Papst Gregor der Große, dass er „*von der Arbeitslast verwundet*“ ist und von ihr wie ein „*Spielball der Wellen auf einem weiten Meer*“ hin und her getrieben wird. Auch wenn Gregor die vielen Verpflichtungen nie ganz abschütteln konnte, so fand er doch einen Weg, Arbeit und geistliche Leben zu verbinden.

Gregor, der talentierte Aristokrat – Diener des Kaisers

Blicken wir dazu auf den Lebensweg des berühmten Papstes. Licht und Schatten liegen auf den ersten Jahren Gregors. Licht, weil er um das Jahr 540 in eine angesehene christliche Familie aus der Oberschicht hineingeboren wird. Schatten, weil Rom die schwersten Zeiten seiner Geschichte erlebt. Die zahllosen Kriege haben von dem einstigen Zentrum des römischen Reiches nicht viel übriggelassen. Die Stadt ist entvölkert, weil die meisten nach Konstantinopel fliehen, wo der Kaiser ein neues Reichszentrum entstehen lässt. Die Verwaltung liegt am Boden, Gebäude verfallen, Hunger und Krankheiten gewinnen die Oberhand. Statt sich wie die anderen in Sicherheit zu bringen, stellt sich Gregor nach seiner Ausbildung in den Dienst der geschundenen Stadt und steigt schließlich zum Praefectus urbi auf. Als Stadtpräfekt von Rom ist er der formale Stellvertreter des Kaisers in Rom und hat damit das höchste weltliche Amt inne, das von einem Mann seines Standes erklommen werden kann. Gregor erweist sich als geschickter und erfolgreicher Verwalter.

Lebensgroße Skulptur von Gregor dem Großen im Colegio de San Gregorio, dem nationalen Skulpturenmuseum in Valladolid/Spanien

Gregor, der zurückgezogene Mönch – Diener Gottes

Doch dann gerät Gregor in eine Krise. Er leidet unter einer schmerzhaften Magenkrankheit, die ihn zunehmend schwächt. Als sein Vater stirbt und er das Familienerbe antritt, krempelt er sein Leben um. Er hängt die weltliche Karriere an den Nagel und wählt ein zurückgezogenes Leben als Mönch, um allein Gott zu dienen. Im Rückblick spricht Gregor über die Beweggründe seiner Entscheidung: *„Ich hielt die Gnade der Bekehrung lang und lang von mir ab, und auch nachdem mich die himmlische Sehnsucht ergriffen, meine ich noch immer, besser zu tun, wenn ich im Dienst der Welt verbliebe.*

Zwar neigte mir auch damals schon eine heftige Neigung zu den ewigen Gütern, was ich zu suchen hätte, aber die alte Gewohnheit hielt mich von der Änderung des Kleides zurück. Indem ich mich so wenigstens dem Schein nach in den Dienst der Welt stellte, brachten es die vielen Weltsorgen schließlich dahin, dass ich nicht mehr nur dem Scheine nach, sondern was viel gefährlicher ist, auch der Neigung nach der Welt anhing."

Und so macht er sich auf den Weg nach Sizilien, wo die Familie etliche Landgüter besitzt. Unterwegs stattet er dem Grab von Benedikt auf dem Montecassino einen Besuch ab. Gregor hat Benedikt nicht mehr kennen gelernt, aber offensichtlich von ihm gehört. Vermutlich lässt er sich dort von der benediktinischen Spiritualität inspirieren. Zumindest entstehen aus dem Familienbesitz in Sizilien sechs Köster. Auch das Elternhaus in Rom wird in ein Kloster umgewandelt. Gregor selbst wählt sich einen kleinen Raum als Zelle. In der Beschäftigung mit der Bibel und christlichen Autoren, wie Augustinus und Origenes, wächst Gregor immer mehr in das geistliche Leben hinein. In einem Kommentar zu Ezechiel schreibt er über seine Erfahrungen:

«Die göttlichen Worte wachsen mit den Lesenden, denn je tiefer einer sie begreift, umso tiefer dringt er in sie ein. ... Du wirst einen solchen Fortschritt in der Heiligen Schrift erfahren, als du selber in ihr vorangeschritten bist. Und du merkst, dass die Worte der Heiligen Schrift einen himmlischen Sinn haben, sobald du ... selbst zu Himmlischem emporstrebst. Die wunderbaren und unaussprechlichen Vorzüge der Schrift werden dann wahrgenommen, wenn die Seele des Lesenden von der Liebe von oben durchdrungen ist»

Gregor erlebt, wie ihn die Liebe Gottes erfasst und alles Weltliche immer mehr verblasst. In einem Brief bekennt er: Wenn es das Herz des Menschen *„durch die Sehnsucht danach zu entbrennen begann, dem Geliebten zu folgen, dann eilt es dahin, vom Feuer der Liebe zerschmolzen. Es wird durch die Sehnsucht unruhig, alles, was in der Welt gefiel, verliert seinen Wert, nichts gibt es, was außer dem Schöpfer Gefallen bereitet, und was zunächst die Seele erfreute, wird später zur drückenden Last. Nichts tröstet dessen Trauer, so lange der Ersehnte nicht geschaut wird. Das Herz ist wehmütig gestimmt…".*

Gregor, der widerwillige Diplomat – Diener des Papstes

Bald schon spricht sich der geistliche Fortschritt Gregors herum. Papst Benedikt I und Bürger jeden Standes holen bei ihm Rat und Weisung. Er wird zum Diakon geweiht und mit der Aufgabe betraut, sich um die Armen und Kranken zu kümmern. Doch damit verschwindet auch zunehmend die geliebte Ruhe, die Gregor mit seinem Mönchsleben anstrebt. Schließlich muss er sogar sein Kloster verlassen, weil er vom Papst als dessen Stellvertreter an den kaiserlichen Hof in Konstantinopel delegiert wird. Schweren Herzens gehorcht er und trifft dabei eine kluge Entscheidung: Er nimmt einige seiner Mönchsbrüder mit und scharrt in der fremden Stadt wieder eine kleine klösterliche Gemeinschaft um sich.

Gregor beginnt zu differenzieren. Weltliche Verpflichtungen sind nicht mehr völlig tabu, sondern werden hinsichtlich ihrer inneren Antriebskräfte beurteilt. So heißt es bei ihm: *„Wenn äußere Geschäfte nicht in verkehrter Liebe erstrebt werden, lassen sie sich auch in innerer Ausgeglichenheit und ohne Verwirrung der Seele erledigen.*"

In Konstantinopel wächst Gregor auch mehr und mehr in die Verkündigung hinein. Er führt geistliche Gespräche mit Kaiser Tiberios und hält seinen Mönchen Vorträge zum Buch Hiob. Als Kaiser Maurikios den Vorgänger ablöst und Gregor keinen Draht zum neuen Herrscher findet, darf er nach sechs Jahren in seine geliebte Heimatstadt zurückkehren.

Gregor, der große Papst – Diener der Diener

Gregor hofft, wieder zum ruhigen monastische Leben von einst zurückzufinden. Aber dieser Wunsch bleibt Illusion, denn durch die gewaltige Pestepidemie, die über das Land fegt, ist sein zupackendes Wesen mehr denn ja gefragt. Der Papst ist eines der ersten Opfer der Pest, ein Drittel der römischen Bevölkerung folgen ihm in den Tod. In dieser Not fordert das Volk von Gregor, die Nachfolge des verstorbenen Papstes anzutreten. Gregor wehrt sich mit Händen und Füßen. Als auch die Flucht in einem Fass scheitert, lässt er sich schließlich in den Dienst nehmen und wählt als Papstspruch den Titel *„Diener der Diener“*.

Gregor wird meistens mit einer Taube dargestellt, was auf eine Legende aus der Vita Gregorii von Paulus Diaconus zurückgeht. Demnach bohrte der Schreiber mit seinem Griffel heimlich ein Loch in den Vorhang, der ihn von Gregor trennte, und beobachtete, wie gregor beim Diktieren von Texten der Hl. Geist im Symbol der Taube ins Ohr flüstert. Darstellung aus der Handschrift Registrum Gregorii, Stadtbibliothek Trier, nach 983

In seinem neuen Amt versucht Gregor erneut, seinen kirchlichen Auftrag mit seinem das mönchischen Leben zu verbinden. Er kann zwar der Stuhl Petri nicht in sein Kloster auf dem Familienanwesen verrücken, aber er umgibt sich mit gottesfürchtigen Mönchen und sucht die Stille, wann immer er kann. Diese Lebensart wird für ihn nicht zur Flucht vor der Vielzahl von Aufgaben, sondern zur eigenen Kraftquelle, das Amt in der rechten Gesinnung auszuführen. Trotz zunehmender Schwachheit infolge der Krankheit und neuen Kriegswirren gelingt es Gregor, die Kirche schadlos durch die schweren Zeiten zu lenken. Seine Grabschrift legt später davon Zeugnis, dass er dies vor allem durch handfeste Taten und das eigene Beispiel tat: *„Den Hunger besiegte er durch Speisung, Kälte durch Kleidung. Seelen schützte er mit heiliger Weisung vor dem Feinde. Handelnd erfüllte er, was er verkündigend lehrte, um ein Beispiel zu sein, das in mystischen Worten sprach.“* Gregor baut keine neuen Kirchen, er fordert vielmehr die Bekehrung der Herzen. Immer wieder warnt er davor, sich nicht von den weltlichen Anforderungen vereinnahmen zu lassen. In der Pastoralregel schreibt er zum Beispiel dem Klerus ins Stammbuch, dass sie sich *„nicht mehr in zeitliche Angelegenheiten einlassen, als es die Not und der Schutz der Armen erfordert.“*

Gregors Bedeutung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nicht umsonst gibt ihm das Volk den Beinamen „der Große“. Uns kann er mit seinem Lebenszeugnis erinnern, dass den zahlreichen irdischen Verpflichtungen Grenzen gesetzt werden müssen. Wir brauchen Rückzugsräume und Zeiten der inneren Einkehr. Wir brauchen ein kleines Kloster um uns herum, damit wir das Wesentliche im Leben nicht aus dem Blick zu verlieren: unsere Beziehung zu Gott.

6. März 2016

Beten können – so mühelos, wie Regen auf die Erde fällt

Im geistlichen Leben hat das Beten einen hohen Stellenwert. Für den Theologen Romano Guardini ist das Gebet, wie er sagt, *„der elementarste Akt des Glaubens, so wie der Atem der unmittelbarste Akt des Lebens ist. So muss die Bemühung um den Glauben, das Suchen, Denken, Sich-Auseinandersetzen irgendwie in Gebet übergehen oder mit Gebet Fühlung haben. Es ist wirklich wie mit dem Atem: sobald Leben da ist, atmet es, und aus dem Atem lebt es wiederum."* Ein schönes Bild: das Gebet als Atem des Glaubens. Wer sich nach Gott sehnt, sehnt sich zugleich nach dieser Art zu beten: unverkrampft und ununterbrochen wie beim Atmen. Die Frage ist nur, wie es gelingen kann.

Eine Frau, die sich fast zwanzig Jahre mit dieser Frage abmühte, ist die heilige Teresa von Ávila. In ihrer Autobiografie erzählt die spanische Ordensfrau offen und ehrlich von ihren Problemen mit dem Beten. Hören wir sie dazu im Originalton:

„Während dieser Jahre gab ich oft mehr darauf acht, ob nicht bald die Gebetszeit, zu der ich verpflichtet war, zu Ende sei, und ich schaute beim Beten mehr auf die Uhr als auf andere gute Dinge. Sehr oft kam mir in den Sinn, dass es wohl kaum eine schwerere Buße für mich gegeben hätte, als mich sammeln und beten zu sollen. … die Traurigkeit, die mich beim Betreten des Oratoriums überkam, waren so unerträglich, dass ich meinen ganzen Mut zusammennehmen musste, um mich zum Beten zu zwingen."

Teresa von Ávila – Portrait im Monasterio de la Anunciación in Alba de Tormes/Spanien, ihrem Sterbeort

Teresa beginnt zunächst, einfach nur zu beobachten, was ihr beim Beten behilflich ist. Sie entdeckt, dass sie beim Betrachten der Natur Spuren Gottes findet und dass sich dabei ihre Seele zu sammeln beginnt. Ebenso nützlich ist ihr das Lesen in einem geistlichen Buch, das *„wie ein Begleiter oder ein Schild … die vielen anstürmenden Gedanken aufhalten"* kann. In einem dieser Bücher, dem damals vielgelesenen „Dritten geistliche Alphabet" des Franziskaners Francisco de Osuna, kommt Teresa auf die entscheidende Spur, die ihr Gottesbild und damit ihr Gebetsleben verändert, und die sich in der folgenden Aussage Osunas verdichtet:

„Die Freundschaft und Gemeinschaft mit Gott ist möglich in diesem Leben der Verbannung. Diese Freundschaft ist nicht gering, sondern intimer und sicherer als sie je zwischen Geschwistern oder gar zwischen Mutter und Kind sein kann."

Diese Freundschaft mit Gott erfährt Teresa über Jesus, der ihr zu einem verständnisvollen Zuhörer wird. In ihrer Autobiografie schreibt sie: *„Er, der große Gott, war doch auch Mensch, der sich nicht über die Schwächen der Menschen entsetzt, sondern unsere armselige Lage versteht. ... Ich kann mit ihm reden wie mit einem Freund, obwohl er doch der Herr ist."*

Im freundschaftlichen Umgang mit Jesus erkennt Teresa eine Form des Betens, die mit den früheren Kraftakten nichts mehr zu tun hat. Sie verwendet dafür den Begriff „inneres Beten“ und definiert es mit dem

„Verweilen bei einem Freund,
mit dem wir oft allein zusammenkommen,
einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher
wissen, dass er uns liebt“.

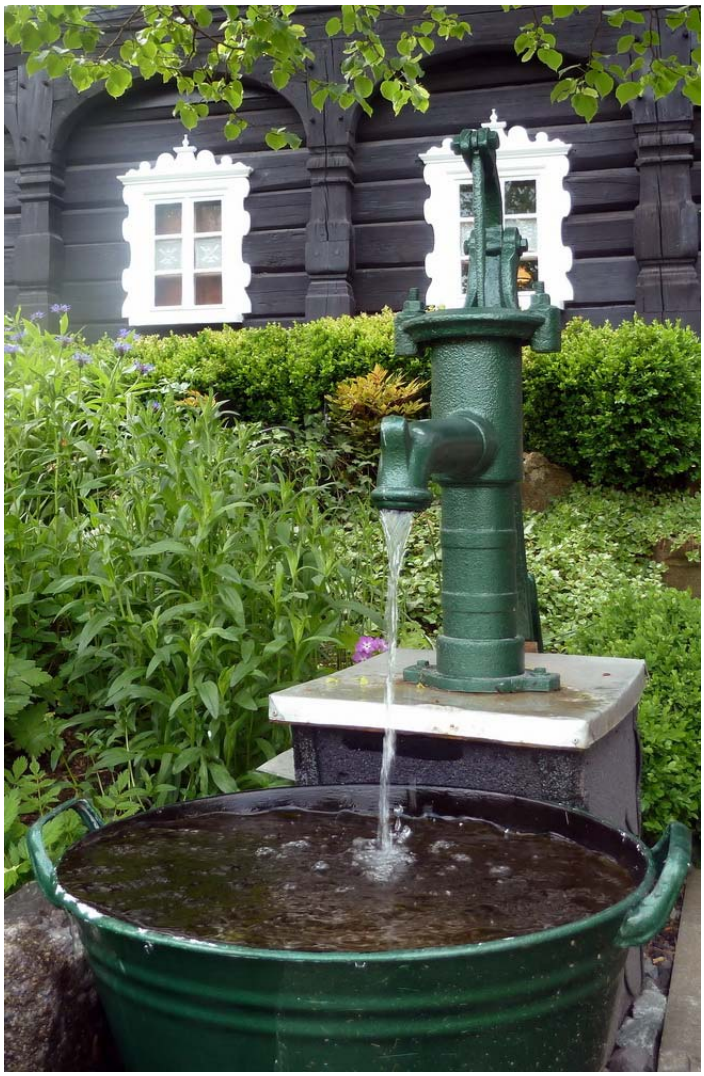
Diese beglückende Gebetserfahrung möchte Teresa auch ihren Mitschwestern im Kloster vermitteln und wählt dafür das schöne Bild vom Garten Gottes. Alles hat der HERR schon für uns vorbereitet: Das Unkraut ist herausgerissen, die guten Pflanzen eingebracht. Uns obliegt mit dem Gebet eine andere Aufgabe, wie Teresa in ihrer Autobiografie schreibt:

„Mit Gottes Hilfe haben wir als gute Gärtner nun dafür zu sorgen, dass diese Pflanzen wachsen, und uns darum zu kümmern, sie zu gießen, damit sie nicht eingehen, sondern so weit kommen, um Blüten hervorzubringen, die herrlich duften, um diesem unseren Herrn Erholung zu schenken, und er folglich oftmals komme, um sich an diesem Garten zu erfreuen und sich an den Tugenden zu ergötzen"

Dabei unterscheidet Teresa vier verschiedene Bewässerungsarten.

„Entweder, indem man Wasser aus einem Brunnen schöpft, was uns große Anstrengung kostet; oder mit Hilfe von Schöpfrad und Rohrleitungen, wo das Wasser mit einer Drehkurbel heraufgeholt wird; ich habe es selbst manchmal heraufgeholt: das ist weniger anstrengend als jene andere Art und fördert mehr Wasser; oder aus einem Fluss oder Bach: Damit wird viel besser bewässert, weil die Erde besser mit Wasser durchtränkt wird und man nicht so oft bewässern muss, und es ist für den Gärtner viel weniger anstrengend; oder indem es stark regnet; dann bewässert der Herr ihn ohne jede Anstrengung unsererseits, und das ist unvergleichlich viel besser als alles, was gesagt wurde."

Der Grad der Anstrengung verringert sich bei der Bewässerung von Stufe zu Stufe, bis der Regen letztlich ohne Zutun des Menschen auf die Erde fällt. Genauso erlebt es Teresa beim Gebet. Stehen am Anfang viel Mühsal und Qual, so wird das Beten im Laufe der Zeit immer innerlicher, immer leichter, bis es schließlich wie von selbst geschieht.



Das Schöpfen aus dem Brunnen als Sinnbild für die Mühsal des Betens – hier im Bild eine Handschwengelplumpe vor der Alten Mangel in Ebersbach

Trotz zahlreicher Anfeindungen durch die kirchliche Obrigkeit, die seinerzeit das innere Beten als Gefahr für das weibliche Geschlecht ansieht, lässt es sich Teresa nicht nehmen, für das innere Beten zu werben. In ihrer Autobiografie ermutigt sie ihre Leser mit den folgenden Worten:

"Wer … noch nicht mit dem inneren Beten begonnen hat, den bitte ich um der Liebe des Herrn willen, sich ein so großes Gut doch nicht entgehen zu lassen. Hier gibt es nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen".

Wer sich von Teresas tiefer Überzeugung angesprochen fühlt und vielleicht einen ersten Schritt zu mehr Innerlichkeit in seinem Gebetsleben tun möchte, ist herzlich zum Besinnungstag am 18. April 2016 im Pilgerhäusl Hirschfelde eingeladen. Wir wollen uns mit Texten von Teresa von Ávila beschäftigen und Anregungen für die Vertiefung unseres geistlichen Lebens aufspüren.
Weitere Infos auf: http://www.pilgerhaeusl.de/cms/de/78/chronologisch

13. März 2016

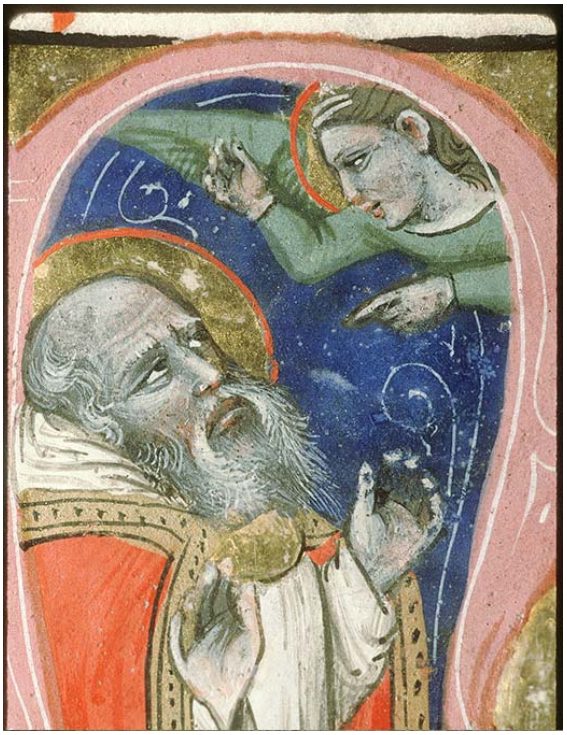
Schweigen als spirituelle Übung

Die christliche Tradition kennt das Schweigen als ganz wesentliches Element geistlichen Lebens. Es gehört zum Beispiel zu den Grundpfeilern der Lehre des heiligen Benedikt. Der Begründer des abendländischen Mönchtums will in seinen Klöstern bewusst eine Atmosphäre des Schweigens schaffen. Er wusste, dass Lärm den Menschen veräußerlicht, ihn in die Aktivität treibt und ihn so von sich wegzieht. Das Schweigen aber führt ins Innere, in das Geheimnis Gottes.

Dieses Schweigen hat nichts zu tun mit der Unlust zu reden, mit dem erzwungenen Sprechverbot, dem Schweigen-Müssen oder gar mit Verschlossenheit, dem kalten Schweigen, das andere abweist. Schweigen hat etwas zu tun mit Stille. In dem Wort „Stille“ klingt immer auch etwas Geheimnisvolles mit. Wir singen zum Beispiel von der „Stillen Nacht“ als einer heiligen Nacht – einer Nacht, in der das Wunder geschieht und Gott Mensch wird. Der Psalmist weiß auch: Stille wird Gott zum Lob (Ps 65,2).

Schweigen im christlichen Sinne hat auch etwas zu tun mit Ruhe. Im Buch Genesis lesen wir: Gott ruhte am siebten Tag. Nach dieser Ruhe sehnen sich die frühen Mönche; sie schotten sich vom äußeren Lärm ab und versuchen mit beharrlichem Sitzen in ihrer Zelle auch den Lärm in ihrem Inneren zu besiegen. Diese Ruhe ist mehr als das Ruhebedürfnis, dem jeder Mensch von Natur aus zugeneigt ist. Diese Ruhe will die Liebe erspüren. Eine Ruhe, die nicht um ihrer selbst gesucht wird, sondern die sich für Gott und den Nächsten öffnet.

Bei den Wüstenvätern heißt Schweigen vor allem, bei sich selbst zu bleiben und nicht auf die Verfehlungen anderer zu schauen. Dazu gehört, den Bruder weder zu verachten noch zu verurteilen, selbst wenn er sich tatsächlich schuldig gemacht hat. Schweigen wendet die Schuldfrage von außen nach innen, vom anderen zu mir selbst.



Biblisches Vorbild des Schweigens: der verstummte Prophet Zacharias, Bild von Niccolò di Giacomo

Bewusstes Schweigen beginnt dort, wo nichts gesagt wird, obwohl man reden könnte. Es gibt dem anderen die Möglichkeit sich zu öffnen und sich auszusprechen. Schweigen ist also zutiefst dialogisch. Mystiker sagen, dass wir schweigen, um hören zu können. Sie bezeugen, dass im Schweigen auch Reden ist – lautlos spricht Gott zu den Menschen. So wird Schweigen vor allem zum Empfangen. Und dieses schweigende Gespräch vermag, Menschen zu verwandeln, das Leben zu verändern. Gottes Ruf lockt heraus aus alten Gewohnheiten. Seine Verheißung weckt die Sehnsucht im Herzen. Die Aufforderung „Fürchte dich nicht“ schenkt Mut und Zuversicht, der Begegnung nicht auszuweichen.

Schweigen ist daher auch mehr als ein paar verordnete Tage oder Stunden in der Stille. Schweigen ist etwas Ganzheitliches, etwas Lebensumfassendes. Die beginnende Karwoche lädt ein, uns neu auf dieses Schweigen einzulassen – schweigen, um neu hören zu lernen und uns behutsam dem Ostergeheimnis zu nähern.

LASST UNS SCHWEIGEN –

schweigen zu der Klagestund,
am Schicksalstag,
wenn der Schrei am Kreuz verstummt.

Schweigen im Trauern,
weil alles verloren ist.

LASST UNS SCHWEIGEN –

schweigen auch zur Sabbatruh,
zu quälender Leere,
die unsre Hoffnung verflucht.

Schweigen im Sehnen,
im Harren auf den Morgen.

LASST UNS SCHWEIGEN –

schweigen bei der Rückkehr ans Grab,
beim Fragen und Forschen,
was bisher geschah.

Schweigen im Suchen
nach dem, was verschwunden ist;

LASST UNS SCHWEIGEN –

Schweigen im Trauern und Sehnen und Suchen.

Schweigen im Hören,
was der Engel auch uns zusagt:
Christus lebt!

20. März 2016

Ostern ist Begegnung

Zu Ostern heißt es: *„Christus resurexit! – Christus ist auferstanden!“*. Diese Aussage ist die Mitte des christlichen Glaubens und uns sehr vertraut. Wir wiederholen sie jedes Jahr aufs Neue. Und doch bleibt in den allseits bekannten Worten auch etwas Unbegreifliches, etwas Unfassbares. Was bedeutet es, dass Christus von den Toten auferstanden ist?

Die mystische Tradition gibt eine Antwort auf diese Frage, indem sie das Ostergeschehen in direkte Verbindung mit dem eigenen geistlichen Lebensweg bringt. Es gibt dazu in der Literatur der christlichen Spiritualität zahlreiche Beispiele solcher Gotteserfahrungen. Eines davon stammt von Gregor dem Großen, der die Lebensbeschreibung des hl. Benedikt von Nursia verfasst: „Leben und Wunder des ehrwürdigen Abtes Benedikt“.

Benedikt feiert mit einem Presbyter Ostern – Darstellung aus dem Kodex Vaticanus der Vita des hl. Benedikt

Vorweg sei gesagt: Gregor will uns Benedikt weniger mit historischen Fakten und Lebensdaten vorstellen. Sein Interesse gilt vielmehr dem geistlichen Weg, den Benedikt beschreitet – einem Weg der *„zu Gott und dem ewigen Leben führt*“, wie es von Benedikt selbst in seiner Mönchsregel formuliert wird. Ein Weg, der den suchenden und übenden Menschen in der Liebe zu Gott und den Nächsten wachsen lässt.

Gregor berichtet zunächst von Benedikts Rückzug aus dem weltlichen Leben, später auch von seiner wichtigsten Bezugsperson, seiner Amme. Aus Angst vor dem Abgrund des städtischen Lebens verkriecht sich der junge Mann in eine unzugängliche Höhle, 40 Meilen von Rom entfernt. Das einsame Leben bei Fasten und Gebet soll jedoch nicht die Endstation sein. Gregor erzählt von einer zweiten großen Veränderung im Leben Benedikts und damit eine der schönsten Ostergeschichten der christlichen Tradition.

Sie beginnt mit dem göttlichen Auftrag an einen Priester. Wörtlich heißt es: *„Darum würdigte sich der Herr, einem Presbyter, der weit entfernt wohnte und sich gerade am Osterfest ein Mahl zubereitete, zu erscheinen und zu ihm zu sagen: »Du bereitest dir ein Ostermahl, und mein Diener wird an jenem Orte von Hunger gequält.« Sogleich stand er auf und ging am Osterfest selbst mit den Speisen, die er für sich zugerichtet hatte, an den bezeichneten Ort;*

er suchte den Mann Gottes den steilen Felswänden entlang, in den Buchten der Täler und in den Klüften der Erde und fand endlich sein Versteck in der Höhle. Nachdem sie ein Gebet verrichtet hatten, setzten sie sich unter Lobpreisungen des allmächtigen Gottes mitsammen nieder. Nach lieblichen Gesprächen über das geistliche Leben sagte der Presbyter: »Komm, wir wollen Speise zu uns nehmen, denn heute ist Ostern.« Darauf erwiderte der Mann Gottes: »Ich weiß, dass Ostern ist, weil ich dich heute sehen durfte.« Denn da er so weit von den Menschen entfernt war, wusste er nicht, dass auf jenen Tag das Osterfest fiel. Der ehrwürdige Presbyter aber versicherte es ihm aufs Neue mit den Worten: »Wahrhaftiglich, heute ist Ostern, der Tag der Auferstehung des Herrn; da darfst du nicht fasten; denn dazu bin ich gesandt, dass wir mitsammen die Gaben des allmächtigen Gottes genießen.« Also priesen sie den Herrn und nahmen das Mahl ein, und nachdem sie das Essen und die Unterredung beschlossen hatten, kehrte der Presbyter zu seiner Kirche zurück."

Drei Gedanken zu dieser österlichen Geschichte.

Erwähnenswert ist zunächst, dass uns Benedikt als einer vorgestellt wird, der in seiner Abgeschiedenheit *„von Hunger gequält"* wird. Gott macht den Presbyter auf diese Not aufmerksam. Das ist eine tröstliche Zusage auch an uns. Denn wo Gott die Bedürftigkeit des Menschen erkennt, schickt er auch Hilfe. Und in dieser Hilfe können wir sicher sein, letztlich auch Gott, der die Liebe ist, zu begegnen.

Schauen wir auf eine zweite Auffälligkeit: Die von Gregor erzählte Begebenheit weist bemerkenswerte Gemeinsamkeiten mit den Osterberichten in den Evangelien auf. So wie die Frauen zum Grab laufen, so sucht auch der Presbyter Benedikts verborgene Höhle. Auferstehung geschieht im Suchen, im Nachgehen des Verschwundenen. Eine weitere Parallele findet sich beim gemeinsamen Mahl. Auferstehung wird hier wie dort ansichtig beim Brechen des Brots. Und identisch ist auch, dass nach der Begegnung alle Beteiligten zurückkehren: die Frauen und Jünger, wie auch der Presbyter und Benedikt. Auferstehung geschieht zwischen Kommen und Gehen. Und sie führt wieder zurück ins Leben, zu neuen menschlichen Beziehungen und Aufgaben. Diese österliche Begegnung verändert auch das Leben Benedikts grundlegend. Er findet zurück zu den Menschen, damit er, wie Gregor schreibt, nach dem Willen Gottes *„als ein Beispiel vorgestellt werde, damit das Licht auf den Leuchter gestellt werde und hell brenne und allen, die im Hause Gottes sind, leuchte."*

Und ein drittes Detail der Ostergeschichte soll erwähnt werden. Benedikt sagt zum Presbyter: *»Ich weiß, dass Ostern ist, weil ich dich heute sehen durfte.«* Dieser Satz wird leicht überlesen, dabei ist er für das Verständnis von Ostern sehr wichtig. Für den Presbyter richtet sich das Osterfest nach dem Kalender. Benedikt aber macht Ostern zusätzlich noch an etwas Anderem fest. Ostern ist für ihn Begegnung – nicht irgendeine Begegnung, sondern die Begegnung mit einem Mann, den Gott zu ihm schickte und mit dem er *„liebliche Gesprächen über das geistliche Leben"* führen konnte.

Wenn wir Ostern feiern, können uns vielleicht diese drei Aspekte helfen, die Bedeutung dieses Festes neu zu bedenken:

Ostern beginnt, wo wir Gottes Ruf hören, denen zu helfen, die uns brauchen.
Ostern führt in die Gemeinschaft, die uns stärkt – zurück ins Leben, zu den Menschen.
Ostern ist Begegnung und Austausch mit Menschen, die Gott von Herzen lieben.

27. März 2016

Beziehungen aufleben lassen – auch nach dem Tod

Der Film Kirschblüten-Hanami ist ein österlicher Film. Jesu Tod und Auferstehung kommen zwar nicht unmittelbar vor, aber die Geschichte des Ehepaars Trudi und Rudi Angermeier steht für ein zentrales Thema christlicher Spiritualität: für den Umgang mit Sterben, Tod und dem Leben danach. Der Film von Doris Dörrje ist voller Symbole, die den Filmzuschauer von der äußeren Handlung in tiefere Bedeutungsebenen führen wollen. Vier davon sollen kurz beleuchtet werden.

Hauptdarsteller Elmar Weppler als Rudi und Hannelore Elsner als Trudi

Trudi und Rudi – eine symbiotische Verbindung

Die Vornamen der beiden Ehepartner ähneln sich nicht nur. Rudis Name ist sogar in Trudis enthalten. Beide sind aufeinander verwiesen. Rudi, Angestellter im öffentlichen Dienst, sorgt für das Einkommen, Trudi kümmert sich um den Haushalt. Der Alltag besteht aus festen Abläufen – bis eines Tages das geordnete Eheleben der beiden ins Wanken gerät. Trudi erfährt von den Ärzten, dass Rudi nicht mehr lang zu leben hat. Sie schweigt darüber und überredet ihn zu einer, wie sie sagt, „*letzten Reise*“, um noch einmal zwei der drei erwachsenen Kinder im fernen Berlin zu besuchen. Als diese keine Zeit für die Eltern haben, drängelt Trudi, die Reise fortzusetzen: bis an die Ostsee. Die Traurigkeit, Rudi bald zu verlieren, ist unter der Sonnenbrille allgegenwärtig. Im Hotelzimmer beginnt sie zu tanzen und den unbeholfenen Rudi in den Ausdruck ihrer verheimlichten Gefühlswelt einzubinden. Am nächsten Morgen liegt Trudi tot im Bett.

Fuji – Holzschnitt von Hokusai Katsushika

Japans Fuji – der ferne Traum

Rudi, mit der Situation völlig überfordert, kehrt zurück ins heimische Schongau. In der Wohnstube fällt der Blick auf ein Bild des schneebedeckten Fuji, dem Wahrzeichen Japans. Der berühmte Berg ist gewöhnlich von Wolken verhüllt; nur an wenigen Tagen des Jahres gibt er die Sicht auf sich frei. Rudi weiß, dass seine Frau immer davon träumte, diesen Sehnsuchtsort zu besuchen und entschließt sich kurzerhand nach Japan zu reisen, wo auch der jüngste Sohn Karl lebt. Auf sich alleingestellt erkundet Rudi die Stadt.

Blüten der Japanischen Kirsche

Hanami –
Fest der Vergänglichkeit

Zu dieser Zeit feiern die Stadtbewohner das Kirschblütenfest, das auf Japanisch Hanami heißt. Ein Passant sagt zu Rudi: *„Kirschblüte, es gibt kaum ein schöneres Symbol für Vergänglichkeit; es kommt über Nacht, bleibt einige Tage da; über Nacht ist es wieder verschwunden. Festhalten kann man‘s nicht.“* Rudi wird immer klarer, dass seine Frau von diesen zarten Momenten der Schönheit geträumt hat, sie aber nie verwirklicht konnte. In seiner Trauer spürt er diesem Traum nach. Er beobachtet die junge Tänzerin Yu und gewinnt in den eigentümlichen Gesten ihres Tanzes eine Ahnung von der Gefühlswelt seiner Frau – von ihrem Wunsch nach Freiheit und Glück, von ihrer Sehnsucht nach etwas Größerem.

Rudi beim Butoh-Tanz

Butoh-Tanz

Schließlich verwirklicht er Trudis Traum und fährt zum Fuji. Am frühen Morgen, als noch alles schläft, schlüpft er in ihren Morgenmantel, schminkt sich wie Yu als typischer Butoh-Tänzer und beginnt die Trauergefühle in Bewegung umzusetzen. Erst ungelenkig, dann immer ausdrucksstärker. Der Butoh-Tanz ist ein Tanz mit den Schatten, ein Tanz mit der Finsternis. Doch dieses Dunkel wird durchbrochen, als Rudi seine Frau im weißen Gewand zu spüren glaubt. Beide tanzen am Ufer des Sees, in dem sich der Fuji spiegelt.

Der Film „Kirschblüten-Hanami“ wird meistens als Erzählung über die Vergänglichkeit des Lebens klassifiziert. Den unberechenbaren Tod täglich vor Augen zu haben, ist uns aufgetragen. Dieses Memento mori zählt der hl. Benedikt zu den geistlichen Grundwerkzeugen des Mönchs.

Aber der Film will mehr sagen. Er bringt den Zuschauer mit der Sehnsucht nach dem Schönen und Geheimnisvollen in Berührung. Trudi zog es nicht einfach nur in ein exotisches Land. Darauf spielt der verhüllte Fuji an – der Berg, der in Japan als Gottesberg verehrt wird. Der nahe Tod des Ehemanns weckt in Trudi wieder die Sehnsucht nach diesem heiligen Ort.

Letztlich ist der Film aber auch eine Auferstehungsgeschichte. Denn während Rudi früher abenteuerliche Reisen stets ablehnte, bricht er nach dem Tod seiner Frau ganz allein auf und geht ihrem Lebenstraum nach. In diesem Nachgehen geschieht etwas Wunderbares: Die Beziehung zu seiner Frau wird – wenn auch auf eine andere Weise – wieder lebendig.

Filmtipp

Kirschblüten – Hanami
Deutschland 2008
Drama/Liebesfilm
Dauer: 127 min
Regisseurin: Doris Dörrie
Musik von: Claus Bantzer
Drehbuch: Doris Dörrie

Deutscher Filmpreis 2008

3. April 2016

Scala claustralium – eine Anleitung, wie sich der Himmel erspähen lässt

In die Tiefe des Himmels zu schauen, fasziniert uns Menschen. Mit viel Geld versuchen Wissenschaftler, immer weiter in das Weltall vorzudringen. Doch auch wenn wir inzwischen mit dem Teleskop Galaxien sehen können, die 13,2 Milliarden Lichtjahren entfernt sind, bleibt das Verlangen nach noch größerer Tiefe. Dieses Sehnsuchtsbild greifen die frühen Christen auf, wenn sie ihre Gotteserfahrungen mit dem offenen, also einsehbaren Himmel beschreiben. Sie geben dabei nicht nur Zeugnis von ihrem geistlichen Weg; sie versuchen auch, ihren Mitmenschen Zugänge zu Gott aufzuzeigen. Ein solches Beispiel ist eine kleine Schrift aus dem 12. Jahrhundert, die den schönen Titel „Scala claustralium“ trägt.

Scala heißt Treppe oder Leiter; Claustrum meint einen verschlossenen Ort. In den Begriffen klingt die biblische Erzählung von Jakobs Traum an. Er sieht eine Leiter, die auf der Erde steht und deren Spitze bis in den Himmel reicht. Da Engel auf- und niedersteigen, ist sie offensichtlich begehbar. Am oberen Ende der vielen Sprossen steht Gott und gibt sich Jakob zu erkennen (Gen 28,12). Auch in der Scala claustralium geht es um einen Aufstieg. Dem Leser wird in Aussicht gestellt, durch geistliches Üben *„den Himmel zu erspähen“*. Freilich lässt sich eine solche Begegnung nicht erzwingen; sie ist und bleibt Geschenk. Und doch können geistliche Übungen auf dem Glaubensweg behilflich sein.

Verfasst wurde die Scala claustralium von dem Kartäuser Guigo. Wir wissen nicht viel über diesen Mönch; nur, dass er in der Großen Kartause bei Grenoble/Frankreich lebte und dort von 1174 bis 1180 als Prior wirkte. Ebenso ist bekannt, dass er nach seinem Tod am 6. April 1193 sehr verehrt wurde und Pilgerströme zur Großen Kartause einsetzten.

Große Kartause (La Grande Chartreuse), erstes Kartäuserkloster, gegründet 1084 von Bruno von Köln, in einem abgeschiedenen Tal in den nördlichen französischen Alpen

Guigo beschreibt vier Stufen dieser Aufstiegsleiter zu Gott. Sie lauten: Lesung, Meditation, Gebet und Kontemplation. Uns sind diese Begriffe vertraut. Wir lesen in der Bibel. Wir sinnen über einen schönen geistlichen Text nach. Wir verrichten unser Gebet. Und manch einer übt sich auch im stillen Sitzen, in der kontemplativen Haltung. Die großartige Leistung Guidos besteht darin, die inneren Zusammenhänge dieser einzelnen Elemente aufzuschließen. Denn isoliert verfehlen die vier Übungsschritte das eigentliche Ziel, sich Gott zu nähern. Es macht für Guido deshalb keinen Sinn, nur das eine oder das andere zu tun; nur zu lesen oder nur zu beten. Alles steht miteinander in Verbindung. Jede Stufe führt auf die nächsten hin.

Wir wollen uns nun die vier Stufen im Einzelnen anschauen und dabei größtenteils Guido selbst zu Wort kommen lassen. Zunächst beschreibt er die vier Übungen wie folgt. *„Die Lesung ist das eifrige Lesen der Bibel mit aufmerksamem Geist. Die Meditation ist die eifrige Tätigkeit des Verstandes, verborgene Wahrheiten durch die eigene Vernunft aufzudecken. Gebet heißt, sich ergebenen Herzens Gott zuzuwenden, um Böses zu beseitigen und Gutes zu erlangen. Kontemplation heißt, den auf Gott gerichteten Geist zu erheben und die Freude der ewigen Glückseligkeit zu verkosten.“*

An anderer Stelle geht Guido noch einmal auf die unterschiedlichen Zwecken und Aufgaben der vier Stufen ein: *„Gleichsam als Fundament steht die Lesung an erster Stelle. Sie liefert den Stoff, der zur Meditation führt. Die Meditation prüft sorgfältig, was sie angreifen soll, gräbt gleichsam, findet einen Schatz und zeigt auf ihn. Da sie ihn aber nicht selbst heben kann, führt sie uns zum Gebet. Durch das Gebet, bei dem sie sich mit allen Kräften zum Herrn erhebt, erlangt sie den ersehnten Schatz: die Wonne der Kontemplation. Wenn dies geschieht, wird die Seele für die Mühe der vorangegangenen drei Stufen entschädigt und mit dem Tau himmlischer Süßigkeit trunken gemacht. Die Lesung ist also eine äußerliche Übung, die Meditation eine innere Tätigkeit des Verstandes. Das Gebet ist Verlangen. Die Kontemplation übersteigt alle Sinne.“*

Guido lenkt den Blick auf das Ziel, wenn er die ersten drei Stufen in den Dienst der vierten stellt: *„Die Lesung sucht nach der Freude des ewigen Lebens, die Meditation entdeckt sie, das Gebet erfleht sie und die Kontemplation verkostet sie.“* Letztlich geht es darum, *„den Himmel zu erspähen“* und Guigo ist überzeugt, dass dieses Ziel alle Mühen des Übens rechtfertigen.

Zur Veranschaulichung stellt Guido dem Leser ein schönes Bild vor Augen: Mit der Lektüre *„wird der Seele gleichsam eine Traube dargereicht, die die Seele aufmerksam betrachtet, um schließlich bei sich zu sprechen: ‚Das könnte gut für mich sein. Ich werde in mein Herz einkehren und versuchen, ob ich vielleicht diese Reinheit finden und erlangen kann. Kostbar und erstrebenswert ist sie nämlich, denn seliggepriesen werden, die sie besitzen, da ihnen versprochen wird, dass sie Gott, der das ewige Leben ist, schauen werden und da sie durch das Zeugnis der ganzen Heiligen Schrift gelobt wird.‘ Dies also möchte die Seele voll und ganz verstehen. So beginnt sie, die Traube zu zerkleinern und zu zerkauen, sie gibt sie gleichsam in die Kelter. Dann treibt sie den Verstand an, herauszufinden, was diese so kostbare und erstrebenswerte Reinheit sei und wie sie erlangt werden könne.“*

Entdecken, betrachten, begehren, kosten – wie gegenüber der köstlichen Traube, soll sich der Übende auch zum Wort aus der Heiligen Schrift verhalten. Die einzelnen Schritte bedingen sich gegenseitig. Guido beschreibt das so: *„Diese Stufen … dienen einander, dass die vorangehende ohne die folgenden wenig oder nichts nützen. Die folgenden können ohne die vorangehenden selten oder nie erreicht werden. Was nützt es denn, die Zeit mit kontinuierlicher Lesung zuzubringen, die Taten und Schriften der Heiligen fortwährend zu lesen, wenn wir nicht durch Kauen und Wiederkäuen Kraft daraus ziehen, wenn wir nicht bis ins Innere des Herzens vordringen, uns selbst sorg-*

sam prüfen und uns eifrig bemühen, die Werke jener zu tun, deren Taten wir so gern lesen?" Weiter hält Guigo fest, *„dass die Lesung ohne Meditation trocken ist, die Meditation ohne Lesung in die Irre geht, das Gebet ohne Meditation lau ist, die Meditation ohne Gebet unfruchtbar ist, das eifrige Gebet zur Kontemplation führt und die Erlangung der Kontemplation ohne Gebet selten ist und einem Wunder gleichkäme."*

Wer mit den Übungen beginnt, kann auch nicht schon nach kurzer Zeit erwarten, dass er die letzte Sprosse erreicht. Denn so Guido: *„Die erste Stufe ist die der Anfänger, die zweite die der Fortgeschrittenen, die dritte die der Getreuen und die vierte die der Seligen."* Das macht deutlich, dass wir uns wirklich auf einen langen Übungsweg einzustellen haben.

Die Verinnerlichung von Gottes Wort ist keine Entdeckung Guigos, sondern hat ihren Ursprung im Judentum. In Psalm 1 heißt es zum Beispiel: *„Wohl dem Mann, der … Freude hat an der Weisung des Herrn, über seine Weisung nachsinnt bei Tag und bei Nacht. … Er ist wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist, der zur rechten Zeit seine Frucht bringt und dessen Blätter nicht welken."*

Origenes verweist als erster Theologe auf das Lesen der Heiligen Schrift in einer aufmerksamen und betenden Haltung und verwendete dabei erstmals den Begriff „Lectio divina", was sich am besten mit „geistlicher Schriftlesung" übersetzen lässt. Die Lectio divina findet später Eingang in die ersten Mönchsregeln und wird zu einem der Grundpfeiler für das monastische Leben.

Guigo entwickelt – fußend auf der Tradition – erstmals eine Systematik der Lectio divina, ohne den Begriff zu benutzen. Zahlreiche erhaltene Handschriften lassen vermuten, dass seine Scala claustralium in den Klöstern weit verbreitet war.

Buchcover der Schrift „Scala claustralium", Verlag Traugott Bautz 2008

Große geistliche Gestalten, wie Bernhard von Clairvaux, Teresa von Ávila und Ignatius von Loyola, nehmen den Ansatz Guigos in ihre Lehren auf, entwickeln ihn weiter und verbreiten ihn in ihren Schriften. Noch heute ertönen Stimmen, die auf die große Bedeutung verweisen, die die geistliche Schriftlesung in ihrer Verflechtung von Lesung, Meditation, Gebet und Kontemplation für den spirituellen Weg hat.

Papst Benedikt XVI traut der Lectio divina sogar eine erneuernde Kraft für die Gesamtkirche zu. In einer Audienz sagt er vor gut zehn Jahren: "*Wenn man diese Übung wirksam verbreitet, bin ich sicher, dass sie in der Kirche einen neuen geistigen Frühling herbeiführen wird.*" Diese Hoffnung Benedikts können wir uns auch persönlich zusprechen lassen. Die Scala claustralium zeigt den Weg dazu auf: Schritt für Schritt – und immer den Himmel als Ziel vor Augen.

Die Schrift „Scala claustralium" ist im Internet als PDF Datei verfügbar. → Link

10. April 2016

Lectio spiritualis – die Kunst des geistlichen Lesens

In der letzten Woche lernten wir eine literarische Kostbarkeit der christlichen Spiritualität kennen: die Schrift „Scala claustralium“, geschrieben von dem Kartäuser Guigo – eine Anleitung, *„den Himmel zu erspähen“* und *„die Freude der ewigen Glückseligkeit zu verkosten.“.* Die vier Übungsschritte dazu lauten: Lesung (lies und höre), Meditation (betrachte und bedenke), Gebet (begehre und bitte Gott) und Kontemplation (erhebe deine Seele zu Gott). Heute wollen wir einige praktische Überlegungen anstellen, wie sich das geistliche Lesen konkret einüben lässt.

Vorweg sei gesagt: Wir können hier kein Rezeptbuch liefern, das, wenn wir es ganz genau befolgen, den erwünschten Erfolg garantiert. Die Beziehung zu Gott ist immer etwas Persönliches und verlangt deshalb nach individueller Ausgestaltung. Deswegen soll lediglich ein ordnender Rahmen vorgestellt werden, der die Freiheit der je eigenen Ausformung schützen kann.

Lesen, wie es Guigo versteht, hat viel mit Aufmerksamkeit zu tun. Das ist auf einem mittelalterlichen Fresko mit dem lesenden Dominikus gut getroffen (Kloster San Marco, Florenz, 15. Jahrhundert)

Nicht alles und jedes kann gleich umgesetzt werden. Das Üben gleicht zumindest in der Anfangsphase mehr einem Ausprobieren und einem Abgleichen mit unseren Vorlieben und eigenen Zugängen. Mit der Zeit werden wir bestimmte Rahmenbedingungen und Abläufe liebgewinnen. Als Anregung sollen einige bewährte Hinweise vorgestellt werden. Zur besseren Übersicht ordnen wir sie in fünf Themenbereiche ein.

Eine besondere Zeit festlegen

Jede Übung beginnt damit, sich dafür eine bestimmte Zeit festzulegen. Am Anfang sollten wir uns nicht zu viel vornehmen. Besser ist es, zunächst täglich einige Minuten zu üben und dabeizubleiben, als große Vorsätze zu fassen, die dann rasch wieder aufgegeben werden.

Wir können den jahrhundertelangen Erfahrungen der Mönche vertrauen, dass die Morgenstunden die beste Wahl für die Lesezeit sind. Vielleicht lässt sich unsere Seele am Morgen mit einem leeren Pflanzbeet vergleichen. Das Unkraut hat es schwerer, wenn die besten Plätze schon mit edlen Jungpflanzen besetzt sind. Deswegen sollten wir uns wie die Gärtner schon früh aufmachen und geistliche Gedanken in uns einpflanzen. Freilich, das zeitige Aufstehen bedeutet nicht selten eine große Selbstüberwindung. Doch was als große Anstrengung beginnt – auch das lehren uns die Mönche – wird uns bald leichtfallen, weil wir merken, dass sich die Mühe lohnt.

Wichtig ist es auch, die Lesezeit vor anderen Ansprüchen und Störungen zu schützen. Vielleicht müssen wir auf andere Tageszeiten ausweichen, weil sie störungsfreier sind oder wir einfach damit besser klarkommen.

Einen besonderen Ort herrichten

Wenn die Zeit für das Lesen bestimmt ist, können wir uns einen besonderen Ort für die geistliche Übung überlegen. Dass sich das Äußere auf das Innere auswirkt, hat jeder schon selbst erlebt. In einer gepflegten und stillen Kirche fällt uns die Andacht leichter als in einer verstaubten Rumpelkammer. Zerstreuungen fangen oft bei den äußeren Dingen an. Deswegen ist es sinnvoll, sich für die Lesung einen „Kirchenraum im Kleinen“, einen „heiligen Bereich“, herzurichten. Hilfreich sind viel Licht, ein schönes Tuch, eine Kerze, vielleicht auch ein Bild, das an die Sammlung erinnert.

Einen besonderen Text auswählen

Als Drittes widmen wir uns dem Lesestoff, den es auszuwählen gilt. Für Guigo war er durch die Heilige Schrift vorgegeben. Daher ist auch von der „Lectio divina“ die Rede, was wörtlich übersetzt „göttlichen Lesung“ bedeutet, aber treffender mit „geistlicher Schriftlesung“ wiedergegeben wird. Schon der hl. Benedikt weitete für seine Mönche das Spektrum der Lektüre auf andere geistliche Autoren aus. Wer nicht nur die Bibel, sondern auch Literatur aus der christlichen Spiritualitätsgeschichte nutzt, spricht eher von „Lectio spiritualis“, von „geistlicher Lesung“. Für die Übungen sei beides empfohlen, wobei aus der Heiligen Schrift durchaus auch mal ein ganzes Buch gelesen werden sollte, um sich von dem größeren Kontext faszinieren zu lassen. Ebenso hat es sich bewährt, sich mit einem spirituellen Autor tiefgründiger zu beschäftigen – sowohl sein Leben, als auch mehrere seiner Werke in den Blick zu nehmen.

Bei der Auswahl kann die Intuition ein guter Ratgeber sein, aber auch die Empfehlung eines geistlichen Begleiters oder eines Freundes, der uns gut kennt. Schließlich lassen sich Empfehlungslisten befragen, wie zum Beispiel der Kanon der christlichen Spiritualität mit 50 Werken quer durch die Geschichte. Mit der Zeit werden wir bald merken, zu welchen Texten wir uns besonders hingezogen fühlen. Aber es ist auch einen Versuch wert, sich einmal ganz bewusst jenen Texten zuzuwenden, die uns nicht ganz geheuer vorkommen, die etwas Provozierendes an sich haben.

Ein besonderes Ritual befolgen

Wir tun gut daran, jede geistliche Übung mit einem Ritual zu beginnen und ebenso zu beenden. Das gibt der Lesung einen Rahmen und hilft uns, beim Beginn zur Ruhe zu kommen und die Aufmerksamkeit ganz bewusst auf die kommende Zeit zu lenken. Am Ende der Lesung erleichtert uns das Ritual, wieder in den Alltag überzutreten.

Ein beliebtes Ritual ist die Verneigung, mit der wir unsere Ehrfurcht vor Gott zum Ausdruck bringen. Die meisten zünden auch eine Kerze an, weil sie ein Symbol für die Anwesenheit Gottes ist. Schließlich können wir ein Gebet sprechen oder ein passendes Lied singen, um uns auf die kommende Gebetszeit einzustimmen und Gott um seine Hilfe zu bitten.

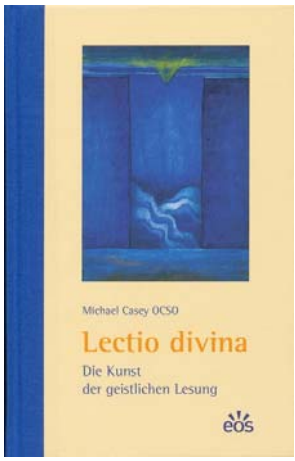
Genauso ritualisiert lässt sich auch das Ende der geistlichen Übung gestalten: wieder mit einem Gebet oder Lied, mit dem bedachten Auslöschen der Kerze und einer nochmaligen Verneigung.

Einen besonderen Ablauf zulassen

Nun kommen wir zum Eigentlichen: der Lesung selbst. Gleich am Anfang sei darauf hingewiesen: Es geht beim geistlichen Lesen nicht um Wissensaneignung oder um das Entdecken neuer Informationen, zu denen uns auch gleich ein Gesprächspartner einfällt, dem wir sie erzählen können. Geistliches Lesen hat eine ganz andere Intention. Es ist nach innen gerichtet. Wir lesen, um mehr über uns selbst zu erfahren und um uns locken zu lassen, den nächsten Schritt auf dem geistlichen Weg zu wagen. In den Zeugnissen anderer Gottsucher geht uns vielleicht auf, wie wir eigene Erlebnisse richtig zu deuten haben. Und wir erhoffen uns schließlich auch, Anregungen für die eigene geistliche Lebenspraxis zu finden. Der gelesene und bedachte Text wird immer dann in uns einen Resonanzboden finden, wenn wir ihn mit unserer konkreten Lebenssituation in Verbindung bringen können. Manche fahren gut damit, das Lesen sogar mit einer konkreten Frage zu begleiten, zum Beispiel was als nächstes dran ist oder wie man sich in einer bestimmten Sache verhalten soll. Andere überlassen lieber dem Text Führung und lassen sich überraschen, wenn sich ein neues Thema öffnet.

Geistliche Texte werden langsam gelesen – ähnlich wie Gedichte, die man gern in Zeitlupe durchgeht, um die einzelnen Gedanken in unser Herz sinken zu lassen. Jede Zeile, jedes Wort soll belauscht werden. Solch ein Lesen gleicht einem aufmerksamen Hören. Deswegen murmelten die Mönche früher die Texte halblaut vor sich hin. Sie hörten auf den Text und zugleich in sich hinein, um herauszufinden, was sie besonders berührt.

Die monastische Tradition kennt auch das Wiederkäuen, lateinisch: ruminatio. Dahinter steckt die Vorstellung, dass die geistliche Lektüre ähnlich wie das Gras eine verborgene Nährkraft hat. Erst wenn wir es wiederkäuen, es immer und immer wieder vor uns hinsprechen, wird es seine Inhaltsstoffe preisgeben und uns zur spirituellen Nahrung werden.



Empfehlenswert: das Standardwerk des Trappistenmönchs Michael Casey „Lectio divina“

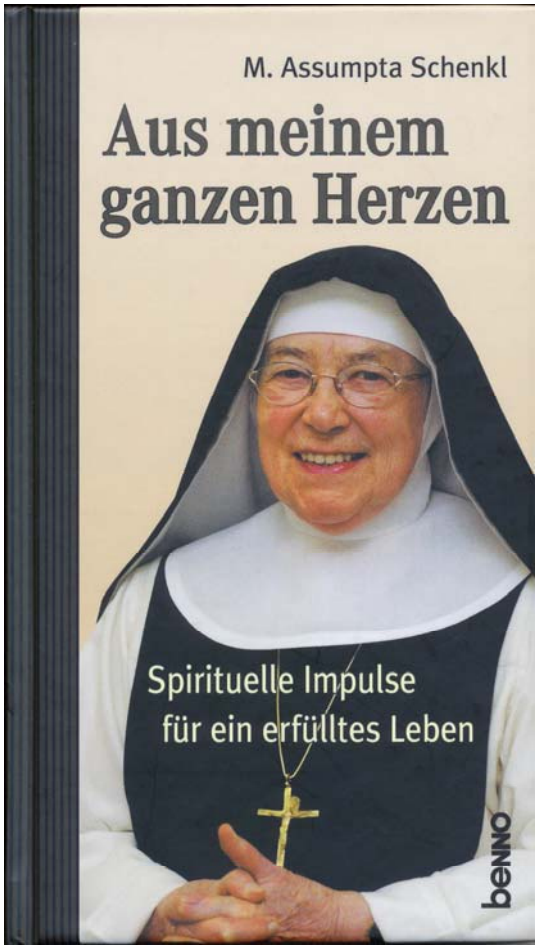
Sinnvoll kann es auch sein, besonders ansprechende Texte aufzuschreiben. Ein kleines Kärtchen wird uns tagsüber an einen bestimmten Gedanken erinnern, der uns aus der Lesung nachgeht. Wer möchte, kann auch ein Büchlein anlegen und auf diese Weise seine eigene Blütenlese zusammenstellen. Entscheidend ist, dass wir das in der Lesung Geschenkte verinnerlichen und es tief in uns einsinken lassen.

Zum Abschluss schauen wir noch einmal auf den hl. Benedikt: In seiner Regel bezeichnet er die geistliche Lesung als ars spiritualis, als geistliche Kunst. Dahinter stecken zwei schöne Gedanken. Der erste: Kunst ist – zumindest zu Zeiten Benedikts – immer mit etwas Schönem, mit etwas Wahrem verbunden. Beim geistliches Lesen werden irgendwann die Strahlen der Freude das Dunkle des Abmühens vertreiben. Der zweite Gedanke setzt bei der bekannten Wortableitung an: Kunst kommt von Können. Man könnte auch sagen: Kunst kommt vom Üben. Das heißt: Die beglückende Erfahrung, dass wir uns im geistliche Lesen Gott nähern können, steht jedem offen. Es braucht nur eins: geduldiges Üben.

17. April 2016

M. Assumpta Schenkl OCist – Trümmerfrau und Dichterin

Am 24. April jährt sich zum siebten Mal der Todestag der Zisterzienserin M. Assumpta Schenkl. Es lohnt sich, einen Blick auf das Leben der interessanten Ordensfrau zu werfen – zum einen, weil sie durch ihren Mut Großes vollbrachte; zum andern, weil wir in ihr auch ein beeindruckendes Zeugnis für erfahrene Gottesnähe finden. Bei unserer Spurensuche konzentrieren wir uns auf ihr letztes Lebensjahrzehnt, das ein wenig an die Geschichte von Abraham erinnert. Auch Assumpta wurde noch im hohen Alter von 75 Jahren von Gott gerufen, ihre angestammte Heimat zu verlassen, und in ein neues Land zu ziehen. Und das Erstaunliche: Sie ließ sich auf dieses Abenteuer ein.



Lesenswerte Lektüre von Assumpta Schenkl: Aus meinem ganzen Herzen: Spirituelle Impulse für ein erfülltes Leben, Verlag St. Benno, 2005.

Das Wunder des Wiederaufbaus

Als Gott rief, hieß die Heimat Assumptas noch Seligenthal in Landshut. In dieses Zisterzienserinnenkloster trat sie bereits 1954 ein und wirkte dort die letzten sieben Jahre als Äbtissin. Ihr Leben war geprägt vom Schuldienst, denn an ihr Kloster waren mehrere Schulen angegliedert. Doch das sollte nicht die Endstation ihres Schaffens sein. Mit Beginn des Ruhestands erreichte sie ein Hilferuf aus Eisleben.

Die kleine Stadt Eisleben liegt reichlich 400 km nördlich von Landshut und ist vor allem als Geburtsort Martin Luthers bekannt. Dass sich am Stadtrand einst mit dem Zisterzienserinnenkloster Helfta die „Krone der Frauenklöster“ befand, war im Laufe der Jahrhunderte durch Verwüstung und Zweckentfremdung in Vergessenheit geraten.

Als Assumpta nach Helfta gerufen wurde, lag das berühmte Kloster in Trümmern. Einst idyllisch außerhalb der Stadt am Salzgraben gelegen befand sich das klösterliche Areal nun inmitten eines neuen Gewerbegebiets. Die meisten Klostergebäude waren schon eingefallen. Nur der Ostteil der alten romanischen Klosterkirche stand noch – geschunden und verletzt durch die jahrhundertelange Fremdnutzung als Landwirtschaftsgut.

Das schmerzte vor allem jene, die sich mit Helfta als Ort der Mystik verbunden fühlten. Denn hier wirkten im 13. Jahrhundert die drei großen Mystikerinnen Gertrud die Große, Mechthild von Helfta und Mechthild von Hackeborn. Als nach 1990 die alten Strukturen in der Landwirtschaft zerbröckelten, fanden sich etliche Enthusiasten, die gemeinsam die ehrwürdigen Klosterreste irgendwie retten wollten. Und dabei sollte Assumpta helfen.

Die beherzte Ordensfrau ließ sich nicht lange bitten, auch wenn sie etliche ihrer Mitschwestern für verrückt hielten. In Leopold Nowak, dem Bischof des wiedererrichteten Bistums Magdeburg, fand sie einen ebenso mutigen wie tatkräftigen Mitstreiter. Er hatte das Grundstück des Klosters bereits zurückerworben und forcierte nun den Wiederaufbau.

Assumpta erwies sich als großes organisatorisches Talent und als eine Frau, die andere für das Wagnis der Wiederbelebung des berühmten Klosters begeistern konnte. Ihr ist es maßgeblich zu verdanken, dass sich so viele Entscheidungsträger mit der Idee identifizierten und das nötige Geld zusammenkam.

Dann ging alles erstaunlich schnell. Im Herbst 1998 rückten tüchtige Bauarbeiter an; ein halbes Jahr später war Richtfest der Kirche. Und nach weiteren fünf Monaten kam Assumpta und mit ihr weitere Schwestern aus Seligenthal. Als kleiner neuer Konvent wagten sie in Helfta einen Neuanfang – mitten in den Trümmern der Geschichte.

Es folgte der Bau des Konventgebäudes. Daneben entstand ein Haus, das Gäste und Mieter beherbergen kann, ebenso ein Hotel und ein Kinderhaus. Auch das triste Umfeld verwandelte sich zunehmend. Aus alten Abstellflächen wurden idyllische Teichanlagen, aus hässlichen Dreckecken schöne Grünflächen und Gärten. Manche sagen: ein Wunder! Doch die äußerlichen Veränderungen sind nicht alles.

Kloster Helfta nach dem Wiederaufbau im Jahr 2010 mit Blick auf die Klosterkirche mit dem Dachreiter und das Konventsgebäude (links)

Das Wunder der Mystik

Denn neben dem Wunder des Wiederaufbaus gibt es noch ein Zweites zum Staunen. Jeder, der schon einmal gebaut hat, wird nachfühlen können, wie viel Kraft und Nerven solch ein Wiederaufbau gekostet haben mag. Umso verwunderlicher ist, dass mitten in diesen lauten und bewegten Zeiten wunderschöne Gedichte entstehen. Zwischen dröhnenden Baumaschinen und zentnerschweren Ziegelpalletten fand Assumpta leiseste Töne und zärtlichste Worte, mit denen sie sich an Gott richtete. Eine Sprache voller Poesie und Anmut. Es sind Zeugnisse der Gottesbegegnung; mystische Texte, die auch bei den Lesern die Sehnsucht nach Gott zu wecken vermögen.

Assumpta trat damit in die großen Fußstapfen, die die drei großen Frauen Gertrud die Große, Mechthild von Helfta und Mechthild von Hackeborn in Helfta eingedrückt haben. Denn auch sie beschrieben in wunderschönen Texten einzigartige Momente ersehnter Gottesnähe und erfahrener Gottesliebe. Assumpta fand darin einen Spiegel der eigenen Empfindungen. Wie es Verliebten zu eigen ist, begann sie schließlich, eigene Worte und kreative Bilder zu suchen, um ihr Gottverlangen auszudrücken. In einem kleinen Gedicht schreibt sie zum Beispiel:

O Herr,
wie sehr begehre ich,
für deine Liebe offen zu sein:
wie ein Blumenkelch,
der sich von Morgen bis Abend
unverwandt und weit aufgetan
der Sonne zukehrt und sie trinkt;
wie ein weit offenes Tor,
das den Ankömmling herbeisehnt;
wie ein grundlos tiefer Brunnen,
der sich mit Sonnenlicht füllt;
wie ein Abgrund ohne Grenzen,
der den Abgrund ruft –
den unergründlichen Abgrund deiner Liebe.

Man fragt sich: Wie ist eine solche Innigkeit inmitten einer Baustelle möglich? Nun, wir wissen, dass Assumpta jahrzehntelange Übung hatte, Gebet und Arbeit, Stille und Lärm, Kloster und Schule zu verbinden. In ihrem Buch „Aus meinem ganzen Herzen“ bekennt sie: *„In jahrelangem Ringen lernte ich mehr und mehr, Kontemplation und Aktion so zu verbinden, dass sie keine Gegensätze mehr waren, sondern sich vielmehr gegenseitig durchdrangen und befruchteten und nun eine Einheit bildeten, einen Gottesdienst in der eben jeweils geforderten Gestalt.“* Es ist die Frucht eines langen geistlichen Weges – eines Weges, auf dem jeder suchende Christ unterwegs ist.

Wenn Assumpta an den Wiederaufbau von Helfta dachte, hatte sie also nicht nur eine neue Klosteranlage aus Stein vor ihrem geistigen Auge. Es ging ihr viel mehr um die Fortführung der Tradition des Zisterzienserinnenklosters als Ort der Mystik. Das Kostbarste waren deshalb die „geistlichen Grundmauern“, die sie vorfand und die sie weiter ertüchtigte.

Wer das literarische Schaffen von Assumpta näher kennenlernen möchte, dem seien sehr ihre Gedichtbände empfohlen, die mitunter noch antiquarisch zu haben sind. Die mystischen Texte können uns bewusstmachen, wie sehr auch wir uns nach Gott und seiner Zuwendung sehnen. Und sie können uns inspirieren, eigene Worte dafür zu finden.

24. April 2016

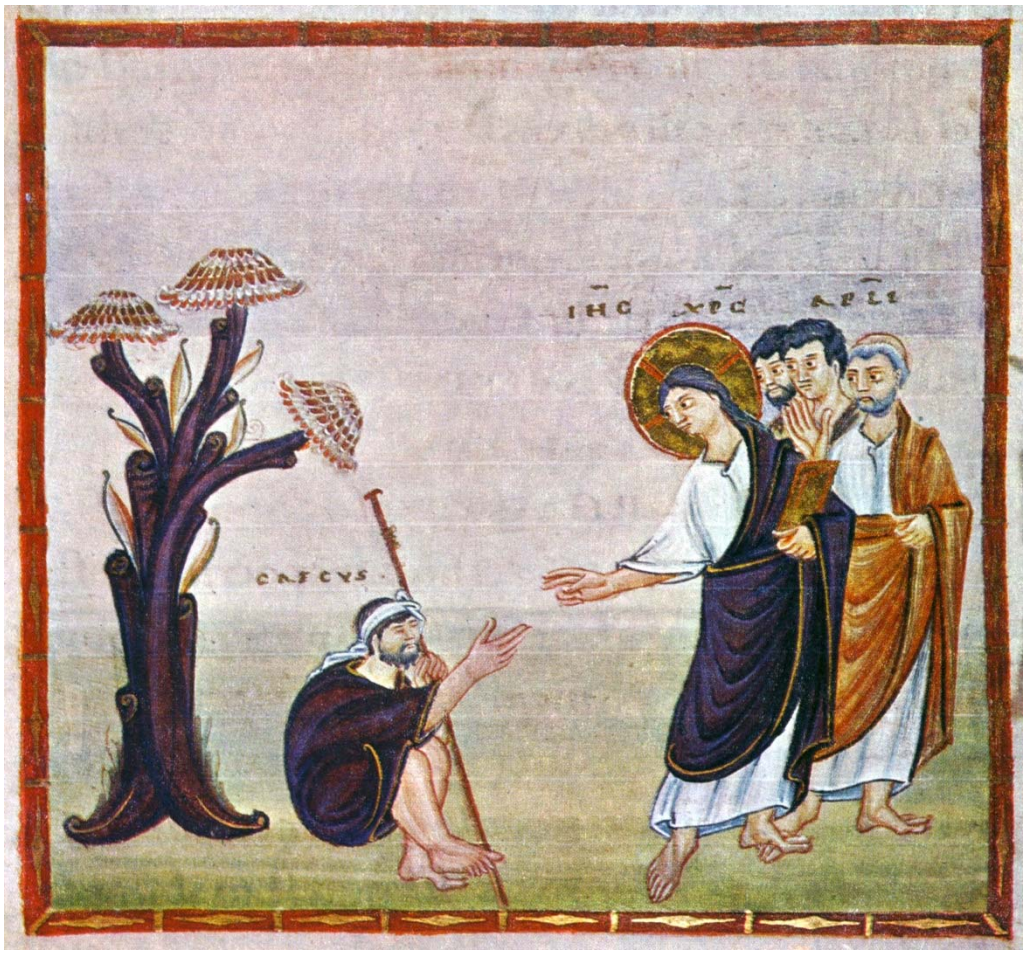
„Was will ich?“ – die entscheidende Frage auf dem geistlichen Weg

Es ist auffällig: Geistliche Menschen sind immer auch fragende Menschen. Sie teilen diese schadlose Neugier und Offenheit mit den Kindern, die sich mit dem „Warum, Wieso, Weshalb“ die Welt erschließen und sich darüber hinaus in den nimmer endenden Fragen der Zuwendung ihrer Eltern versichern. Im geistlichen Leben hat das Fragen ebenso eine elementare Bedeutung. Doch es gibt wesentliche Unterschiede. Zwei davon wollen wir uns heute näher anschauen und dabei das Fragen als geistliche Übung näher kennenlernen.

Der erste Unterschied

Kinder fragen meistens nach den Ursachen. Die Frage nach dem Warum ist zwar im geistlichen Leben nicht ausgeschlossen, aber sie wird doch deutlich von der Frage nach dem Was und Wie überlagert. Menschen auf der Suche nach Gott fragen in erster Linie nach einer neuen Zielrichtung für ihr Leben. Wer aus seiner Unzufriedenheit aufbrechen und sich auf den geistlichen Weg begeben will, muss sich zuallererst darüber klarwerden, was er überhaupt will.

Viele Gespräche zwischen Jesus und den Menschen, die er trifft, drehen sich um diese Klärung. Erinnern wir uns beispielsweise an die bekannte Erzählung im Lukasevangelium. Als ein blinder Bettler erfährt, dass Jesus in die Stadt kommt, bittet er ihn: *„hab Erbarmen mit mir!“*. Aber Jesus fragt zurück: *„Was soll ich dir tun?“* (Lk 18,41). Und mit dem Klarwerden des Wunsches, wieder sehen zu können, kann auch bei dem Blinden die entscheidende Veränderung eintreten.



Ausschnitt aus der „Heilung des Blinden bei Jericho“, Codex Egberti, Fol 31, © commons.wikimedia.org

Die Wüstenväter wussten, dass dieser Klärungsprozess oft nicht von allein in die Gänge kommt. Deswegen erzählten sie auch weiter, dass Abbas Poimen einem Schüler rät: *„Schließe dich dem an, der dich fragen lehrt: Was will ich?“* (Aph Nr. 173).

Manchmal wissen wir, was wir wollen, aber kennen den Weg dahin nicht. Auch hier hilft das Fragen. Wir kennen die berühmte Frage aus dem Lukasevangelium, bei der Jesus vom reichen Jüngling gefragt wird: *„Guter Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“* (Lk 18,18).

Die gesamte Geschichte der christlichen Spiritualität ist letztlich ein nie endendes Fragen nach dem Ziel und den entsprechenden Wegen. Das Nachdenken brachte immer neue Antworten und konkrete Wegweisungen hervor. Die Vielfalt an geistlichen Wegmodellen und Regeln für christliche Lebensformen sind dafür ein beredtes Zeugnis.

Der zweite Unterschied

Kommen wir zum zweiten Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Fragen der Kinder und der geistlich Suchenden. Kinder fragen naturgemäß die Menschen in ihrem unmittelbaren Umfeld: Eltern, Verwandte, Lehrer. Wer auf geistliche Fragen Antworten erhalten will, hat es schwerer. Denn ob uns ein Mitmensch bei der Gottsuche helfen kann, hängt davon ab, wie weit dieser selbst fortgeschritten ist. Jesus mahnt seine Jünger mit dem Gleichnis, dass *„beide in die Grube fallen“, wenn „ein Blinder einen Blinden führt“* (Lk 6,39). Es braucht ein gutes Gespür, einen wirklich geistlich erfahrenen Menschen als Ratgeber und Begleiter zu finden.

Im Laufe der Geschichte des Christentums haben sich große Gestalten als geistliche Führer erwiesen und große Suchbewegungen geprägt. Es ist ein Glück, dass ihr Wissen in zahlreichen schriftlichen Werken erhalten blieb. So können wir ihre Wegweisungen auch heute noch für unser eigenes Suchen und Fragen nutzen. Der Kanon der christlichen Spiritualität mit der Kurzvorstellung von 50 Werken kann bei der Fülle der geistlichen Literatur eine erste Orientierung bieten.

Egal, ob wir konkrete Menschen um Rat fragen oder in diesem Geiste eine Lektüre nutzen, immer wird dem eine offene, bittende Haltung vorausgehen müssen. Im Stillen können wir mit dem Psalmisten beten: *„Weise mir, Herr, deinen Weg; ich will ihn gehen in Treue zu dir.“ (Ps 86,11).* Allmählich werden wir erleben, dass nicht nur Menschen und ihre Bücher Antworten bieten, sondern dass der Alltag mit den vielen kleinen Begebenheiten ebenfalls zu uns spricht. Gott finden in allen Dingen, wie es die Mystiker formulieren, heißt auch Antworten finden in allen Dingen.

Fragen als geistliche Übung

Es kann hilfreich sein, sich ab und zu einmal zurückzuziehen, um sich im geistlichen Fragen einzuüben und zum Beispiel über eine eigene Lebensfrage nachzudenken.

„Was begehrst du?“ fragt der Abt den Novizen, wenn er ihm das Ordensgelübde abnimmt. Die Antwort muss gründlich bedacht sein, denn dieses Begehren ist im Mönchsleben nicht so leicht revidierbar. Wer einmal Ja zum Ordensleben sagt, gelobt, ein Leben lang dabei zu bleiben. Diese Ernsthaftigkeit können auch wir uns vor Augen stellen, wenn wir den eigenen Wünschen und Sehnen nachgehen. Manchen hilft es, diese Frage vom Lebensende her zu stellen. Was soll einmal bei meiner Beerdigung über mich gesagt werden? Welche Überschrift möchte ich über mein Leben setzen? Wie könnte eine Kurzformel für meinen Lebenslauf heißen?

Wer das Ziel für sein Leben vor Augen hat, kann auch die täglichen Entscheidungen danach ausrichten. Dabei werden im Alltag neue Fragen entstehen, vor allem wenn uns Konflikte und Reibereien das Leben schwermachen. Egal, ob es sich um Auseinandersetzungen mit unseren Mitmenschen handelt oder um innere Gedankenkriege, immer wird auch unser Hinterfragen notwendig sein. Hildegard von Bingen war sich darüber im Klaren, wie bedeutend dieses Fragen für das Christsein ist. In ihrem Werk über den Ursprung und die Behandlung von Krankheiten schreibt sie: „*Wo aber im Menschen die Frage nicht ist, da ist auch keine Antwort des Heiligen Geistes.*“

Früher bedeutete das Wort „fragen“ (altdeutsch: „frähen“) auch „herumwühlen“ und „suchen“. Durch Fragen können wir Dinge, die uns umtreiben, aufdecken und entlarven. Im Suchen kommen wir in Bewegung und durch diesen Standortwechsel erhalten wir neue Perspektiven und weitere Horizonte. Geistliche Menschen werden immer mit Begeisterung erzählen, dass dieses Fragen, Suchen und Ringen etwas sehr Lebendiges und Beglückendes in ihr Leben gebracht hat.

Freilich werden nicht alle Fragen sogleich eine Antwort finden. Was offen bleibt, was wir noch nicht fassen können, hat wie bei Maria Platz im Herzen. Wir können die Fragen in unserem Inneren aufbewahren und immer wieder aufs Neue bedenken. Wer möchte, kann diese Fragen auch irgendwo schriftlich festhalten. Auf alle Fälle werden wir staunen, dass das Leben nicht nur Fragen an uns stellt, sondern dass es auch voller Antworten ist.

1. Mai 2016

Wer bin ich? Wer bin ich wirklich? – Selbsterforschung als geistliche Aufgabe

Wir leben im Zeitalter der Bewertungen. Egal, was wir kaufen oder an Dienstleistungen in Anspruch nehmen – überall steht die Aufforderung, das Bestellte zu bewerten. Meistens sind fünf Sterne zu vergeben; fünf Wertstufen, die zwischen Top oder Flop entscheiden. Auch wir Menschen lassen uns bewusst oder unbewusst prägen von den Bewertungen anderer – von Kopfnoten, von Arbeitszeugnissen, von dahingesagten Werturteilen. Doch sind wir wirklich die, für die uns andere halten? Was ist mit den inneren Empfindungen, die nicht selten konträr zu dem stehen, wie wir auf andere wirken? Sind wir in Wahrheit vielleicht ganz anders?

Fragen, wer wir sind

Diese Gewissensfrage stellt sich auch Dietrich Bonhoeffer, als er 1944 als Widerstandskämpfer im Gefängnis sitzt und zwischen Bewunderung durch seine Mithäftlinge und eigenen Versagensängsten hin- und hergerissen ist. In einem Gedicht bringt er sein Ringen mit der Frage „Wer bin ich? Wer bin ich wirklich?“ eindrucksvoll ins Wort.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle gelassen und heiter und fest
wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.
Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

Wer bin ich? Der oder jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?
Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

Erkunden, was in uns ist

Bonhoeffer registriert seine inneren Empfindungen sehr genau – auch die dunklen Schatten auf seiner Seele: die Angst, den Zorn, den Überdruss. Dieses Achten auf die eigenen Gedanken und Gefühle ist nicht neu. In der christlichen Spiritualität gibt es dazu eine lange Tradition. So ziehen zum Beispiel schon im 3./4. Jahrhundert Menschen in die Wüste, um sich mit ihrem Innenleben auseinanderzusetzen. In der Stille machen sich auf einmal tausend zermürbende und quälende Gedanken bemerkbar. Den üblichen Kämpfen des Alltagslebens entrissen, ist der Mönch – wie der hl. Antonius formuliert hat – einem neuen, einem viel schwierigeren Kampf ausgesetzt: dem *„Kampf … mit dem Herzen“*. Aus eigener Erfahrung empfehlen die Wüstenväter, genauestens auf die verschiedenen Gedanken zu achten, die sich negativ auf das Seelenleben und auf das Verhältnis der Seele zu Gott auswirken – besonders in welchen Situationen und in welcher Abfolge die dämonischen Gedanken auftreten. Auch Träume sind für die Wüstenmönche hilfreich, das geheime Innenleben zu erkunden.

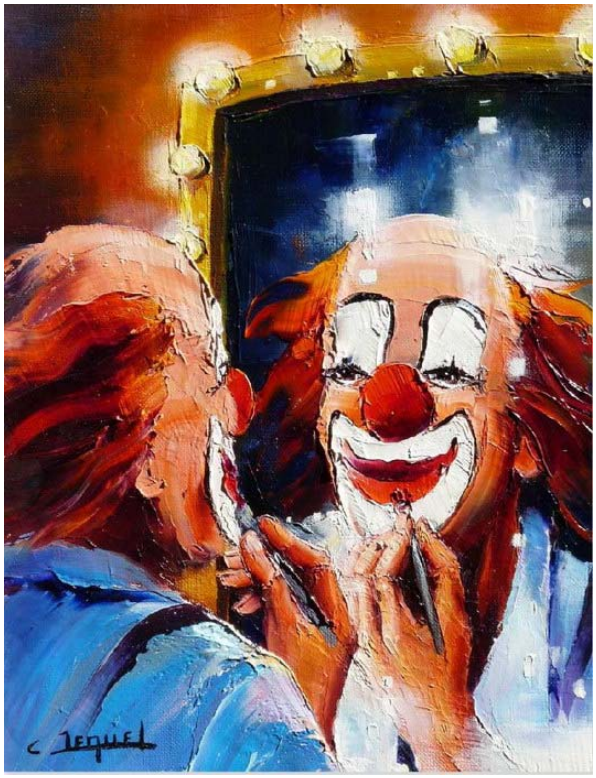
Der hl. Benedikt von Nursia greift 200 Jahre später die Tradition der Wüstenväter auf. Auch er empfiehlt in seiner Regel, das Herz für den Kampf zu rüsten und den inneren Frieden zu suchen. Bernhard von Clairvaux, der im 11. Jh. das benediktinische Mönchtum zu den Wurzeln zurückzuführen versucht, beschreibt den Weg der Selbsterkenntnis als Schritt zur Gotteserkenntnis. In dem berühmten Brief an Papst Eugen heißt es: *„Fange damit an, dass du über dich selbst nachdenkst, damit du dich nicht selbstvergessen nach anderem ausstreckst... Denn wärest du auch weise, so würde dir doch Wesentliches zur Weisheit fehlen, solange du dich nicht selbst in der Hand hast.“*

Maß nehmen am Maß Gottes

Wenn wir über uns nachsinnen, kommt unwillkürlich die Frage auf, woran wir Maß nehmen sollen. Auch in diesem Punkt werden uns seit unserer Kindheit von außen bestimmte Zielbilder vorgegeben – von Eltern, Lehrern, Vorgesetzten, Freunden… Nicht selten sind wir, wer wir sein sollen. Oder wir mogeln uns in ein Idealbild hinein, das wir selbst von uns gezeichnet haben und das mitunter wenig mit der Wirklichkeit zu tun hat. Dann sind wir, wer wir nach außen scheinen wollen.

In einer seiner Predigten zum Hohelied korrigiert Bernhard von Clairvaux diese Engführung, wenn er mahnt:

„Die Seele soll danach begehren, das zu werden, wozu sie erschaffen worden ist“, zu einem *„staunenswerten Wunder der Gottebenbildlichkeit, die einhergeht mit dem Schauen Gottes, oder vielmehr: die das Schauen Gottes selbst ist. Ich sage aber: in der Liebe; denn die Liebe ist jenes Schauen, jene Ebenbildlichkeit“.*



Der Clown – Sinnbild für die Masken in unserem Leben, hier ein Bild des französischen Malers Christian Jequel (*1935), www.usenko.maxim.ru

Selbsterkenntnis beleuchtet also zwei Pole, zwischen die der nach Wahrheit suchende Mensch eingespannt wird: Einerseits erhält er die Zusage, dass er grundsätzlich zur Schau Gottes und damit zur Liebe fähig ist. Andererseits wird er mit seiner eigenen Unzulänglichkeit konfrontiert. Wer sich dieser Bipolarität bewusst ist, stürzt weder in Verzweiflung, weil er seine Fehler und Schwächen nicht völlig abschütteln kann, noch setzt er zu Höhenflügen an, weil er meint, all das Übel überwunden zu haben. Wahre Selbsterkenntnis wird immer die Spannung aufrechterhalten: die Beschämung über die eigenen Unzulänglichkeiten auf der einen Seite und die Freude, tief im Inneren das Ebenbild Gottes zu sein, auf der anderen Seite. Diese Spannung stiftet jedoch nicht neuen Unfrieden, sondern geht einher mit *„echter Demut … mit innerer Ruhe, Sanftheit und Licht“*, wie Teresa von Ávila ihren Mitschwestern versichert.

Sich als Bedürftiger erkennen

Wie kann diese Selbsterforschung gelingen? Spirituelle Ratgeber empfehlen vor allem, auf das eigene Leben zurückzublicken und in den jeweiligen Abschnitten auf Ängste, Abneigungen und Verlangen sowie deren Ursachen und Auswirkungen herauszufinden.

Die ostkirchliche Tradition kennt die Meditation der Seligpreisungen, die im Matthäusevangelium überliefert sind. Die verschiedenen Verheißungen Jesu können etwas in uns zum Schwingen bringen; sie können Sehnsüchte wecken, ein entschiedeneres Leben als Christ zu wagen. Dabei werden uns vor allem jene Seligpreisungen am meisten ansprechen, die unsere Defizite anzeigen und vielleicht sogar unsere blinden Flecken in unserer Selbstwahrnehmung beleuchten.

Ignatius von Loyola beschreibt in seinen „Geistlichen Übungen“ das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit. Auch dieser Tagesrückblick im Gespräch mit Gott will helfen, uns achtsamer wahrzunehmen und die inneren Regungen besser zu erkennen.

Bernhard von Clairvaux weiß, dass Selbsterkenntnis auch in eine zerstörerische Richtung rutschen kann – dann nämlich, wenn wir an unseren Verfehlungen verzweifeln und keine Hoffnung mehr auf Besserung haben. In einer Predigt über das Hohelied beschreibt er sehr schön, worauf es dann ankommt: *„Solange ich auf mich schaue, verweilt mein Auge in Bitterkeit. Wenn ich jedoch aufschaue und meine Augen erhebe zur Hilfe göttlichen Erbarmens, wird der frohmachende Anblick Gottes sogleich die bittere Schau meiner selbst mäßigen. Durch eine solche Erfahrung und in solch einer Ordnung gibt sich Gott auf heilsame Weise zu erkennen, wenn sich der Mensch zuerst als einen Bedürftigen erkennt und dann zum Herrn ruft und dieser wird ihn erhören. … Eben auf diese Weise wird deine Selbsterkenntnis ein Schritt zur Gotteserkenntnis sein.“* Bernhard schenkt mit diesen Worten viel Hoffnung, dass wir bei Gott Hilfe finden. Und er lockt uns mit der Aussicht, dass wir mit dem zunehmenden Wissen um unser wahres Ich auch Gott immer mehr erkennen werden.

Selbsterkenntnis ist keine Sache, die sich schnell in einem Intensivkurs gewinnen lässt; wir erlangen sie nur Schritt für Schritt und so bleibt sie uns lebenslänglich aufgetragen. Wir können diesen Lebensauftrag jedoch mit großer Zuversicht annehmen, weil wir nichts verlieren, sondern alles gewinnen. Wir gewinnen einen liebenden Blick auf uns, weil wir erkennen, dass uns Gott trotz aller Mängel liebend umfängt. Wir gewinnen die Fähigkeit, barmherziger mit den Schwächen unserer Mitmenschen umzugehen, weil wir mehr auf uns, als auf die anderen schauen. Und wir gewinnen immer mehr die Gewissheit, dass Gott die Liebe ist (1 Joh 4,8), die uns zieht und lockt, über uns hinauszuwachsen – himmelwärts.

8. Mai 2016

Johannes von Nepomuk – ein Heiliger, der uns zu Herzen spricht

Diesmal fällt es gar nicht leicht, sich für ein Thema des geistlichen Impulses zu entscheiden. Zum einen begehen wir am 16. Mai den Gedenktag des heiligen Johannes von Nepomuk, der uns bei Streifzügen durch das angrenzende Nordböhmen auf Schritt und Tritt begegnet und der durch die Formenvielfalt seiner Statuen offensichtlich viel zu erzählen hat. Zum anderen feiern wir heute Pfingsten und damit das Kommen des Heiligen Geistes zu uns Menschen. Für die christliche Spiritualität ist dieses Fest etwas ganz Großes, denn es steht für die *„Quelle und [den] Beginn geistlichen Lebens“*, wie es der Theologe Michael Schneider einmal sehr schön formuliert. Wenn die Wahl dennoch auf den böhmischen Landespatron fällt, muss das also gute Gründe haben.

Schauen wir uns diesen hl. Nepomuk etwas genauer an! Dafür haben uns Steinmetze aus vergangenen Zeiten wunderschöne Plastiken hinterlassen.

Statue des hl. Johannes von Nepomuk an der Pestsäule in Nová Paka/Neupaka

Fast immer ist Nepomuk als Priester gekleidet: mit Soutane, Rochett, Stola und Birett. Der kurze Pelzmantel über den Schultern, die sogenannte Mozetta, weist ihn als Domherr aus. In Nepomuks Vita lässt sich diese **Kleidung** leicht erklären. Der Sohn eines angesehenen Richters aus Pomuk wurde im Jahr 1380 zum Priester geweiht und war aufgrund seiner ausgezeichneten Bildung bald ein gefragter Mann. Der Prager Erzbischof Johann von Jenzenstein holte ihn schließlich ins Domkapitel und ernannte ihn zu seinem Generalvikar.

Fast ausnahmslos begegnet uns der hl. Nepomuk als **schmächtige Gestalt**. Sein ausgemergeltes Gesicht soll sicher auf seine genügsame Lebensweise hinweisen. Zugleich erinnert uns seine zarte Statur an die Gebrechlichkeit des Lebens. Beim Anblick werden wir uns bewusst, dass auch wir schwache und anfällige Wesen sind – angewiesen auf das Erbarmen und Gottes Hilfe.

Ein weiteres Merkmal – leider nicht immer vorhanden – ist der rechte Fuß, der auf einem **Buch** steht – ein Ausdruck dafür, dass Nepomuk sein ganzes Leben auf der Heiligen Schrift gründet. Für den Betrachter ist dieses Detail eine unaufdringliche Erinnerung, das eigene Leben ebenso am Evangelium auszurichten.

Sehr oft hält Nepomuk auch ein **Kreuz** in der Hand. Mitunter scheint der Heilige das Kreuz liebevoll in seinen Armen zu wiegen – wie eine Mutter ihr Kind. Manch einem Künstler gelingt es, in Nepomuks Blick auf den Korpus seine Liebe zu Christus derart bildhaft werden zu lassen, dass sie auf uns übergeht. In anderen Fällen hält der Heilige das Kreuz hoch zum Himmel, als wolle er sagen: Wenn ihr auf das Kreuz blickt, dann schaut auch zum Himmel! Das Kreuz lenkt unsere Aufmerksamkeit aber auch auf das Leid, das Nepomuk selber erfahren musste. Denn er geriet in seinem hohen Amt als Generalvikar schon bald in die politischen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche.

Wir wissen nicht allzu viel Gesichertes über die Fehden, die sich damals zwischen dem Erzbischof und König Wenzel IV entwickelten. Bezeugt ist aber, dass der König den Einflussbereich des Erzbischofs einzudämmen versuchte. Als ihm das nicht gelang, rächte er sich und folterte Nepomuk – quasi stellvertretend für den Erzbischof – zu Tode. Schließlich wurde das Bauernopfer durch die Straßen von Prag geschleift und von der Karlsbrücke in die Moldau gestürzt.

Nepomuk erwies sich in der Todesstunde als ein Mann, der trotz Folterqualen seine Treue zu Bischof und Kirche nicht aufgab. Deshalb sieht man ihn häufig mit einem **Palmenwedel**, dem gängigen Attribut für christliche Märtyrer. Bei seinem Anblick können wir innehalten und uns Nepomuk zum Vorbild wünschen, wenn unsere Standhaftigkeit im Glauben gefragt ist.

Der Sturz von der **Brücke** ist auch der Grund, dass sich Nepomuk im Laufe der Zeit zum beliebtesten Brückenheiligen entwickelte. Auf zahlreichen Brücken sind seine Statuen platziert – in der Hoffnung, Nepomuk möchte immer ein Auge darauf haben, dass die Bäche und Flüsse keinen Schaden anrichten. Die Brücke steht Nepomuk auch aus einem anderen Grund gut. Es heißt in einem Bericht, er sei „beliebt bei Deutschen und Tschechen“. Wie eine Brücke kann er vielleicht noch heute die beiden Völker verbinden und so helfen, alte Verletzungen zu heilen.

Gelegentlich berührt Nepomuk mit den **Fingern seine Lippen** oder hält seine eigene Zunge in den Händen. Diese Formen spielen auf eine Legende an, die erst 40 Jahre nach dem Todesereignis in Umlauf kam. Demnach soll Nepomuk der Beichtvater der Königin gewesen sein und dem König jede Aussage über den Gesprächsinhalt verweigert haben. Die Legende hat sicher insofern einen wahren Kern, als sie Loyalität und Verschwiegenheit bei Nepomuk hochschätzt.

Unter all den Kennzeichen, die sich bei Nepomuk-Abbildungen finden lassen, fallen die **fünf Sterne** um sein Haupt am meisten ins Auge. Sie gehen auf die Legende zurück, wonach seinerzeit ein Lichterkranz den Fundort von Nepomuks Leichnam anzeigte. An den Statuen sind die Sterne nicht nur hübsch anzuschauen, wenn sich das Sonnenlicht auf der goldenen Oberfläche spiegelt. Sie stehen gleichsam für ein Achtungszeichen, denn Sterne weisen in der christlichen Spiritualität immer auch auf einen besonderen Wirkungsort Gottes hin. Ein Stern leitet die drei Weisen aus dem Morgenland zur Geburtsstätte des Jesuskindes. Ein *„Kranz aus zwölf Sternen um das Haupt einer Frau“* (Off 12,1) gilt im Neuen Testament als Siegeszeichen Gottes. Sterne spielen auch eine Rolle beim Auffinden des Grabes des Apostels Jakobus, ebenso bei der Gründung der Großen Kartause. Wenn nun auch Nepomuk mit fünf goldenen Sternen geschmückt wird, dann können wir gewiss sein, dass er zu den ganz Großen der christlichen Zeugen gehört.

Das bestätigen auch Kunsthistoriker, die über die Formenvielfalt der Nepomuk-Statuen gern ins Schwärmen kommen. Kein anderer Heiliger ist mit so vielen christlichen Attributen ausgestattet wie Nepomuk. Allen Darstellungsformen ist eines gemeinsam und das macht Nepomuk noch einmal zu etwas Besonderen: Sie sprechen einem gläubigen Menschen zu Herzen. Wir können es selbst einmal ausprobieren und müssen dazu nicht einmal weite Wege auf uns nehmen. In der Zittauer Marienkirche befindet sich im linken Seitenschiff eine liebliche Konsolfigur. Im Klosterhof von St. Marienthal steht eine lebensgroße Plastik, die einst die Brücke über die Neiße zierte. Zwei Kilometer weiter, in der Ostritzer Julius-Rolle-Straße, wartet schon der nächste Nepomuk – diesmal in einer kleineren Variante an einer Hausfassade. Und schließlich lassen sich auch Fotos nutzen. Eine kleine Auswahl findet sich im Anhang.

Eine andere Art, sich dem böhmischen Landesheiligen zu nähern, bietet das St-Nepomuk-Fest am 15. Mai in Ostritz. Am Abend werden selbstgefertigte Lichterschiffe auf der Neiße an Nepomuks Sterne erinnern. Uns allen ein gesegnetes Pfingstfest!

15. Mai 2016

Mensch und Schöpfung – ein faszinierendes Lichtspiel

Wer die Kapelle im sogenannten Maierhof des Klosters Benediktbeuern betritt, erfasst zunächst einmal nur einen schlichten Raum. Blau gepolsterte Stühle stehen an den Wänden – ausgerichtet auf einen kleinen hölzernen Altartisch mit weißem Tuch und Kerze. An der Seite hängt ein Kreuz aus Wurzelholz. Ein Gottesdienstraum wie jeder andere. Und doch ist er etwas Besonderes. Darauf deutet eine dunkle Wandfläche, zu der ein Lichtschalter mit vier seltsamen Knöpfen gehört.

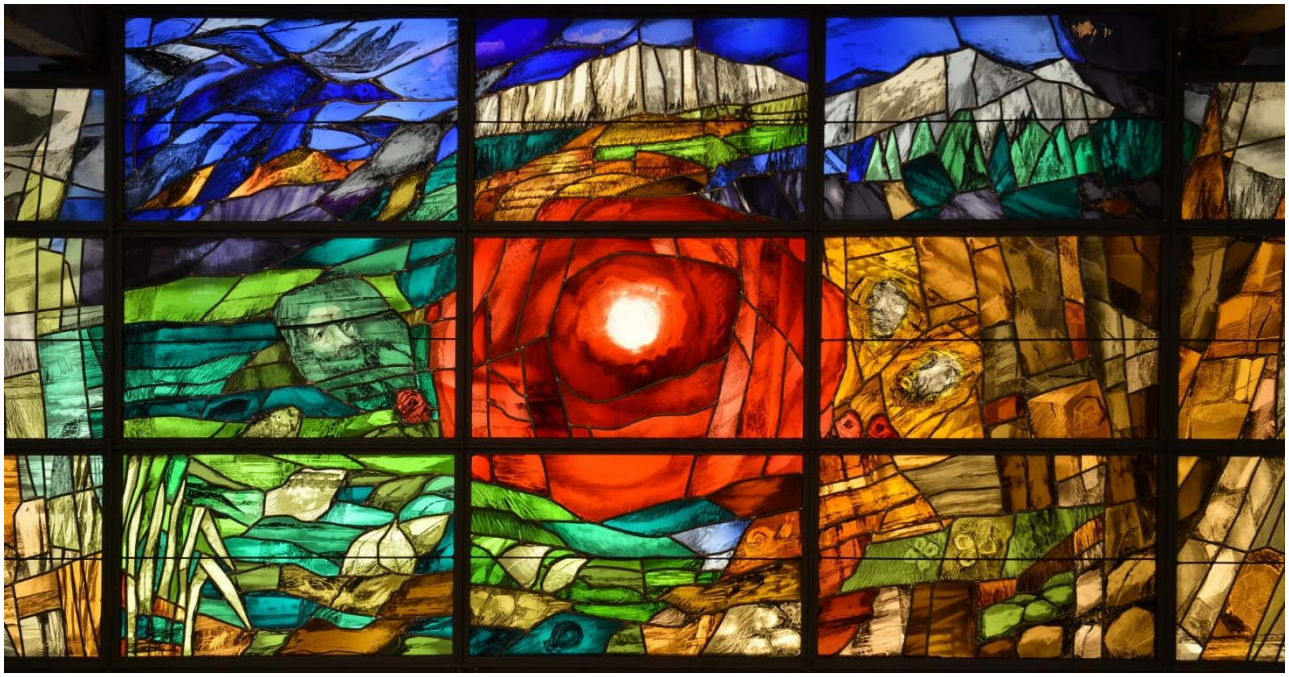
Kloster Benediktbeuern,
50 km südlich von München gelegen

Jedes Jahr kommen dutzende Schulklassen und andere Gruppen in den kleinen Ort Benediktbeuern, um sich diese Kapelle zeigen zu lassen. Denn sie beherbergt eines der schönsten Lichtspiele, die die christliche Kunst hervorgebracht hat, und gehört damit zu den eindrücklichsten Meditationsräumen überhaupt. Dazu muss allerdings die Hintergrundbeleuchtung mit dem erwähnten Lichtschalter angestellt werden. Was die Besucher dann erblicken, ist beeindruckend: Auf einer Fläche von rund vier mal zwei Metern erstreckt sich ein großes beleuchtetes Glasfenster – zusammengesetzt aus unzähligen kleineren Scheiben. Sieger Köder, der berühmte Priester und Künstler aus Ellwangen, schuf das Werk aus Verbundenheit mit dem Kloster Benediktbeuern, das er oft und gern besuchte. Er gab ihm den Namen „Mensch und Schöpfung“.

Das Schöpfungsthema ist im Kloster Benediktbeuern seit langem beheimatet. Hier lebten einst Benediktinermönche, die für ihre Schöpfungsspiritualität bekannt sind; für ihren sorgsamen Umgang mit allem, was ihnen Gott schenkte. Heute führen die Salesianer Don Boscos diese Tradition weiter. Sie haben hier unter anderem ein Zentrum für Umwelt und Kultur eingerichtet, das sich ganz der Vermittlung dieses ökologischen Gedankens verschrieben hat. Die Mitarbeiter kümmern sich beispielsweise um die ausgedehnten Moorflächen, die das Kloster umschließen; sie bieten zahlreiche Vorträge und Exkursionen zu Naturschutzthemen an und – das ist das Besondere – sie bringen all das in Verbindung mit dem christlichen Glauben.

Wirkung im Zu- und Miteinander der Einzelteile

Das Glasfenster wirkt durch seine Hintergrundbeleuchtung. Bei einer Meditation werden mit den Tastern des Lichtschalters der Reihe nach vier verschiedene Leuchtflächen sichtbar. Sieger Köder lässt in ihnen die ganze Schöpfung erstrahlen. Das Nacheinander des Erscheinens erinnert an den Schöpfungsbericht aus dem Buch Genesis. Am Anfang war alles wüst und leer, unbeleuchtet. Dann kommen Tag für Tag die Elemente hinzu: Licht, Wasser, Erde sowie Pflanzen, Tiere und der Mensch.



Glasfenster „Mensch und Schöpfung“ von Sieger Köder in der Kapelle des Zentrums für Umwelt und Kultur

Die vier Leuchtfelder sind durch verschiedene Farben mit ihren zahlreichen Nuancen charakterisiert. In der Mitte leuchtet das Rot; Sinnbild für Licht und Feuer, das den Menschen wärmt. Oben ist das Blau angeordnet. Es steht für den Himmel; für die Luft, die den Menschen atmen lässt. Links befindet sich das Grün; die Farbe der Natur, die den Menschen nährt. Rechts erstreckt sich schließlich das Braun; die Erde, die den Menschen trägt. Vier Farben, vier Elemente, vier Lebenselixiere – alles, was der Mensch zum Leben braucht. Mit dem farbigen Lichtspiel stellt uns Sieger Köder aber nicht nur das Notwendige, sondern auch das Schöne der Schöpfung vor Augen; im Leuchten der Farben können wir Gottes Freude über sein Werk spüren, die im Schöpfungsbericht bezeugt ist: *„Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut.*" (Gen 1,31).

Es lassen sich aber auch noch zwei weitere Kontrastfarben im Glasbild finden: Schwarz und Weiß. Weiß strahlt der Mittelpunkt der Betrachtungsfläche. Er lässt das Hintergrundlicht am hellsten durchscheinen und zieht uns bei längerem Hinschauen magisch an. Kein Wunder: Weiß ist die Farbe Gottes. Er ist der Zielort unserer Sehnsucht. Die schwarzen Linien haben hingegen etwas Abstoßendes. Sie durchkreuzen mehrfach mit finsteren Balken das harmonische Gesamtgefüge. Schwarz steht für Leiden und Tod. Es will uns erinnern, dass die Schöpfung immer auch gefährdet und der Zerstörung preisgegeben ist.

Gott als Ursprung und Mitte

Die meiste Aufmerksamkeit zieht der rote Kreis in der Mitte auf sich. Er lässt viele Assoziationen zu. In ihm steckt augenscheinlich eine explosive Kraft, vielleicht der Uranfang, aus dem sich unsere Erde und das ganze Universum entwickeln.

Etwas wagemutiger ist der Gedanke, dass der weiße Leuchtpunkt auch eine Hostie verkörpern könnte, um die sich die vom Heiligen Geist durchglühten Jünger versammelt haben.

Die Anordnung der einzelnen roten Glasscheiben lassen aber auch an eine Rose denken. Ihre Blütenblätter sind konzentrisch um das helle Innere angeordnet. Diese Mitte ist der Ort der Bestäubung und der Verwandlung in eine Frucht. Sieger Köder liebte Rosen; sie sind auf vielen seiner Bilder zu sehen. Sicher liegt es an der hohen Symbolkraft der Rose.

Die Rose steht wie keine zweite Pflanze für die Liebe. Wenn eine Rosenknospe aufblüht und sich die vielen Blütenblätter aufstellen, erinnert sie uns an das Universum, das sich immer mehr ausbreitet. Manche sehen in der Rose auch ein Relikt aus dem Paradies und erzählen gern, dass Eva die schönste der Blumen heimlich aus dem Paradiesgärtlein mitgenommen habe.

Egal welcher Deutung wir am liebsten folgen möchten, immer verweist sie auf Gott als Mitte und Ursprung aller Schöpfung. Und das hat Folgen für uns.

Unscheinbar eingefügt: der Mensch

In unserem heutigen Verständnis steht der Mensch im Zentrum – alles andere ist auf hin geordnet. Nicht so beim Glasfenster von Sieger Köder! Hier wurde der Mensch in das Braun der Erde gezeichnet – unscheinbar ist er in die erdhafte Schöpfung eingefügt. Damit wird ausgedrückt, dass sich der Mensch eingebunden fühlen darf in das große Ganze.

Die menschlichen Gesichter sind auf die Mitte, auf das Göttliche, gerichtet. Vielleicht vernehmen sie gerade, dass Gott, der Herr, den Menschen einst nahm und ihn in den Garten Eden setzte, damit er ihn bebaue und bewahre (vgl. Gen 2,15). Zwei Aspekte klingen in der alttestamentlichen Aussage an: Der Mensch soll all das Geschaffene nutzen, aber er soll es auch erhalten.

Die zweite Forderung umfasst nicht nur den modernen Nachhaltigkeitsgedanken, damit auch künftige Generationen eine Lebensgrundlage haben. Darauf weist Köder mit einem liebenswerten Detail hin: Zur Schöpfung gehören auch Dinge, die der Mensch nicht unverzichtbar zum Leben braucht. Deswegen ruhen auf dem Glasfenster auch Schmetterlinge, Käfer und Gewürm. Über die verschiedenen Farben sind wir mit allen Lebewesen verbunden. Wir stehen auf derselben Erde, atmen dieselbe Luft, trinken aus der derselben Quelle. Wir sind Teil des Ganzen.

Sieger Köder setzt das Schöpfungsszenario aus Glas in das Umfeld von Benediktbeuern. Am oberen Bildrand thront die Benediktenwand, der Hausberg von Benediktbeuern – Sinnbild für Heimat. Damit lassen sich zwei weitere Gedanken entwickeln. Um Gottes schöne Schöpfung und unser Eingebundensein in ihr zu erleben, müssen wir nicht erst in ferne Länder reisen. Mit dem Glasfenster wird uns die Schönheit der Schöpfung in unserem Umfeld vor Augen gestellt. Zugleich beginnt unser Auftrag, fürsorglich mit der Schöpfung umzugehen, immer vor der eigenen Haustür.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Das faszinierende Lichtspiel von Sieger Köder vermittelt eindrucksvoll, dass die Schöpfung durchlässig ist für die Leuchtkraft Gottes. Im geistlichen Leben sind wir gerufen, dafür einen Blick zu entwickeln und in jedem Wesen, in jedem Element Gottes Licht und Strahlkraft zu entdecken. Je mehr wir in diese Fähigkeit hineinwachsen, umso leichter wird es uns fallen, Gottes Schöpfung mit einem liebenden Blick anzuschauen und wo es nötig ist, für sie mit unserer Tat einzutreten.

22. Mai 2016

Mensch und Schöpfung – in der Beziehung zu Gott

In der letzten Woche haben wir das große Glasfenster in Benediktbeuern besucht, mit dem uns der bekannte Künstler Sieger Köder auf Gottes Glanz in der Schöpfung aufmerksam machen will. Heute wenden wir unseren Blick rückwärts. Denn auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtwand befinden sich zwei weitere Köder-Fenster – viel kleiner zwar, so groß wie Dachluken, aber mit bemerkenswerten Botschaften. Beginnen wir in dieser Woche mit dem rechten Bild, bei dem es sich zweifelsfrei um die hl. Hildegard von Bingen handelt.

Meistens wird Hildegard mit Äbtissinnenstab, Modell des Klosters Rupertsberg bei Bingen und Buch dargestellt. Diese drei Attribute stehen stellvertretend für ihr Lebenswerk. Die aus adligem Haus stammende Frau gründete um das Jahr 1150 ein Benediktinerinnenkloster auf dem Rupertsberg bei Bingen, dem sie als Äbtissin vorstand, ebenso wie dem später gegründeten Kloster in Eibingen auf der anderen Rheinseite. Das Buch weist auf ihre herausragende Bedeutung als Universalgelehrte, die uns ein beachtliches Werk hinterlassen hat. Noch heute liegen ihre Bücher über Kräuterheilkunde auf den Büchertischen. Weniger bekannt sind ihre Schriften, in denen sie über ihre eigenen geistlichen Erfahrungen berichtet. Sie fasst dabei ihre göttlichen Offenbarungen in sprachgewaltige Bilder. Das bedeutendste Werk trägt den Titel „Liber scivias“ (übersetzt mit: „Wisse die Wege“) und enthält 13 Visionen, die Hildegard eine außerordentliche Stellung in der Spiritualitätsgeschichte verschaffen.

Glasfenster „Hildegard von Bingen“ in der Kapelle des Maierhofes im Kloster Benediktbeuern

Sieger Köder bewegt sich außerhalb der gängigen Abbildungen, die wir von Hildegard kennen. Auf seinem Glasfenster kleidet er sie zwar wie üblich in ihre benediktinische Ordenstracht und stellt sie uns als Mystikerin mit geschlossenen Augen vor. Aber es fehlen die genannten Attribute. Auch das Umfeld dürfte uns fremd vorkommen. Das weiße Rad, die rote Scheibe mit der dunklen Gestalt und auch die beiden Sternenbanner geben uns Rätsel auf. Was hat es damit auf sich?

Die Antwort ist leicht und schwer zugleich. Leicht ist sie, weil uns Hildegard-Kenner sofort zwei Visionsbilder benennen können, die sich mit Köders Darstellung decken. Schwer bleibt die Antwort trotzdem, denn in unseren heutigen Ohren klingen die Visionsbeschreibungen von Hildegard eher befremdlich, als sie uns Erhellendes mitzuteilen hätten. Wir wollen trotzdem einen kleinen Exkurs in diese „Bildwelt“ wagen, weil sie das große Glasbild „Mensch und Schöpfung“ von Sieger Köder mit einem wichtigen Aspekt ergänzt.

Die Betrachtung der Offenbarungen wird uns durch kleine Miniaturbildchen erleichtert. Sie sind in einer Prachthandschrift, dem sogenannten Rupertsberger “Scivias”-Kodex, enthalten und illustrieren Hildegards Texte. Wissenschaftler vermuten, dass die 35 Darstellungen nicht von der begnadeten Visonärin selbst stammen, aber doch in der Zeit kurz vor oder nach ihrem Tod entstanden. Zwei dieser Visionsbilder, die auch Sieger Köder in seinem Glasfenster unterbringt, schauen wir uns näher an.

Sterne, die ihren Lichtglanz verlieren

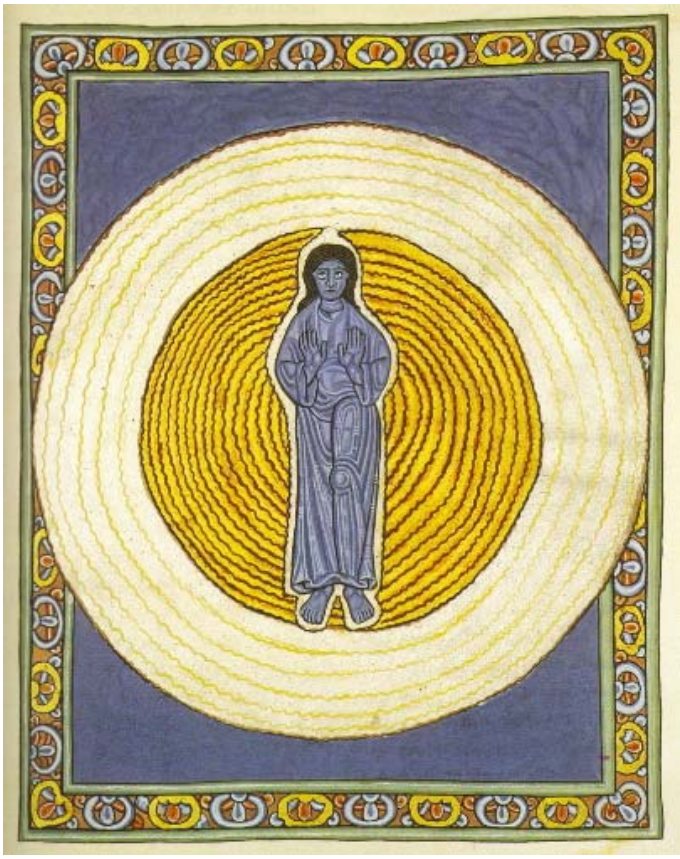
Miniaturbild aus dem Rupertsberger “Scivias”-Kodex: Tafel 20: Erloschene Sterne

Nehmen wir uns zuerst die Sterne vor; sie sind in Köders Fensterbild rechts oben platziert. Wir finden sie in ganz ähnlicher Weise auch in der Prachthandschrift. Diese Darstellung bezieht sich auf Hildegards Vision von den erloschenen Sternen. Sie beschreibt dabei drei Phasen, wie wir sie auch auf der nebenstehenden Illustration gut erkennen können. In der oberen Bildhälfte treten uns die Sterne mit großer Leuchtkraft entgegen. In der Mitte des Bildes werden sie zunehmend schwarz, bis sie schließlich weiter unten ganz und gar untergehen.

Wie bei allen anderen Visionen erläutert Hildegard das Geschaute. Sie bringt das Erlöschen der Sterne mit dem biblisch bezeugten Engelsturz in Verbindung. Der große Stern stellt dabei Luzifer, den gefallenen Engel, dar, während die anderen Sterne seine Heerschar verkörpern. Hildegard beschreibt, dass Luzifer *„am Anfang seiner Erschaffung so prächtig und groß [war], dass er weder an seiner Ehre noch an seiner Kraft einen Mangel empfand“*. Doch Luzifer begeht einen folgenschweren Fehler: Er leitet aus dieser Stärke ab, *„er könne alles beginnen, was er wolle. … Und als er eine Stelle sah, wo er meinte, bestehen zu können, wollte er dort seine Schönheit und Stärke zeigen.“* Auf diese Weise wendet er zugleich den Blick von Gott, seinem Schöpfer, ab. Die Folge: Sein Glanz erlischt und er versinkt mit seinen Gefährten im Chaos.

Umschlossen von Licht und Feuer

Auch für das zweite Visionsbild in Köders Glasfenster gibt es ein Pendant in der Prachthandschrift. Es vermittelt eine ganz andere Dynamik als das erste: nicht den Fall von oben nach unten, sondern die Geborgenheit einer Menschengestalt in einem Kreisrund.



Rupertsberger "Scivias"-Kodex: Tafel 11:
Die wahre Dreiheit in der wahren Einheit

Lesen wir dazu den Text Hildegards, der dieser Miniatur zugrunde liegt, im Original: *„Alsdann sah ich ein überhelles Licht und darin eine saphirblaue Menschengestalt, die durch und durch im sanften Rot funkelnder Lohe brannte. Das helle Licht durchflutete ganz die funkelnde Lohe und die funkelnde Lohe ganz das helle Licht. Und [beide,] das helle Licht und die funkelnde Lohe durchfluteten ganz die Menschengestalt, [alle drei] als ein Licht wesend in einer Kraft und Macht."*

Das helle Licht, – so fährt Hildegard fort –, stellt den Vater dar, die funkelnde Lohe den Heiligen Geist und die Menschengestalt den Sohn. Alle drei sind untrennbar verbunden und keiner kann ohne den anderen sein.
Von dieser Verbundenheit ist Hildegard von Bingen fasziniert, denn immer wieder kommt sie in ihren Texten darauf zurück. In einem Loblied formuliert sie sehr schön, dass in dieser Einheit Gottes *„Klang und Leben"* ist.

Am Ende unserer Betrachtung bleibt noch zu fragen, warum wohl Sieger Köder gerade diese beiden Visionen Hildegards ausgewählt und in die Gestaltung seiner Schöpfungsbilder aufgenommen hat. Vielleicht befürchtete er eine Verkürzung der Interpretation seines großen Lichtbildes, wie es nicht selten in esoterischen Kreisen vorkommt. Es nützt nichts, wenn wir Gottes Wirklichkeit in der Schöpfung entdecken und dann doch meinen, unseren eigenen Glanz selbst produzieren zu können – sei es durch besondere Leistungen oder wenigstens durch eine beeindruckende Selbstdarstellung. Wer auf die eigene Kraft und Stärke vertraut, fällt unweigerlich aus der lebensspendenden Beziehung zu Gott.

Das Schöne bei Köder: Er lässt uns mit dieser latenten Gefahr nicht zurück, sondern stellt uns eine weitere Vision Hildegards vor, die den Weg aus der Selbstbezogenheit weisen kann: der Blick auf Gott in seiner Dreieinigkeit. Wenn Gott in sich einig ist und dadurch viel Licht und Wärme ausstrahlt, dann können auch wir uns in dieses Kraftfeld begeben. Es wird uns nicht nur umschließen und halten, sondern auch wie Hildegard in die göttlichen Wahrheiten einführen.

29. Mai 2016

Mensch und Schöpfung – einander zugewandt

Aller guten Dinge sind drei: so auch bei den Fenstern, die Sieger Köder für die Kapelle des Maierhofes im Kloster Benediktbeuern gestaltet hat. Zwei Fensterbilder haben wir in den vergangenen zwei Wochen bereits angeschaut. Wir konnten dabei viele Gedanken zum Thema „Mensch und Schöpfung“ zusammentragen: die Durchlässigkeit der Schöpfung für Gottes Leuchtkraft, die Einbindung des Menschen in das große Ganze, Gott als Ursprung und Mitte aller Geschöpfe und auch die Gefahr für den Menschen, aus der Strahlkraft Gottes herauszufallen. Mit dem dritten Fenster weist uns Sieger Köder auf einen weiteren Aspekt hin.

Werfen wir deshalb einen Blick auf dieses farbenfrohe Kunstwerk, das sich ebenso wie das Hildegard-von-Bingen-Fenster gegenüber dem großen Lichtspiel befindet und keinen halben Quadratmeter groß ist. Viele werden schnell erkennen, dass der heilige Franz von Assisi auf den in Blei gefassten Glasscheiben abgebildet ist. Wir erkennen ihn an zwei Merkmalen: an der braunen Mönchskutte und an den Tieren, die ihn umgeben. Natürlich haben auch andere Heilige Tiere als Attribute; wir brauchen nur an die Evangelisten mit Adler, Löwe und Stier zu denken oder an Dominikus mit dem Hund, Bernhard von Clairvaux mit den Bienen oder Antonius mit dem Schweinchen. Doch Franziskus übertrifft sie insofern, dass er mit vielen verschiedenen Tieren in Verbindung gebracht wird: mit Lerchen, zu denen er sprach; mit dem Wolf, den er zähmte, und ebenso – wie auf dem Glasbild ersichtlich – mit Wildtauben und Fischen, die ihre Scheu vor den Menschen verloren haben.

Glasfenster „Franz von Assisi“ in der Kapelle des Maierhofes im Kloster Benediktbeuern

Franziskus war offensichtlich ein Mensch, der den Tieren sehr nahestand und ihr Vertrauen gewinnen konnte. Aber wir dürfen uns den kleinen Mann aus Umbrien nicht als verklärten Naturromantiker vorstellen. Seine Liebe zu den Geschöpfen hat eine Tiefendimension, mit der wir uns ein wenig vertraut machen wollen. Hilfreich sind dabei die zahlreichen Überlieferungen, die seit 800 Jahren nicht nur das geistliche Fundament der Franziskaner mitprägen, sondern auch viele andere Christen in den Bann gezogen haben.

Auch Köders Fensterbild beruht auf konkreten Erzählungen, die uns von Franziskus überliefert sind. Eine erste Spur finden wir in den Fioretti des Franziskus, einer frühen Zusammenstellung der schönsten Begebenheiten im Leben des Heiligen. Historiker schenken den Erzählungen zwar keine große Aufmerksamkeit, für die christliche Spiritualität haben sie aber einen unschätzbaren Wert. In ihnen geht uns auf, dass alles, was Franziskus sprach und tat, einen tiefen religiösen Bezug hat. So auch die Begegnung mit den Tauben, die Sieger Köder als Bildthema verwendet. Lesen wir dazu am besten den Originaltext aus den Fioretti:

Fresko in der Basilika San Francesco in Assisi mit der ältesten Darstellung der Vogelpredigt von Maestro di San Francesco um 1265

„Ein Junge hatte einst eine Menge Turteltauben gefangen und trug sie zum Markt, um sie zu verkaufen. Da begegnete ihm der heilige Franziskus, der immer ein besonderes Erbarmen mit sanftmütigen Tieren hatte, sah jene Tauben, blickte sie mitleidsvoll an und sagte zu dem Jungen: „O guter Junge, ich bitte dich, gib sie mir. Diese so unschuldigen Vögel, mit denen in der Schrift die keuschen, demütigen und gläubigen Seelen verglichen werden, sollen nicht in die Hände grausamer Menschen fallen, die sie töten.“ Auf Eingebung Gottes hin gab er sie sogleich alle dem heiligen Franziskus. Der aber nahm sie in seinen Schoß und begann mit ihnen liebevoll zu reden: „O ihr meine Schwestern Tauben, so einfältig, unschuldig und keusch, warum habt ihr euch fangen lassen? So will ich euch jetzt dem Tode entreißen und euch Nester bauen, auf dass ihr Frucht bringt und euch nach dem Gebot eures Schöpfers vermehrt.“ Der heilige Franziskus ging also hin und baute allen ein Nest. Sie aber benutzten sie und fingen an, vor den Brüdern Eier zu legen und sie auszubrüten. Sie waren so zahm und zutraulich gegenüber dem heiligen Franziskus und den anderen Brüdern, als ob sie Hühner wären, die immer schon von ihnen gefüttert wurden. Sie flogen niemals fort, bevor nicht der heilige Franziskus ihnen mit seinem Segen die Erlaubnis zum Fortfliegen gegeben hatte…“.

Einen ganz ähnlichen Inhalt hat auch die Erzählung vom großen Fisch. Anders als die Vogelpredigten wurde diese Begebenheit von den Künstlern kaum aufgegriffen. Sieger Köder beweist nicht nur seine Originalität, wenn er die Fische mit in das Bild setzt, sondern auch ein feines Gespür, wie wir die Naturliebe des Franziskus am ehesten verstehen lernen. Die Geschichte ist in der Lebensbeschreibung des Franziskus zu finden – verfasst von Thomas von Celano, dem ersten Chronisten der Franziskaner. Darin heißt es: *„Die gleiche Liebe und Zärtlichkeit hegte er auch gegen die Fische, die er, wenn sich ihm Gelegenheit bot, nach dem Fange wieder lebendig ins Wasser warf mit der Mahnung, sie sollten sich hüten, ein zweites Mal gefangen zu werden. – Als er eines Tages auf dem See von Rieti in der Nähe eines Hafenplatzes in einem Schifflein saß, fing ein Fischer gerade einen großen Fisch von der Art, die im Volksmund Schleie heißt, und bot ihn von Herzen dem Heiligen an.*

Heiter und freundlich nahm dieser den Fisch und begann ihn Bruder zu nennen. Er setzte ihn außerhalb des Schiffleins ins Wasser und fing an, andächtig den Namen des Herrn zu preisen. Und jener Fisch spielte eine Zeitlang, nämlich solange Franziskus im Gebete verharrte, neben dem Schifflein im Wasser und wich nicht von der Stelle, bis der Heilige Gottes nach seinem Gebet ihm die Erlaubnis gab wegzuschwimmen."

Bei beiden Schilderungen wird deutlich, wie sehr das Handeln des Franziskus von Achtsamkeit und Einfühlungsvermögen geprägt ist. Was die meisten Menschen gar nicht wahrnehmen, darauf lenkt Franziskus seinen mitfühlenden Blick. Der absehbare Tod der Tiere weckt bei ihm Mitleid und das nicht nur bei Wesen, die wie die Täubchen hübsch anzusehen sind. In der Sammlung von Perugia ist überliefert, dass er *„selbst gegen die Würmer in übergroßer Liebe entbrannte, weil er vom Erlöser gelesen hatte ‚Ein Wurm bin ich, nicht mehr ein Mensch' (Ps 21,7). Deshalb pflegte er sie vom Weg aufzusammeln und legte sie an einem geschützten Ort nieder, damit sie von den Passanten nicht zertreten würden."*

Seine Mitbrüder erzählen nicht ohne Bewunderung, wie Franziskus selbst die unbelebte Natur in sein Herz schloss, als wäre sie ein empfindsames Wesen. Über Felsen soll der Ordensbruder zum Beispiel mit größter Ehrfurcht geschritten sein, weil er darin Petrus sah, der in der heiligen Schrift „Fels" genannt wird. An anderer Stelle heißt es, er vermied das Quellwasser mit Füßen zu treten. Manch einer mag darüber schmunzeln, aber letztlich gründet sich das Verhalten auf der biblisch bezeugten Einsicht, dass alles Geschaffene von Gott stammt und von ihm liebend angenommen ist. Deshalb tritt Franziskus wie kein Zweiter in Beziehung zu seiner Umwelt, vor allem zu den geschundenen Kreaturen – zu den ausgegrenzten aussätzigen Menschen genauso wie zu den Schlachttieren und getretenen Steinen.

Immer wieder wird bezeugt, welch große innere und äußere Freude er beim Betrachten der Geschöpfe fand. Wenn er Pflanzen wie Tiere zum Lobpreis Gottes auffordert, so ist es ein schönes Zeichen, wie sehr solche Begegnungen mit dem beglückenden Gefühl der Dankbarkeit verbunden sein können. Letztlich steht Franziskus auch dafür, im aufmerksamen Betrachten der Natur Gottes Liebe zu spüren. Darauf verweist auch ein kleines Detail in Köders Fensterbild: Franziskus richtet seinen Blick nicht nur auf die Tiere; vielmehr scheint er zum Himmel, zu Gott, zu schauen. Sicher wirkt er deshalb so fröhlich, was sich mit vielen Schilderungen seiner Ordensbrüder deckt.

Bemerkenswert ist: Franziskus belässt es nicht beim Schauen. Wo es erforderlich ist, setzt er sich für Gottes Geschöpfe auch ein; er befreit gefangene Tiere und hilft ihnen, ihr Leben in Freiheit neu zu beginnen. Dabei unterscheidet er weder zwischen schönen und eher weniger ansehnlichen Wesen, noch zwischen nützlichen und lästigen Artgenossen.

Sieger Köder hat den Grundgedanken dieser franziskanischen Schöpfungsspiritualität auf wunderbare Weise in seinem Glasfenster ins Bild gebracht. Indem beide, Mensch und Schöpfung, einander zugewandt sind, wird ihre gegenseitige Zuneigung deutlich. Diese liebende und zugleich von Vertrauen geprägte Beziehung eröffnet dem Menschen einen beglückenden Blick in den Himmel, der immer auch mit der Erfahrbarkeit von Gottes Nähe und Güte verbunden ist. Vielleicht steckt darin das Geheimnis, warum sich so viele Menschen von Franziskus und seiner Liebe zu allen Geschöpfen angezogen fühlen.

5. Juni 2016

Der Rat der Wüstenväter: Achte auf deine Gedanken!

Jeder hat schon einmal die Erfahrung gemacht, von negativen Gedanken bedrängt zu werden. Manche von ihnen lassen uns einfach nicht zur Ruhe kommen, manche haben hingegen eine nahezu lähmende Wirkung auf uns, wieder andere bringen uns regelrecht zum Kochen. Dass wir der zerstörerischen Kraft solcher Gedanken nicht schutzlos ausgeliefert sind, entdeckten Mönche bereits im 3./4. Jahrhundert. Es ist ein Glücksfall, dass ihr Wissen in einer kleinen Schrift festgehalten wurde. Mit diesem altehrwürdigen Werk wollen wir uns heute befassen.

Es trägt den kurzen Titel „Der Praktikos“ und wurde als Anleitung für das geistliche Leben geschrieben. Als Autor gilt Evagrios Pontikos (345 – 399), der zu den großen griechischen Mystikern des Frühchristentums gehört. Seine Schüler nannten ihn liebevoll *„Vater unserer geistlichen Literatur“*, weil er auch segensreich als Schriftsteller wirkte.

Evagrios Pontikos – bedeutender geistlicher Lehrer des Frühchristentums

Evagrios lebte in einer Zeit, in der sich eine neue christliche Lebensform ausprägte: das asketische Leben in der Wüste. Viele Menschen wandten sich in ihrer Sehnsucht, Gott zu erkennen, ganz bewusst von den Versuchungen und Ablenkungen des weltlichen Treibens ab. Doch sie mussten bald erkennen, dass die Anfechtungen in der Einsamkeit der Wüste noch zunahmen – weniger durch äußerliche Einflüsse als durch innere Vorgänge. Die große Leistung der Wüsteneremiten bestand nun darin, solche Phänomene zu beobachten und herauszufinden, wie man mit ihnen umgeht.

Ausgrabungen von Eremitensiedlungen aus dem 3./4. Jahrhundert in der ägyptischen Wüste

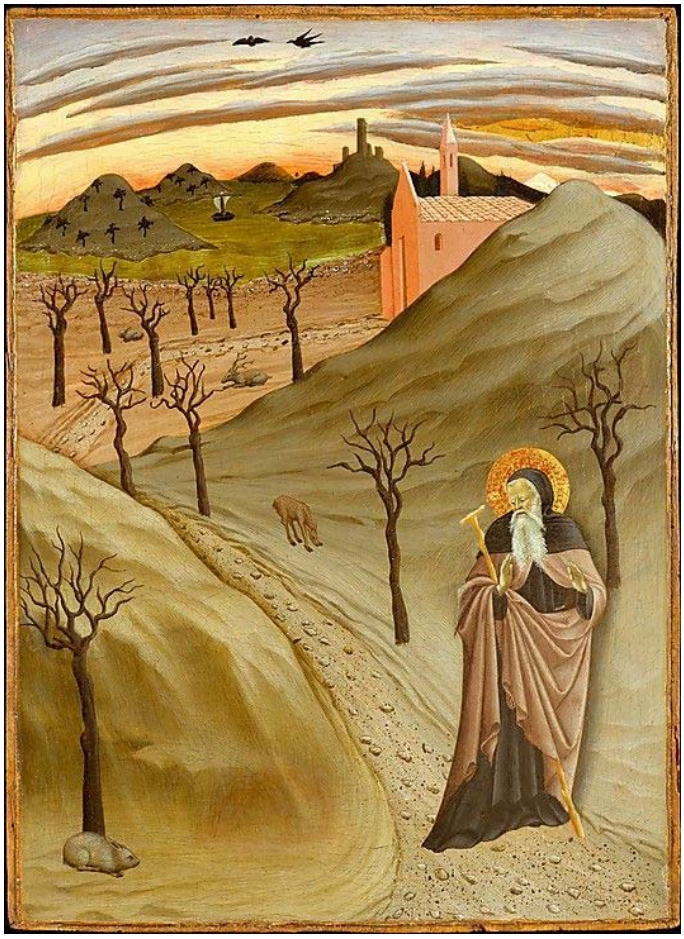
Auch Evagrios Pontikos durchlief diese Schule der Selbsterkenntnis, nachdem er mit seinem bisherigen Lebensweg radikal brach. Der 38-jährige gehörte zuvor dem Kreis der großen Kappadokier an; er war Lektor bei Basilius dem Großen und Diakon bei Gregor von Nazianz. Doch eine Affäre mit der Frau eines hohen Beamten stürzte ihn in die Krise und führte ihn über Umwege in die Wüste, wo er das Leben eines Eremiten führte.

Evagrios war der erste, der die Weisheiten der Wüste mit den theologischen Kenntnissen seiner Zeit verknüpfte. Mit seinem Namen verbindet sich die erste systematische Beschreibung des geistlichen Weges. Er besteht aus drei Teilen: Reinigung durch Selbsterkenntnis und Einüben der Tugenden, Gotteserkenntnis vermittelt durch die Schöpfung und unmittelbare Gottesschau. Dass Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis zusammengehören, wusste auch schon Antonius der Große, der knapp hundert Jahre vor Evagrios lebte. In einem Brief schreibt er:

“Wer sich selbst erkannt hat, der erkennt Gott.
Wer aber Gott erkannt hat, betet Gott an, wie es recht ist.“

Mit dem „Praktikos“ gibt uns Evagrios einen Begleiter für den Weg der Selbsterkenntnis in die Hand. Darin konzentriert er sich ganz auf den Umgang mit jenen Gedanken (griechisch: logismoi), die sich negativ auf das Seelenleben und auf das Verhältnis der Seele zu Gott auswirken.

Gedanken und Leidenschaften



Evagrios wird meist mit Mönchskutte und Stab dargestellt (unbekannter Meister um 1435).

Im Prolog des „Praktikos“ wird der Leser als erstes mit dem Symbolismus des Mönchsgewandes bekanntgemacht. Demnach schützt die Kleidung vor allen Anfeindungen und *„umfängt wärmend die Kindheit in Christus“*. Der Stab gilt als Lebensbaum und als Stütze auf Gott. Evagrios will damit gleich zu Beginn seiner Schrift sagen: Der Mönch kann sich vor Gefahren im geistlichen Leben schützen und sich dabei ganz auf Gott stützen.

Bereits im zweiten Kapitel definiert Evagrios das Ziel des ersten geistlichen Wegabschnitts: die Leidenschaftslosigkeit (griechisch: apatheia). Er verbindet diesen Begriff mit dem *„Reich der Himmel“* und der Erkenntnis Gottes. Die Leidenschaftslosigkeit geht einher mit der Reinigung der Seele. Sie zeigt letztlich die Gesundheit der Seele an und bringt den Mönch in Verbindung mit Gott.

Die Leidenschaftslosigkeit lässt sich daran erkennen, dass der Mensch den Dämonen auf die Schliche kommt und trotz Anfechtung in einem friedvollen Zustand bleibt. Ein von unguten Leidenschaften (griechisch: pathé) befreiter Mönch wird das von den Dämonen Bewirkte verachten; er nimmt stattdessen den eigenen Lichtschein wahr und kann die Dinge unberührt betrachten. Wichtigste Früchte der Leidenschaftslosigkeit sind innerer Frieden und Liebe.

Allerdings kann der friedvolle Zustand auch täuschen, denn er stellt sich mitunter ebenso nach dem Rückzug der Dämonen ein. Dieser vorläufige Sieg ist aber ein beliebtes Einfalltor für neue Leidenschaften, für Ruhm und Hochmut. Verlässliche Kennzeichen wirklicher Leidenschaftslosigkeit sind dagegen Demut, Sehnsucht nach Gott und Eifer für die Arbeit.

Die folgenden Kapitel widmet Evagrios den einzelnen Gedanken. Der erfahrene Asket weiß, dass es nicht von uns abhängt, ob Gedanken *„die Seele belästigen oder nicht belästigen“*. Wir können uns jedoch dafür entscheiden, ihnen keinen Raum zu geben und nicht bei ihnen zu verweilen. Denn ohne Gegenwehr führen die Gedanken zu üblen Verhaltensweisen, die sich als sogenannte Leidenschaften manifestieren und so das Leben eines Menschen bestimmen können.

Im „Praktikos“ werden acht Leidenschaften vorgestellt: die Fresslust, die Unzucht, die Habsucht, der Kummer, die Wut, der Überdruss, der eitle Ruhm und der Stolz. Die Reihenfolge der Aufzählung gibt zugleich auch die praktische Abfolge der Leidenschaften wieder: Am Anfang des geistlichen Weges plagen den Mönch vor allem Grundbedürfnisse, wie Nahrung, Sexualität und Besitz als Absicherung. Werden sie nicht erfüllt stellen sich Jähzorn, Traurigkeit und Überdruss ein. Schließlich folgen Ruhmsucht und Stolz auf die eigenen Leistungen.

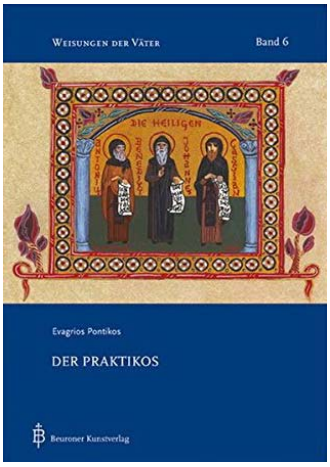
Therapeutika im Umgang mit den negativen Gedanken

Neben der klaren Benennung und Beschreibung der negativen Gedanken finden sich im „Praktikos“ zugleich zahlreiche Hinweise, wie sie sich bekämpfen lassen. Evagrios empfiehlt dem Mönch, sich selbst genau zu beobachten, besonders in welchen Situationen und in welcher Abfolge die dämonischen Gedanken auftreten. Ebenso können nächtliche Träume ein Indiz für verborgene Leidenschaften sein. Im Abgleich mit den Versuchungen Jesu lassen sich die Dämonen entlarven.

Besonderes Augenmerk legt Evagrios auf die Vorstellungen, die sich der Mönch in Form von Erinnern, Phantasieren und Einreden macht. Denn die erzeugten Bilder und Worte entfachen die Leidenschaften. Mehr noch: Der Mönch soll den zerstörerischen Gedanken die Zustimmung verweigern und sie entschieden abwehren.

Am Anfang des geistlichen Wegs stehen maßvolle und eintönige Nahrung, mühevolles Arbeiten und Rückzug, um die begehrlichen Leidenschaften zu zügeln. Gegen den Jähzorn helfen Psalmensingen und der Dienst an Kranken. Lesen, Wachen und Beten wird jenen verschrieben, die unter einem vagabundierenden Intellekt leiden. Aber auch hierbei sind Übertreibungen zu vermeiden, indem alles zu bestimmten Zeiten und in Maßen erfolgen soll. Oft hilft es schon, das Gegenteil von dem zu tun, was die Dämonen dem Mönch einflüstern. Vor allem ist dem Jähzorn Widerstand zu leisten, indem diese Kraft gegen die Dämonen selbst gerichtet wird. Denn das ist die naturgegebene Aufgabe des Zorns: die Vertreibung der Dämonen. Auf keinen Fall soll der Mönch den Zorn anderer erwidern, einen anderen Zornigen vertreiben oder zürnend zu Bett gehen. Gegen den Groll helfen Geschenke oder Einladungen zum gemeinsamen Essen.

„Der Praktikos“ ist keine trockene theoretische Abhandlung; vielmehr geht es Evagrios um eine praktische Hilfe, die mehr mit den Augen des Herzens als der des Kopfes aufzunehmen ist. Mit der Einteilung in hundert kurze Kapitel eignet sich die Schrift auch hervorragend als Lectio spiritualis.



Buchcover „Der Praktikos“

Obwohl das Werk von Evagrios mehr als 1.600 Jahre alt ist, hat es keineswegs an Aktualität eingebüßt – vor allem, weil uns Evagrios daran erinnert, dass es sich bei der Suche nach Gott um einen Weg handelt, den der Einzelne aktiv mitgestalten kann. Seine Botschaft lautet: Jeder kann mit Gottes Hilfe den eigenen geistlichen Kampf aufnehmen, indem er sich selbst erforscht und die inneren Vorgänge studiert. Der wichtigste Rat der Wüstenväter lautet dabei: Achte auf deine Gedanken!

12. Juni 2016

Das Weite suchen

Betrachtung zur Weite in den Landschaftsbildern des Heimatkünstlers Willy Müller-Lückendorf

Am vergangenen Freitag (17.6.16) wurde im Pilgerhäusl Hirschfelde eine neue Ausstellung eröffnet, die Bilder des Heimatkünstlers Willy Müller-Lückendorf zeigt. Mit seinen Gemälden führt uns der Maler zu den schönsten Aussichtspunkten des Zittauer Gebirges und lenkt unseren Blick in die Weiten der heimischen Berg- und Hügellandschaft. Es sind zwar keine Originalwerke zu sehen, sondern lediglich Reproduktionen; das schmälert jedoch in keiner Weise die besondere Wirkung, die diese Bilder auf uns haben können. Es lohnt sich, dieser Ausstrahlungskraft nachzugehen, denn sie führt uns auch zu einem wichtigen Thema der christlichen Spiritualität.

Die Wirkung von Landschaftsbildern

Schauen wir zunächst auf eines der schönsten Werke von Willy Müller-Lückendorf: den in Öl gemalten „Blick in die nordböhmische Bergwelt“ aus dem Jahr 1948. Es ist erstaunlich, dass wir auf ein naturalistisches Werk aus dieser Zeit treffen, denn nach den beiden großen Weltkriegen ging man in der Kunstwelt neue Wege: Die Abbildungen wurden immer abstrakter und der Bezug zur äußeren Welt ging gänzlich verloren. Nicht so bei Willy Müller-Lückendorf, der fast sein ganzes Leben in Lückendorf verbrachte und seinem wirklichkeitsnahen Stil immer treu blieb – auch wenn ihn das die Anerkennung in der damaligen Kunstszene kostete.

Wenn wir das Landschaftsbild auf uns wirken lassen, fällt vor allem die beeindruckende räumliche Tiefe auf. Der kleine Bauernhof ist nur wenige Schritte von uns entfernt, während die sanften Erhebungen immer mehr entschwinden. Nähe und Weite bilden hier eine faszinierende Einheit.

Reprint des Originalwerks von Willy Müller-Lückendorf „Blick in die nordböhmische Bergwelt“, 1948

Aus dieser Verbindung von Nähe und Weite ergibt sich auch eine gewisse Dynamik, wenn wir das Bild betrachten. Zunächst fallen uns die hübschen Häuser im Vordergrund ins Auge. Das vertraute Umgebinde verrät: Was hier gemalt ist, gehört zu unserer Heimat. Die Gebäude stehen für Schutz und Geborgenheit – hierhin kann sich der Mensch jederzeit zurückziehen; in ihnen ist alles Lebensnotwendige beherbergt. Wenn der Blick weiterwandert, trifft er auf Berge und Täler. Sie erinnern uns vielleicht an die letzte Wanderung und an die Freude, unsere Umgebung zu erkunden. Schließlich zieht auch der Horizont die Aufmerksamkeit auf sich. Alles weitet sich und scheint sich mit dem endlosen Himmel zu vereinen.

Das Gefühl von grenzenloser Weite, das beim Betrachten des Ausstellungsbildes aufsteigt, ruft sicher Erinnerungen an eigene Naturerlebnisse in uns hervor – sei es von einer Wanderung auf einen Aussichtsberg mit schönen Fernblicken oder von einem Urlaub, bei dem es uns in die weite Welt zog, um andere Länder und Kulturen kennenzulernen. Häufig war damit sicher auch der Wunsch verbunden, Abstand zum Alltag und neue Eindrücke, neue Perspektiven zu gewinnen. Manchmal mussten wir vielleicht sogar sprichwörtlich „das Weite suchen“, um den zahlreichen Anforderungen und Bedrängnissen zu entkommen.

„Weite“ in der christlichen Spiritualität

„Weite“ spielt auch in der christlichen Spiritualität eine bedeutende Rolle. Immer wieder erzählt die Bibel von Menschen, die von inneren oder äußeren Zwängen befreit wurden. Denken wir nur an die großen Gestalten im Alten und Neuen Testament: an Mose, der als Säugling durch glückliche Fügung dem Tod entkam; an Josef, dem die Verfolgung seiner Brüder letztlich doch nichts anhaben konnte und auch an Jesus, der am Kreuz den Tod überwand. Die biblischen Erzählungen tragen dabei allesamt eine wichtige Botschaft: Der Mensch hat es nicht in der Hand, sich aus seinem Schicksal selbst zu befreien; Gott es ist, der Rettung und wirkliche Freiheit schenkt.

Diese Befreiung wird in Psalm 18 auch mit dem Erleben von Weite beschrieben. König David dankt zum Beispiel für die Hilfe Gottes mit den Worten: *„Der Herr griff aus der Höhe herab und fasste mich, zog mich heraus aus gewaltigen Wassern. … Er führte mich hinaus ins Weite*".

Auch in der Geschichte der christlichen Spiritualität begegnet uns immer wieder dieses Thema – am deutlichsten vielleicht im Bild der Stufenmodelle des geistlichen Weges, der immer auf Erden beginnt und hinauf zum Himmel, ins Weite, führt.

Als weiteres Beispiel sei Benedikt von Nursia, der Ordensvater der Benediktiner, angeführt. In der Vita wird uns sein äußerer Lebensweg zugleich als Spiegel seines inneren Wachsens vorgestellt. Benedikt flieht als junger Mann aus dem Trubel der Stadt mit ihren zahllosen Versuchungen und führt ein Leben als Eremit in abgelegenen Höhlen, bis er schließlich nach einem gescheiterten Versuch, einer Mönchsgemeinschaft beizutreten, auf dem über 500 Meter hohen Berg Monte Cassino ein eigenes Kloster gründet. Auffällig ist: Benedikt gewinnt im Laufe der Zeit immer mehr an Höhe und damit auch an Weitblick – physisch und auch spirituell.

Die Erfahrungen auf diesem Weg gibt er in einer Regel für seine Mönchsgemeinschaft weiter. Benedikt versteht sie als Anleitung und Weisung für das geistliche Leben, um *„zum himmlischen Vaterland“* zu eilen. Im Prolog der Benediktusregel gibt er seinen Lesern einen wichtigen Rat; er schreibt: *„…fliehe nicht vom Weg des Heils; er kann am Anfang nicht anders sein als eng. Wer aber im klösterlichen Leben und im Glauben fortschreitet, dem wird das Herz weit, und er läuft in unsagbarem Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes“*.

Das Bild des weiten Herzens findet sich schon im Psalm 119, der ganz vom Gottvertrauen geprägt ist. In Vers 32 heißt es wörtlich: *„Ich eile voran auf dem Weg deiner Gebote, denn mein Herz machst du weit.“*

Auch Franz von Assisi reflektiert seinen Glaubensweg vor allem auf dem Hintergrund der Wandlung seines Herzens. In seinem Testament erwähnt er, dass der entscheidende Wendepunkt in seinem Leben mit der Erfahrung seiner Liebesfähigkeit einherging, als er einem Aussätzigen begegnete. Und der kleine Mann aus Umbrien teilt mit Benedikt auch die Affinität zu Orten mit Weitblicken. All seine Rückzugsorte – egal ob im Rietital oder auf dem Berg La Verna – faszinieren durch ihre eindrücklichen Aussichten auf große Talebenen. Offensichtlich fühlt sich die Seele dort am wohlsten, wo ihr eigenes Empfinden mit dem Charakter des Ortes korrespondiert. Wer sich fürchtet, wird sich in eine Höhle verkriechen; wer das befreiende Wirken Gottes an sich spürt, wird hingegen eher offene Räume bevorzugen.

Die Mystikerin Hildegard von Bingen verbindet ihre Gotteserfahrung nicht nur mit Weite, sondern auch mit Weisheit und Freude. Das wird deutlich, wenn sie in einem Gebet formuliert: *„Du [Gott] führst meinen Geist ins Weite, wehest Weisheit ins Leben und mit der Weisheit die Freude.“*

Und Dietrich Bonhoeffer erkennt in *„Jesus Christus … die Weite unseres Lebens“*. In ihm findet der Widerstandskämpfer Halt und Orientierung – vor allem aber auch die innere Freiheit, an dem drohenden Todesurteil der Nazis nicht zu verzweifeln.

Die Auswahl an Beispielen soll genügen, um einen ersten Eindruck zu gewinnen, auf welch vielfältige Weise das geistliche Leben mit der Erfahrung von Weite verknüpft sein kann.

Räumliche Ausmaße als Betrachtungsgegenstand

Inwieweit sich auch Willy Müller-Lückendorf dieser spirituellen Dimension der Weite bewusst war, wissen wir nicht genau. Ein überliefertes Zitat gibt jedoch Gewissheit, dass er sich zumindest *„als Landschaftsmaler immer bemühte, die schöne Natur und ihre Stimmungen aus einer inneren Beziehung zum Naturganzen zu gestalten…“*

Seine zahlreichen Landschaftsbilder laden uns ein, dieses *„Naturganze“* auf uns wirken zu lassen. Hören wir dabei auch auf Bernhard von Clairvaux! Der berühmte Zisterzienserabt empfiehlt seinen Mönchen, besonders die räumlichen Dimensionen zu betrachten. Denn – so Bernhard – Gott *„ist zugleich die Breite und die Länge, die Höhe und die Tiefe.“*

Wenn wir das nächste Mal eine schöne Aussicht erklimmen, können wir uns an diese Worte erinnern. Wir können versuchen, in der Weite der Landschaft die unermessliche Größe Gottes zu erspüren. Und wir können für einen Moment unserer eigenen Sehnsucht nach mehr Weite in unserem Herzen und unserem Leben Raum geben. Vielleicht führt sie uns immer mehr hinauf, wie es einst Benedikt und viele andere Mystiker erlebten.

In diesem Sinne: eine schöne Urlaubszeit und gutes Gelingen, das Weite zu suchen!

19. Juni 2016

Petrus und die Reue

Betrachtung zu einer Heiligenfigur in der evangelischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in Görlitz

Wer die große Pfarrkirche St. Peter und Paul in Görlitz besucht, hat es meistens auf die berühmte Sonnenorgel abgesehen und übersieht oft ein liebenswertes Detail: die kindsgroße Petrusfigur, die auf einem Türmchen der Westfassade steht. Sie ist die einzige Heiligenstatue am Außenbau und wurde vor einigen Jahren durch eine Replik ersetzt. Das Original befindet sich im Kircheninneren, sodass wir uns den Heiligen auch von Nahem besehen können. Beim Anblick wird schnell klar, warum dieser kleine Petrus seit über fünfhundert Jahren von den Hiesigen in Ehren gehalten wird: Er ist ungewöhnlich.

Wir kennen Petrus als stattliche Gestalt, der oft zusammen mit Paulus an Kircheingängen oder auf Hochaltären postiert ist): ein großer bärtiger Mann, der allein schon durch seine Statur Kraft und innere Festigkeit ausstrahlt. Die Bildhauer sind sich über Jahrhunderte hinweg einig: Petrus ist die große Führungsfigur: einst das Oberhaupt einer Fischerfamilie; später der Wortführer des Jüngerkreises Jesu, auch der Organisator der ersten christlichen Gemeinde in Jerusalem – der „Fels“, auf den Jesus seine Kirche baut. Dabei soll Petrus nicht nur sicheren Halt auf Erden verkörpern; ihm ist auch die Gewalt gegeben, das Himmelreich aufzuschließen. Darauf deutet ein Schlüssel, den Petrus für gewöhnlich bei sich trägt.

Während dieser Schlüssel die große Ausstrahlungskraft des großen Anführers in der Regel noch unterstreichen, haben sie beim Görlitzer Petrus eine ganz andere Wirkung. Man muss eher befürchten, dass Petrus bald entkräftet die Arme sinken lässt. Die kleine Sandsteinfigur wirkt auf uns seltsam „geknickt“. Traurig, ja geradezu entsetzt schaut sie aus, wobei der Blick mehr nach innen gerichtet ist, als dass er etwas vor sich Liegendes erfassen würde. Umso mehr zieht uns diese leidende Gestalt an; wenn wir sie eine Weile auf uns wirken lassen, fasst sie uns ans Herz. Und sie stimmt uns nachdenklich. Was bedrückt wohl diesen kleinen Petrus?

Petrusfigur in der Görlitzer Peterskirche, Mitte des 15. Jh.

Ein Blick in die Heilige Schrift gibt Aufschluss, denn in ihr wird nicht nur der starke Petrus geschildert. Die biblischen Berichte zeichnen seinen Weg des geistlichen Wachsens und Reifens mit all seinen Höhen und Tiefen nach. Und so kommen auch die schwachen Momente zur Sprache.

Den traurigen Petrus finden wir in allen Evangelien wieder. Wir kennen die betreffende Szene allzu gut: Als Jesus gefangen genommen und zum Verhör abgeführt wurde, *„da verließen ihn alle und flohen“* (Mk 14,50) – auch Petrus, der eigentlich von seinem Wesen her ein treuer Gefährte ist. Doch diese Treue gerät – trotz aller guten Vorsätze und Beteuerungen – an ihre Grenzen.

Man muss Petrus zugutehalten, dass er Jesus wenigstens bis in den Hof des Hohepriesters folgt und damit die Verbindung zu seinem Meister nicht ganz abbricht. Aber in Lebensgefahr, in der auch die Anhänger Jesu schweben, gewinnt die Angst an Übermacht. Jesus wusste das und sagte voraus, dass Petrus ihn verleugnen wird, noch ehe der Hahn kräht. Und so kommt es auch. Dreimal wird Petrus im Hof des Hohepriesters von den umherstehenden Menschen angesprochen. Dreimal widerspricht er ihnen und leugnet, Jesus überhaupt zu kennen. Dann kommt die entscheidende Wende: Mit dem Hahnenschrei erinnert sich Petrus an Jesu Worte. *„Und er ging hinaus und weinte bitterlich“* (Lk 22,62).

Die Tränen deuten wir als Entsetzen über das eigene Versagen, als Scham über die eigene Schwäche, als Reue über das, was nicht mehr rückgängig zu machen ist: die Verleugnung, ein Jünger Jesu zu sein. Die biblischen Berichte respektieren diese verletzliche Privatsphäre und brechen die Schilderungen dazu ab. Wir erfahren nicht, ob sich Petrus bei Jesus in irgendeiner Form entschuldigt, was einem so starken Charakter enorm schwerfallen dürfte. Wir hören auch nicht, ob Petrus im Gebet um Gottes Hilfe bittet. Wir wissen lediglich, dass er später mehr mit Taten als mit Worten zu seiner alten Treue wiederfand.

Seltene Darstellung: Petrus mit Hahn unterm Kreuz – Wegdenkmal in Schemmel/Všemily (Böhmische Schweiz)

Zunächst vergrößert Petrus allerdings noch die Distanz zu Jesus, denn er verlässt den Hof und beobachtet das folgende Geschehen auf Golgotha nur aus einiger Entfernung. Dann aber – so berichtet das Johannesevangelium – nimmt Petrus die Beziehung zu Jesus wieder auf; er eilt zum Grab, als er vom Verschwinden des Leichnams Jesu erfährt. Nun wird die Angst noch größer und er schließt sich aus Furcht mit den Jüngern im Haus ein.

Die Situation ändert sich erst, als der auferstandene Jesus in ihre Mitte tritt. Er reagiert auf die Verleugnung weder mit Vorwurf, noch mit Tadel oder gar Strafe. Jesus ist nicht nachtragend; ganz im Gegenteil: Er wünscht den verängstigten Jüngern Frieden und schenkt ihnen den Heiligen Geistes.

Mit Jesu Erscheinen ist die große Krise überwunden. Die Angst weicht der wiedergewonnenen Liebe. Aus Rückzug und Flucht wird ein Bleiben; aus der Selbstsicherheit in die eigenen Kräfte das Vertrauen auf den neuen Beistand, den Heiligen Geistes. Nach dem schweren Weg, der von Abschied und Verlust geprägt ist, beginnt für Petrus und die anderen Jünger etwas völlig Neues: ein geistbestimmtes Leben.

Der Hahnenschrei und die darauffolgende Reue des Petrus nehmen dabei eine wichtige Scharnierfunktion ein. Leider wird der Hahn meist nur als Symbol der Verleugnung angesehen. Genauso zutreffend wäre es aber auch, ihn als Zeichen des beschriebenen Neuaufbruchs zu betrachten. Denn mit seinem Ruf signalisiert er die Wende von der Nacht zum Tag, den Wechsel von der Finsternis zum Licht. Wir können erahnen, welche Symbolkraft darin liegt, dass die Reumütigkeit des Petrus genau in diesen Zeitpunkt fällt.

Dass Reue zu neuem Leben führt, bleibt in der Geschichte der christlichen Spiritualität kein Einzelfall. Immer wieder bezeugen große Gestalten des Christentums ähnliche Erfahrungen. Dabei handelt es sich nicht um beliebige Ereignisse, die einem früher oder später leidtun. Vielmehr geht es um einschneidende Lebenserfahrungen, die mit Sinnesänderung, innerer Umkehr und neuen Entschlüssen verbunden sind. Sie markieren nicht selten den entscheidenden Wachstumsknoten in der Biografie vieler Mystiker.

Am ausführlichsten berichtet Augustinus, der große Kirchenvater, über seine Erfahrungen. In seinen Bekenntnissen schaut er mit Verachtung auf das alte Leben und schreibt: *„Wo ich von Reue zerrissen war, wo ich voll Hoffnung auf dich [Gott] meinen alten Menschen dir als Schlachtopfer dargebracht und auf die Erneuerung meines Geistes zu sinnen begonnen hatte, dort hattest du mich deine Süßigkeit verkosten lassen und ‚Freude in mein Herz gegeben'. Und ich schrie laut auf, da ich dieses draußen las und im Innern erfuhr. Ich wollte nicht mehr reicher werden an irdischen Gütern, das Zeitliche verschlingend und vom Zeitlichen verschlungen, da ich in ewiger Einfachheit anderes ‚Getreide und Wein und Öl' hatte".* In diesen Zeilen zeigt sich deutlich: Reue hat zwei Seiten. Am Anfang stehen Scham und Trauer, danach folgen jedoch Freude und ungeahnter Reichtum.

Ein weiteres eindrückliches Beispiel finden wir in einer überlieferten Geschichte über Johannes Tauler, der im 14. Jh. als Prediger in Straßburg wirkte. Dem Dominikaner und Mystiker wird von einem Laien vorgehalten, er würde zwar wunderbar predigen, aber selbst nicht nach der Wahrheit leben. Wie Petrus geht Tauler zunächst in Abwehrhaltung und fühlt sich wie vernichtet. Später sinnt er darüber nach und gesteht sich den Vorwurf ein. Schließlich führt ihn die Reue auf den rechten Weg, so dass er später oft über die Umkehr predigt und die schöne Feststellung trifft: *„Eine wahre Reue ist eine zweite Unschuld".*

Natürlich lässt sich das nicht einfach durch reumütiges Verhalten einfordern. Vergebung bleibt immer auch ein Geschenk. Basilius von Cäsarea, Bischof aus Kappadokien, ist dennoch zuversichtlich, wenn er in seiner Mönchsregel schreibt: *„Überall aber gewährt die aufrichtige Reue eine sichere Hoffnung auf Verzeihung".* Er ist überzeugt: Reue bleibt nicht wirkungslos. Das ist heutzutage sogar im Strafgesetzbuch verankert. In § 24 wird jedem Straflosigkeit zugesagt, wenn er sich *„freiwillig und ernsthaft bemüht, die Vollendung [einer Straftat] zu verhindern"*.

In der geistlichen Tradition ist man sich seit jeher der Bedeutung der Reue bewusst. Johannes Cassian, der im 5. Jh. einen großen Einfluss auf die Spiritualität der Westkirche nimmt, spricht immer wieder von der Zerknirschung des Herzens, die für das geistliche Wachsen ganz entscheidend ist. Benedikt von Nursia weist seine Mönche darauf hin, dass das Beten *„mit Tränen der Reue"* einhergehen soll. Bernhard von Clairvaux warnt Papst Eugen III. vor einem harten Herzen, das er einem Organ gleichsetzt, *„welches sich weder von Reue zerreißen, noch durch Zuneigung erweichen, noch durch Bitten bewegen lässt … [ihm] ist die Gottesfurcht und das Gespür für die Menschen abhandengekommen".* Achthundert Jahre später erinnert auch Papst Benedikt XVI. an diese Erkenntnis. Bei einer Ansprache im Jahr 2010 spricht er die hoffnungsvollen Worte *„Die Reue ist das Maß des Glaubens, und dank ihrer kehrt man zur Wahrheit zurück*". Welch wunderbare Wegweisung!

Blicken wir zum Schluss noch einmal auf unseren kleinen Petrus. Er sieht immer noch niedergeschlagen aus, doch wissen wir jetzt, dass in dieser Betrübnis eine große Hoffnung verborgen ist – die Hoffnung, Jesu Nähe nach einem Versagen wiederzufinden, seinen Frieden zu empfangen und mit Freude ein geistbestimmtes Leben zu beginnen. Deswegen können wir der nächsten Provokation eines Mitmenschen mit Offenheit begegnen. Vielleicht ist sie uns ja wie bei Petrus eine große Hilfe, den Weg heilsamer Umkehr zu beschreiten – durch Einsicht und Reue.

26. Juni 2016

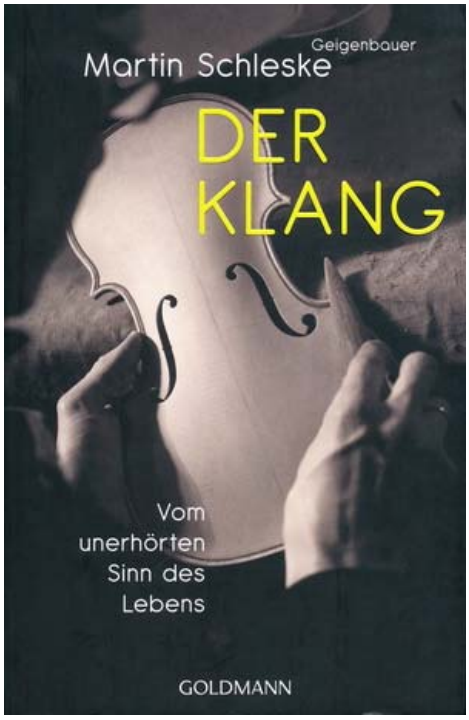
Der Auftrag, unser Leben zu deuten und zu gestalten

Betrachtung zum Buch „Der Klang“ des Geigenbauers Martin Schleske

In diesen Tagen beginnt für viele der Urlaub und mit ihm die Zeit, die Arbeit einmal ruhen zu lassen. Es ist daher etwas gewagt, in der aktuellen Betrachtung ein Buch vorzustellen, das sich von vorn bis hinten mit der Arbeit beschäftigt. Wir gehen das Wagnis trotzdem ein in der Hoffnung, gerade mit einem gewissen Abstand zu unseren täglichen Pflichten einen neuen Blick auf sie zu gewinnen. Wie beim Stöbern im Buchladen wollen wir das Werk ein wenig durchblättern, hier und dort ein paar Zeilen aufnehmen und schauen, ob es uns ebenso anspricht wie die vielen begeisterten Literaturkritiker.

Die Intention des Buchs

Wenn wir das Buch in die Hand nehmen, können wir auf dem Cover den unfertigen Rumpf einer Geige erkennen. Rasch gerät auch der Buchtitel in den Blick. Hellgrün leuchtet uns der Schriftzug „Der Klang“ entgegen. Schemenhaft ist ein Mann zu erkennen, der das Instrument bearbeitet – der Autor des Buchs: Geigenbauer Martin Schleske.



Buchcover

Nach diesen wenigen Indizien ließe sich der Schluss ziehen, es ginge lediglich um Geigenbau und Klangforschung. Doch der Untertitel erweitert unseren Erwartungshorizont. Wir werden auch etwas über den Sinn des Lebens erfahren. Darauf verweist Martin Schleske auch gleich in seinem Vorwort mit folgender Selbstbeobachtung:

„Immer wieder kommt es während der Arbeit an meinen Instrumenten zu sonderbaren Augenblicken: heilige Momente in meinem Atelier, durch die ich innere und äußere Dinge meines Lebens neu und anders begreife. Diese Erfahrungen gehen über gelerntes Wissen hinaus.“

Martin Schleske möchte andere an diesen Erfahrungen teilhaben lassen und ermutigen, dem eigenen (Arbeits-)Leben mit der gleichen Innerlichkeit zu begegnen. Er gibt einen Einblick in seine Tätigkeit als Handwerker, in der er unzählige Parallelen zu seinem Glaubensleben entdecken kann. Im Vorwort heißt es dazu:

„Wenn ich als Geigenbauer in diesem Buch den Werdegang einer Geige beschreibe, dann ist das äußerlich eine Führung durch meine Werkstatt, doch es ist zugleich ein innerer Weg in die Welt des Glaubens. Das Erkennen der Fasern und Markstrahlen des Holzes, die Suche nach Klangfarben, die Faszination angesichts der Tiefe des Lackes und der Vielfalt seiner Harze, die Schönheit der Wölbungsformen, die Auseinandersetzung mit leidenschaftlichen Musikern – aus all dem werden Gleichnisse zum Leben entstehen.“

Blättern wir weiter, um mehr über diese Gleichnisse zu erfahren!

Erster Arbeitsschritt: die Auswahl des Holzes – eine Suche mit feinen Sinnen

Am Anfang jeder Geige – so erzählt Schleske ausführlich –, steht die mühsame Suche nach dem geeigneten Holz, dem sogenannten *„Sängerstamm“*. Um ihn zu finden, steigen die Geigenbauer in die steilen Berghänge knapp unterhalb der Baumgrenze. Denn die Fichten müssen auf kargem Boden gewachsen sein; langsam und durch Wind und Wetter erprobt. Nur so erlangen sie jene Festigkeit, die sie zu einem gesuchten Klangholz machen. Dabei verlassen sich die Geigenbauer ganz auf ihr Gehör. Sie schlagen an die Stämme und schon in diesem ersten Resonanzton entdeckt das geschulte Ohr das künftige Geigeninstrument. Martin Schleske sieht in dieser aufwendigen Holzsuche ein Sinnbild für das geistliche Leben. Er schreibt in seinem Buch:

„Unsere Suche ist mir damals zu einem Gleichnis für eine viel umfassendere Suche geworden. Wenn schon ein guter Geigenklang diese Mühen und Wege verlangt, wie könnte dann der Klang unseres Lebens weniger verlangen? Es ist der Weg der wahren Pilgerschaft. Hat nicht Gott uns darum ein Herz gegeben, damit wir ihn suchen? Und wird nicht gerade diese Suche die Dinge unseres Lebens von Grund auf verändern?

Wenn das richtige Holz gefunden ist, muss es noch viele Jahre lagern, bevor es weiterverarbeitet werden kann. In der Geigenwerkstatt Schleskes lagern Hölzer, die vor mehr als hundert Jahren geschlagen wurden. Doch selbst das auserlesenste Material ist nie makellos. Der Geigenbauer entwickelt im Laufe der Zeit einen enormen Feinsinn, um die Eigenarten des Holzes, seine Verletzungen und Verwachsungen zu erkennen. Dabei verlässt er sich auf sein Feingespür beim Umgang mit Hobel und Stecheisen: auf Geräusche, Aussehen und Fühlung gleichermaßen. In diesem vorsichtigen Erspüren sieht Martin Schleske ein Gleichnis für das Bemühen, sich auf dem geistlichen Weg anzuschauen, sich vorsichtig zu erkunden und schließlich anzunehmen, wie man ist.

Martin Schleske beim Herausarbeiten der Wölbung in seiner Werkstatt in Landshut am Lech,
Foto: © Martin Schleske

Zweiter Arbeitsschritt: das Formen der Geige – ein Verbinden von Gegensätzen

Die Eigenarten und Fehlstellen des Holzes finden bei Schleskes Weiterbearbeitung größte Beachtung. Deshalb verwendet er auch keine Schablonen, die eine Geige wie die andere aussehen lassen. Martin Schleske ist kein Kopist. Er formt jede Geige individuell nach dem, was ihm das Ausgangsmaterial vorgibt. Manchmal muss er zum Beispiel eine Wölbung korrigieren, um eine Störung im Holz auszugleichen. Für das geistliche Leben ist das ein tröstliches Bild: Wir müssen uns nicht in eigene oder fremde Erwartungsschemas hineinpressen, sondern können uns behutsam zu etwas ganz Eigenem formen lassen.

Martin Schleske ist immer wieder aufs Neue auf der Suche nach dem perfekten Klang. Er verbindet ihn ganz eng mit dem Begriff der Schönheit. Beim Studium barocker Kirchengrundrisse findet der Geigenbauer heraus, dass Schönheit durch den *„ständigen Wechsel von Vertrautheit und Überraschung“* entsteht. In der Harmonie dieser Gegensätze – so ist Schleske überzeugt –, liegt das Geheimnis der Schönheit. Dieses Grundprinzip findet sich nicht nur in der Musik wieder; auch in der Spiritualität ist dieses Gegensatzpaar bekannt. Beide sind aufeinander angewiesen. Vertrautheit ohne Überraschung führt früher oder später zu Langeweile und Abstumpfung. Fehlt der Überraschung allerdings die Vertrautheit, wird das Neue zur Willkür.

Angeregt durch diese Erkenntnis entdeckt Martin Schleske, dass *„ein faszinierender Klang immer aus der Mehrdeutigkeit kommt“,* die durch versöhnte Gegensätze entsteht. Solche Spannungsfelder machen auch das geistliche Leben aus. Wir wollen uns annehmen, wie wir sind und uns zugleich auch verändern. Bei der Gottsuche begegnen wir der schmerzlichen Wahrheit ebenso wie der wohltuenden Güte und Barmherzigkeit. Wir sind passiv und hören; wir werden aber auch aktiv und gestalten mit. Die Beispiele ließen sich fortsetzen, wir wollen jedoch noch den letzten großen Arbeitsprozess in den Blick nehmen.

Dritter Arbeitsschritt: die Lackierung – ein Gemeinschaftswerk

Nach der Holzbearbeitung wird die Geige lackiert. Wir dürfen uns das nicht so einfach wie beim Streichen einer Gartenbank vorstellen. Zum einen werden ganze 15 Schichten aufgetragen, zum anderen liegen dem Lack Rezepturen aus rund 30 Zutaten zugrunde, darunter Bernstein, Myrrhe und edle Harze. Auch diesen letzten zeitaufwendigen Arbeitsschritt verbindet Martin Schleske mit dem Glaubensleben. Er sieht in der Mischung der Lackkomponenten ein Gleichnis für die menschliche Gemeinschaft. Keiner kann alles abbilden. Erst im Miteinander fügen sich die einzelnen Stärken und Charismen zu einem Ganzen. Deswegen wird sich das Wirken eines geistlichen Menschen immer am Defizit der anderen ausrichten und jene Lücke füllen, für das es bestimmt ist.

Damit wollen wir unseren Besuch in der Holzwerkstatt wieder beenden. Es war gleichsam nur eine Stippvisite, denn das Buch bietet mit seinen als 400 Seiten natürlich noch viel mehr Raum zur Vertiefung. Wir können nicht nur unser Wissen über den Geigenbau erweitern; wir kommen auch in Berührung mit weiteren Gleichnissen – ein wunderbarer *„Dialog zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren*“, den Martin Schleske uns aufzeigt. Der exzellente Geigenbauer und begnadete Erzähler ermutigt uns, das eigene Leben gleichnishaft zu deuten und es schöpferisch zu gestalten. Er betrachtet die Fertigung einer Geige genauso wie den eigenen Glauben als *„entstehendes Werk … dem Kunstwerk sehr ähnlich. Denn in ihm ist eine schöpferische Kraft wirksam, eine heilige Gegenwart, aus der man leben kann“.*

3. Juli 2016

Der hl. Bonaventura – ein Mann des Friedens und des Mutes

Betrachtung zu Bonaventuras Wirken als Theologe und Ordensmann

„Nomen est omen“ lautet ein lateinisches Sprichwort, wörtlich übersetzt: „Der Name ist ein Zeichen“; im Deutschen würde man eher sagen „Der Name ist Programm“. Für den hl. Bonaventura, dem diese Betrachtung anlässlich seines Gedenktages am 15. Juli gewidmet ist, trifft das zweifelsfrei zu. Sein Name geht auf eine schöne Anekdote zurück, wonach ihn der hl. Franz von Assisi mit dem Ausruf begrüßt "oh buona ventura", „oh glückliche Fügung“. Als der junge Italiener später diesen Jubelruf als Ordensnamen wählt, kann er noch nicht ahnen, dass damit sein ganzes Leben eine treffende Überschrift erhalten wird. Bonaventura ist ein Glücksfall.

Ein Glücksfall für die theologische Wissenschaft

Wer sich mit Bonaventura befassen will, kann auf eine Vielzahl seiner Schriften zurückgreifen, in denen er sich als theologischer und geistlicher Lehrmeister allererster Güte ausweist. Wir wissen jedoch wenig über seine biografischen Daten. Nicht einmal das Geburtsjahr kann mit Bestimmtheit angegeben werden. Die Angaben schwanken zwischen 1217 und 1221. Er wird auf den Namen Johannes getauft und wächst in dem kleinen Städtchen Bagnoregio auf, 100 km nördlich von Rom.

Bagnoregio ist eines der wenigen Städtchen, die nur zu Fuß erreichbar sind. Foto: Wikimedia Commons

Bonaventura wird in eine Zeit hineingestellt, die von großen Spannungen innerhalb der Kirche geprägt ist. Das muss der junge Mann schon während seines Theologie-Studiums in Paris am eigenen Leib erfahren. Aufgrund seiner außerordentlichen Begabung steht ihm eigentlich eine wissenschaftliche Laufbahn offen, doch dagegen sträubt sich die etablierte Professorenschaft. Die Ursache liegt im sogenannten Bettelordenstreit. Neue Ordensgemeinschaften, darunter die Minderbrüder des Franz von Assisi und die Dominikaner, entstehen und sprengen mit ihrer neuen Lebensform das traditionelle Bild des Ordenslebens. Man sieht es nicht gern, dass die Mönche nicht mehr in Klöstern leben, sondern auf die Straßen drängen, um das Evangelium zu verkünden. Als die Franziskaner wie auch die Dominikaner eigene Lehrstühle besetzen wollen, werden die Auseinandersetzungen schärfer.

Bonaventura, der inzwischen den Minderbrüdern beigetreten und nun auch persönlich der Kritik ausgesetzt ist, verhält sich in dieser Situation friedliebend und mutig zugleich. Mutig weil er die franziskanischen Ideale nicht zugunsten seine Karriere aufgibt. Friedliebend, weil er sich in sein Schicksal fügt und die angestrebte Professur nicht mit Gewalt erzwingt. Er bleibt in der zweiten Reihe und versucht stattdessen, durch theologische Argumentationen zu überzeugen. Auf diese Weise entstehen großartige Schriften, die noch heute im Umlauf sind und den missionarisch tätigen Orden ein theologisches Fundament liefern.

Hl. Bonaventura mit Kardinalshut – polychrome Holzfigur um 1500 von Alejo de Vahía, ausgestellt im Colegio de San Gregorio, dem nationalen Skulpturenmuseum in Valladolid/Spanien

An der Pariser Universität entwickelt sich unterdessen ein weiteres Spannungsfeld, das auf der Streitfrage nach der Stellung der Philosophie gründet. Stand die Philosophie bisher ganz im Dienst der Theologie, so mehren sich nun jene Stimmen, die ihre Autonomie fordern. Mit Rückgriff auf den griechischen Philosophen Aristoteles verfolgen einige Gelehrte den Ansatz, die wirkliche Welt mit Hilfe der Logik erklären zu können. Wieder reagiert Bonaventura mutig, denn er bezieht klar Stellung und warnt in seinen Predigten vor *„der verwerflichen Selbstüberschätzung der philosophischen Forschung“.* Nach Überzeugung Bonaventuras erschöpft sich die ganze Wirklichkeit nicht in den äußeren Dingen. Die tieferen Wahrheiten kann der Mensch nur auf dem Weg des Glaubens und mit Gottes Hilfe erkennen. Er spricht der Philosophie dabei nicht gänzlich ihre Bedeutung ab, denn für den Glauben braucht es auch rationale Gründe.

Ein Glücksfall für die franziskanische Gemeinschaft

Auch Papst Alexander IV erkennt die besondere Begabung Bonaventuras und spricht ein Machtwort im Streit um seine Lehrtätigkeit. Die Professur schlägt der Theologe jedoch aus, weil er in seinem Orden gebraucht wird. Seine Brüder wählen ihn zum Generalminister und damit zum Nachfolger des Ordensgründers Franz von Assisi. Für Bonaventura beginnt nun eine neue Ära, in der seine Friedfertigkeit, aber auch seine Standfestigkeit und sein Mut noch stärker als zuvor gefordert sind.

Die Zahl der Minderbrüder, denen er vorsteht, ist inzwischen auf 30.000 angewachsen. Die Franziskaner bevölkern das gesamte Abendland und ziehen bereits Richtung Afrika und Asien. Und der innere Zusammenhalt geht zunehmend verloren. Bonaventura agiert mit viel Geschick. Er gibt der Gemeinschaft äußere und innere Festigkeit zurück. Vor allem mit der neuen Biografie des Franziskus gelingt es ihm, den Brüdern ein gemeinsames Ordensideal vor Augen zu stellen und dieses unmittelbar an Christus zurückzubinden.

Mutig spricht der Ordensobere auch die Missstände bei den Brüdern an. Vor allem Müßiggang und erpresserische Formen des Gelderwerbs haben sich breitgemacht.

Doch damit nicht genug. Als Bonaventura die Leitung der Minderbrüder übernimmt, droht der Orden sogar auseinanderzubrechen. Zwei Lager stehen sich unversöhnlich gegenüber. Das eine will das Armutsideal des hl. Franziskus hochhalten und ein radikales Leben führen, das andere drängt auf Mäßigung.

Noch gefährlicher wird die Situation, als die strenge Fraktion vom spirituellen Utopismus erfasst wird. So bezeichnet Benedikt XVI. ein Phänomen, das sich in der Geschichte der Kirche etliche Male wiederholen wird – immer dann nämlich, wenn die Bedeutung des Heiligen Geistes so hoch eingestuft wird, dass man sich von der kirchlichen Tradition mit ihren gewachsenen Strukturen und Ordnungen abwendet. Zu Zeiten Bonaventuras geht von der Prophetie Joachims von Fiore eine solche Bewegung aus. Der Zisterzienserabt sieht mit Benedikt von Nursia (6. Jh.) ein vom Heiligen Geist bestimmtes Zeitalter anbrechen. Problematisch wird die Situation für Bonaventura, als die Gruppe der Joachim-Anhänger in den eigenen Reihen immer größer wird und eine Abspaltung droht. Noch schwerer dürfte für Bonaventura die Gefahr wiegen, dass infolge der antikirchlichen Haltung der Joachim-Anhänger die Spiritualität grundsätzlich in Misskredit gerät.

Bonaventura beweist erneut ein gutes Gespür, indem er jede Art von Polarisierung meidet. Stattdessen versucht er, das Gute aus Joachims Lehre herauszulösen und mit eigenen Gedanken zu bereichern. So gewinnt er die Brüder zurück und hält den Unmut des Heiligen Stuhls vom Orden fern.

Schließlich geht Bonaventura hart mit jenen Brüdern ins Gericht, die noch eine weitere Frontlinie eröffnen und Feindschaft mit dem Weltklerus entfachen. Beide Seiten beanspruchen für sich, die Vollkommeneren zu sein – der Klerus durch den geistlichen Stand, die Minderbrüder durch ihre evangeliumsgetreue Lebensweise. Auch in der Seelsorge machen einige Brüder den Weltgeistlichen den Platz streitig. Bonaventura erkennt das Minenfeld, das durch die zunehmende Konkurrenzsituation zwischen Bettelorden und Klerus immer größer und bedrohlicher wird. Als Reaktion weist er auf Christus hin. Ihm folgte Franziskus nach; ihm allein sollen auch die Brüder folgen. Denn nur in ihm ist die Vollkommenheit und das Seelenheil zu finden. Bonaventuras klugen Einschreiten ist es sicher zu verdanken, dass die Minderbrüder im Jahr 1274 nicht wie andere Bettelorden verboten werden. Man könnte es auch anders formulieren: Ohne ihn gäbe es vielleicht gar keine Franziskaner mehr.

Bonaventura ist wirklich ein Glücksfall – für die theologische Wissenschaft genauso wie für die franziskanische Gemeinschaft. In beiden Fällen erweist sich der Ordensmann als Mensch des Friedens. Er sucht den Frieden nicht, indem er sich – wie oft üblich – aus den Konflikten heraushält. Im Gegenteil, Bonaventura ist ein Mann des Mutes; er benennt Kritikwürdiges. Dabei verurteilt er niemanden, sondern versucht die Menschen durch einfühlsame Korrekturen auf den je eigenen Glaubensweg zu lenken.

Als Theologe und Ordensmann gelingt es ihm auch, die rationale und affektive Art des Glaubens miteinander zu verbinden. Es braucht beides: die Nüchternheit des Denkens, Forschens und Wollens, aber ebenso auch *„den Jubel des Geistes“, „innere Anhänglichkeit“ und „den Anhauch der Weisheit Gottes.“*

In der nächsten Betrachtung werden wir auf den zweiten Aspekt, die Innerlichkeit, noch näher eingehen und aufzeigen, dass Bonaventura auch für die mystische Tradition von unschätzbarer Bedeutung, ja ein Glücksfall, ist.

10. Juli 2016

Der hl. Bonaventura – ein Mann des geistlichen Gespürs

Betrachtung zu Bonaventuras Wirken als geistlicher Lehrmeister

In der letzten Woche haben wir den hl. Bonaventura als mutigen und friedliebenden Menschen kennengelernt. Wie versprochen setzen wir heute mit seinem Lebensbild fort und gehen auf sein Wirken als geistlicher Lehrmeister ein. Wir wollen uns dabei zunächst auf sein Hauptwerk beschränken, das in den Kanon der spirituellen Literatur aufgenommen wurde. Es trägt den lateinischen Titel „Itinerarium mentis in deum“ (Die Pilgerreise des Menschen zu Gott) und gibt jenen eine tiefgründige Anleitung, die sich auf den Weg gemacht haben, um Gott kennen und lieben zu lernen.

Rückbindung an Franziskus als Nachahmer Christi

Bonaventura beginnt seine Abhandlung mit einem Gebet und bittet um *„erleuchtete Augen des Geistes, um unsere Füße zu lenken auf den Weg (jenes) Friedens, der alles Empfinden übersteigt“.* Im heiligen Franziskus erkennt Bonaventura den Weg zu diesem ersehnten Frieden. Im Prolog erklärt er: *„Diesen Frieden hat unser Herr Jesus Christus verkündigt und gegeben. Und unser Vater Franziskus hat seine Predigt aufgenommen, indem er in jeder seiner Predigten zu Anfang und am Ende den Frieden verkündete, in jedem Gruß Frieden wünschte, in jeder Betrachtung nach dem Übermaß des Friedens seufzte.“*

Als immer mehr Unfrieden im Orden einzieht, als Überheblichkeit und Konkurrenz zunehmen, betont Bonaventura das friedliebende Charisma des Franziskus und seine starke Bindung an Christus. An einen Mitbruder schreibt er: *„Der Grund, aus dem ich das Leben des seligen Franziskus am meisten liebe, ist die Tatsache, dass es den Anfängen und der Entwicklung der Kirche ähnlich ist. Die Kirche hat mit einfachen Fischern begonnen, und sie wurde in der Folge durch weise und berühmte Gelehrte bereichert; die Frömmigkeit des seligen Franz ist nicht durch menschliche Klugheit bestimmt worden, sondern durch Christus“.*

Bonaventura weiß, dass all die Probleme im Orden nur zu lösen sind, wenn sich seine Gemeinschaft wieder stärker an Franziskus mit seiner außergewöhnlichen Christusbeziehung orientiert. Deswegen beschließt er, das Itinerarium als Anleitung für den geistlichen Weg zu verfassen. Bonaventura hat dabei den einzelnen vor Augen, der seine Energie nicht in Streitereien vergeuden, sondern lieber alle Kräfte für den eigenen geistlichen Fortschritt einsetzen soll.

Das Kloster La Verna auf über 1.000 m Höhe, zwei Autostunden von Florenz entfernt

Eine Anleitung, den „Frieden des Geistes“ zu finden

Bonaventura reist dazu an die Stätte, die für Franziskus zum Höhepunkt seiner Gottessuche wurde: auf den Berg La Verna, wo dem Ordensvater in einer Vision ein sechsflügeliger Seraph und in diesem das Antlitz Christi erscheint. Bonaventura deutet die Vision als *„Erhebung unseres Vaters [Franziskus] in der Beschauung und den Weg, auf dem man zu ihr gelangt.“*

Im Itinerarium zeichnet Bonaventura diesen Weg nach, *„hinüberzugehen zum Frieden durch die alles überschreitende christliche Weisheit. Der Weg dahin ist einzig die glühende Liebe zum Gekreuzigten.“* In den sechs Seraphsflügeln erkennt Bonaventura *„sechs aufsteigende Erleuchtungen …, die bei den Geschöpfen beginnen und bis zu Gott führen“.* Das Antlitz Christi weist darauf hin, dass im Gekreuzigten „Tür und Weg“ zu diesem Aufstiegsweg zu finden sind.

Franziskus und der sechsflügelige Seraph auf einer Freske von Giotto di Bondone in der Kirche San Francesco in Assisi, Quelle: Wikimedia Commons

Am Anfang steht dabei die Sehnsucht, wie Bonaventura weiter ausführt: *„Keiner ist … auch nur irgendwie disponiert für eine von Gott geschenkte Beschauung, die zur Entrückung des Geistes führt, wenn er nicht wie Daniel ein ‚Mann der Sehnsucht‘ ist. Sehnsucht aber lässt sich in uns auf zweifache Weise entflammen: durch das laute Rufen im Gebet, wenn der Mensch das Seufzen seines Herzens nicht zurückhält, sondern ungehemmt ausbrechen lässt, und durch den aufleuchtenden Glanz in der Betrachtung, wodurch der Geist sich den Strahlen des Lichtes direkt und ganz gesammelt zuwendet“.*

Die sechs Etappen auf dem Weg zu Gott beschreibt Bonaventura mit sechs verschiedenen Betrachtungen. Er beginnt bei der sichtbaren Welt, denn in ihr nehmen wir sie *„gleichsam als Spiegel für uns, durch den wir hinübergehen zu Gott. … Aus der Größe und Schönheit des Geschaffenen nämlich kann ihr Schöpfer erkannt werden. Des Schöpfers höchste Mächtigkeit, Weisheit und Güte leuchtet wider im Geschaffenen“*.

Bonaventura geht auf diese Betrachtung der äußerlichen Dinge auf der ersten und zweiten Etappe ausführlich ein und wirbt, alles genau anzuschauen: den Ursprung der Dinge, ihre Größe, Vielfalt und Schönheit, auch die Fülle und die Wirkkräfte ihrer Ordnung. Schließlich resümiert er: *„Wer angesichts eines solchen Glanzes der geschaffenen Dinge nicht erleuchtet wird, der ist blind! Wer bei solch lautem Rufen nicht erwacht, der ist taub! Wer aus all diesen Wirkungen keinen Anlass nimmt, Gott zu loben, ist stumm! Wem trotz derart deutlicher Zeichen der Erste Ursprung nicht in den Sinn kommt, der ist stumpfsinnig!“*

Auf der dritten und vierten Stufe erfolgt die Erforschung der Seele, indem der Mensch dem Guten in sich nachspürt und zu staunen beginnt, wie Gott an ihm wirkt und ein neues Bild schafft.

Schließlich soll sich die Seele ganz der Betrachtung Gottes widmen und sein Dasein bedenken. In der Beziehung von Vater, Sohn und Heiligem Geist lässt sich die Heilskraft Gottes erkennen.

Diese sechs Schritte führen den Menschen in eine innige Beziehung zu Gott; etwas ganz Neues tut sich auf. Deswegen spricht Bonaventura vom *„Hinübergehen“*. Den sechs Stufen des Aufstiegs ordnet er sechs Seelenkräfte zu: *„die Sinne, die Vorstellungskraft, der Verstand, die Vernunft, die Einsicht und … das Fünklein der Synderesis [des Gewissens als verbliebenes Fünklein Gottes]. Diese Stufen besitzen wir in uns als von Natur eingepflanzt, durch die Schuld freilich entstellt, durch die Gnade wiederhergestellt. Sie bedürfen der Reinigung durch Gerechtigkeit, der Gestaltung durch Wissen, der Vollendung durch Weisheit.“*

Erweckung der geistlichen Sinne

Ein wichtiger Schritt auf dem Glaubensweg ist für Bonaventura die Erweckung der geistlichen Sinne, auf die er ausführlich im Itinerarium eingeht. Der Aufstieg geht mit der zunehmenden Ausprägung eines feinen geistlichen Gespürs einher. Unter „geistlichem Sinn“ versteht er, wie an anderer Stelle beschrieben, *„das innerliche Mitwirken mit der Gnade … im Hinblick auf Gott selbst“*.

Hl. Bonaventura – Ölbild von Claude François, ca. 1650, National Gallery of Canada in Ottawa
Quelle: Wikimedia Commons

Weiter heißt es im Itinerarium: *„Wenn die Seele an Christus glaubt, auf ihn hofft und den liebt, der … der Weg, die Wahrheit und das Leben [ist], wenn sie im Glauben Christus als das ungeschaffene Wort umfängt, das da ist Wort und Abglanz des Vaters, dann erlangt sie das geistliche Gehör und Gesicht wieder: das Gehör, um die Lehre Christi zu vernehmen, das Gesicht, um den Glanz jenes Lichtes zu schauen. Wenn sie voll Hoffnung sich darnach sehnt, das eingehauchte Wort aufzunehmen, erhält sie durch Verlangen und Liebe den geistlichen Geruchssinn wieder. Umfängt sie in Liebe das fleischgewordene Wort, um von ihm mit Wonne erfüllt und durch ekstatische Liebe darin umgewandelt zu werden, dann wird ihr der Geschmack- und Tastsinn zurückgegeben. Hat die Seele diese Sinne wiedererlangt, dann sieht, hört, riecht, kostet und umfängt sie den Bräutigam und kann wie die Braut das Hohe Lied singen.“*

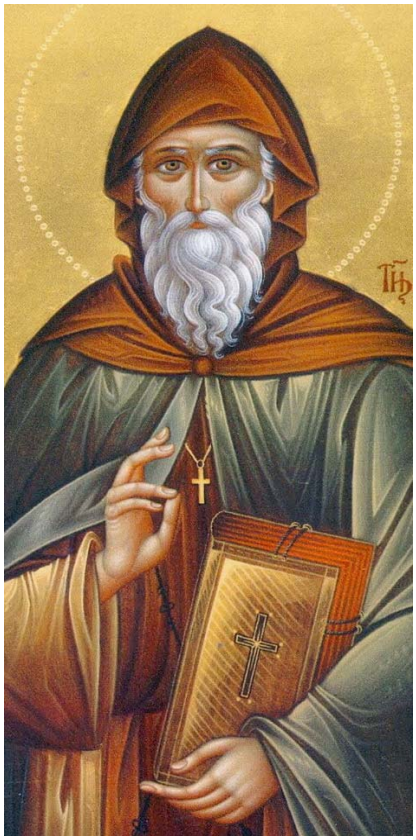
Das Schlusswort im Itinerarium verdeutlicht noch einmal Bonaventuras Grundanliegen: *„Wenn du nun fragst, wie das [die innige Gemeinschaft mit Gott] geschehen soll, befrage die Gnade, nicht die Lehre; die Sehnsucht, nicht die Erkenntnis; das Seufzen des Gebets, nicht das beflissene Lesen; den Bräutigam, nicht einen Lehrer; Gott, nicht den Menschen; die Dunkelheit, nicht die Klarheit; nicht das Licht, sondern das Feuer, das ganz und gar in Brand setzt … Gehen wir mit Christus, dem gekreuzigten Christus, aus dieser Welt zum Vater, damit wir, wenn uns der Vater gezeigt wird, mit Philippus sprechen können: ‚Das genügt uns‘.“*

17. Juli 2016

Johannes Klimakos – Stufenleiter zu Gott

Jeder kennt sie, jeder erträumt sie: Momente des Glücks. Manchmal sind sie hart erarbeitet, wie ein gutes Schulzeugnis oder eine gelungene Arbeit. Öfter noch sind sie uns einfach geschenkt: beim Anblick von etwas unsagbar Schönem oder in der Begegnung mit einem geliebten Menschen. Glücksmomente erfreuen uns; sie wecken aber auch die Sehnsucht nach Beständigkeit. Glückselig zu werden – nicht nur momenthaft, sondern als Grundstimmung des Lebens – hat der Mönch namens Johannes Klimakos zu seinem Lebensprogramm gemacht. Davon zeugt die kleine Schrift „Die Leiter“, mit der wir uns heute befassen wollen.

Von Johannes Klimakos trennen uns knapp 1.400 Jahre und rund 4.000 km. Er lebte im 6./7. Jh. in der Wüste Sinai. Die Heilige Schrift beschreibt die ägyptische Halbinsel als Ort der Gottesbegegnung. Hier spricht Gott zu Mose und zu Elija. Hier gibt er sich durch äußere Zeichen zu erkennen. Und hier wollte auch Johannes Klimakos nach Gott suchen. Er muss schon früh diese Sehnsucht in sich gespürt haben, denn er trat bereits mit sechzehn Jahren in das Sinaikloster ein und begab sich in die Schule des Abts Martyrius. Später zog er sich als Eremit noch mehr in die Einsamkeit zurück, wurde nach 40 Jahren Abt seines Heimatklosters und verbrachte die letzten Lebensjahre wieder allein in der Wüste.

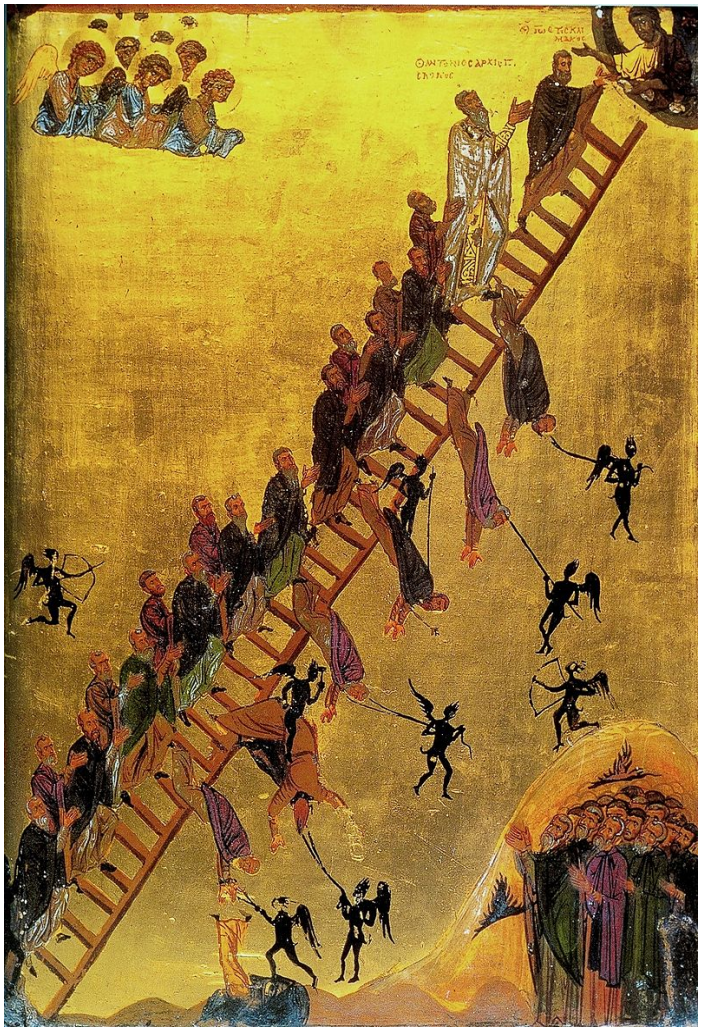


Johannes Klimakos, Quelle: koinoniaorthodoxias.org

Den Beinamen „Klimakos“ verdankt der Mönch der eingangs erwähnten Schrift, die er mit „Die Leiter“ (altgriechisch: klimax) überschreibt. Darin fasst er seine Erfahrungen auf dem eigenen geistlichen Weg in eine Anleitung, wie der Mensch zu Gott aufsteigen kann. Er verwendet dabei das biblische Bild der Leiter, die Jakob in seinem Traum sieht (Gen 28,11). Johannes Klimakos übernimmt die Grundaussage, dass die Leiter Erde und Himmel verbindet und somit einen Zugang zu Gott ermöglicht. Während jedoch bei Jakobs Traum die Aktivität bei den Engeln liegt, die auf der Leiter auf- und niedersteigen, ermutigt Johannes Klimakos seine Leser, die Himmelsleiter selbst zu betreten.

Gleich zu Beginn seiner Schrift fasst Johannes Klimakos Ziel und Weg des Aufstiegs in zwei Sätzen zusammen: *„Ich sage: Tut alles Gute, was euch zu tun möglich ist. Tut ihr das, so seid ihr nicht mehr fern vom Himmelreiche“.* Das Ziel ist die Begegnung mit Gott. Der Weg dahin besteht vor allem im Einüben der Tugenden und dem damit verbundenen Kampf gegen die verschiedenen Anfechtungen, die Johannes Klimakos beschreibt. Es würde den Rahmen dieser kurzen Betrachtung sprengen, wenn wir alle 30 Stufen beschreiben wollten, die Johannes Klimakos erwähnt. Deswegen beschränken wir uns auf einige Aussagen und verweisen jene, die mehr wissen möchten, auf das Buch von Wunibald Müller „Dreißig Stufen zum Paradies“, erschienen im Echter-Verlag 2010.

Am Anfang steht bei Johannes Klimakos die *„Sehnsucht nach Gott“*, die größer und mächtiger ist als alles, was der Mensch bisher erstrebte. Dem Wunsch, *„das Angesicht Gottes“* zu erblicken, wird alles andere untergeordnet. Ihm folgt die *„Widmung des Menschen an den Himmel“*, die neue Prioritäten setzt und das Leben oftmals auf den Kopf stellt. In dieser Anfangsphase spürt der Gottsucher den starken Drang, sich von allem Bisherigen abzuwenden und sich zurückzuziehen.



„Die Leiter“ von Johannes Klimakos regte zu zahlreichen bildlichen Darstellungen an. Hier: Reproduktion von 2008, Original aus der zweiten Hälfte des 12. Jh., Ikone im Katharinenkloster Sinai/Ägypten, Quelle: Wikimedia Commons

Fern von den üblichen Ablenkungen ist der Mensch besser disponiert, über sich nachzudenken. Die Wahrheit ist oft erschreckend und sie führt immer auch zur Trauer über den eigenen Seelenzustand. Wer aufrichtig Reue empfindet, ist Johannes Klimakos überzeugt, wird sie als Tränen Gott hinhalten. In diesem Fall erübrigen sich für ihn große Bußwerke.

Nach den ersten Schritten auf dem geistlichen Weg wird der Gottsucher bald von zahlreichen Versuchungen heimgesucht, die auf mehreren Stufen warten. Auf der nebenstehenden Ikone sind diese Anfechtungen als schwarze Teufelchen dargestellt, die mit Schlingen und Pfeilspitzen die Menschen von ihrem Aufstieg zu Gott abbringen wollen. Johannes Klimakos beschreibt nicht nur ihre List, sondern auch Möglichkeiten, wie der Kampf gegen sie aufgenommen werden kann.

Gleich zu Beginn warnt er zum Beispiel dringend davor, *„alles verschlingen [zu] wollen“,* denn man *„muss wissen, dass der Teufel oft im Magen sitzt und bewirkt, dass man nie satt wird, wenn man auch das ganze Land Ägypten aufgegessen und den ganzen Nilstrom ausgetrunken hat“.* Er bringt die Übung auf eine griffige Kurzformel: *„Beherrsche deinen Bauch, damit du nicht von ihm beherrscht wirst.“*

Ein weiterer Fallstrick auf dem geistlichen Weg sind zerstörerische Gedanken und Begierden, die den Menschen besetzen. Dem hält Johannes Klimakos die Herzensbildung entgegen: *„Ein Gott liebendes Herz, das auf der Hut ist, bewacht mit aller Vorsicht die Gedanken, bändigt die Leidenschaften, zähmt und zügelt die Zunge und verscheucht Gaukeleien der Einbildungskraft.“*

Ein Zeichen, dass man schon mehr als die Hälfte der Leiter geschafft hat, ist die Überwindung der Angst. Auf der 20. Sprosse heißt es: *„Wer Gott liebt und sich in ihm erfreut, der kennt keine Furchtsamkeit.“* Andernfalls wird er *„erschreckt bei jedem Geräusch und von jedem Schatten“*.

Je höher die Leiter erklommen wird, desto näher kommt man auch dem Hochmut, der von Johannes Klimakos als *„äußerste Armut der Seele“* gebrandmarkt wird. Hochmut ist nicht nur mit arrogantem Verhalten gegenüber den Mitmenschen gleichzusetzen, sondern zeigt sich letztlich im *„Verzicht auf den Beistand Gottes, [im] Stolz und Vertrauen auf die eigenen Kräfte.“*

Das Streben nach Demut spielt für Johannes Klimakos eine zentrale Rolle; sie taucht in seiner Schrift nicht nur auf der 25. Leiterstufe auf, sondern es findet sich das Loblied auf die Demut auch an anderen Stellen.

Er schreibt zum Beispiel: *„Wie die Finsternis verscheucht wird, wenn die Sonne hervortritt, so wird alle Bitterkeit und Aufregung aus der Seele verbannt, wenn der sanfte Hauch der Demut die Seele befallen wird“.* Schließlich hat der Demütige *„in seinem Herzen ein Licht“.* Mehr noch: Die Demut öffnet auch die Pforten des Himmels, wie es auf Stufe 25 heißt: *„Die Buße weckt, die Trauer klopft an die Tür des Himmels, aber die Demut öffnet ihm“.*

Je mehr sich der Mensch Gott nähert, umso größer wird die Sehnsucht, die ihm am Anfang den Mut gab, überhaupt die Leiter zu erklimmen. Auf der vorletzten Stufe hat der Gottsucher nur noch einen brennenden Wunsch: *„Wann komme ich, wann erscheine ich vor dem Antlitz des Herrn? Denn ich kann die Kraft und die Gewalt meiner Sehnsucht nach dir nicht mehr ertragen, mich verlangt nach der unsterblichen Schönheit.“*

„Diese letzte und vollkommenste Stufe heiligt den Menschen so sehr und zieht ihn so von allen irdischen Dingen ab, dass sie den, der diesen Hafen der Seligkeit erreicht hat, in der Entzückung des Geistes in den Himmel zur Auferstehung Gottes erhebt.“

Jakobs Vision von der Himmelsleiter – Darstellung in der ev.-luth. Kirche Nieder Seifersdorf, 17 km nordöstlich von Löbau entfernt

Der geistliche Weg, – so lesen wir bei Johannes Klimakos –, ist mit der ständigen Zunahme der Sehnsucht und der Liebe zu Gott verbunden. Diese *„Liebe ist in ihrer Beschaffenheit die Ähnlichkeit Gottes, soweit sie in den Menschen erreicht werden kann“.* Und sie führt zum Gebet, das in *„seinem Wesen zur Vereinigung mit Gott im liebenden Gebet“* führt.

Mit dem Bild der Leiter ermutigt uns Johannes Klimakos, der Sehnsucht in unserem Herzen zu folgen und *„das Feuer zu vergrößern, die Wärme zu vermehren, unseren Eifer und unser Verlangen nach dem Himmel immer lebendiger zu machen“.* Er hat die geistliche Erfahrung gemacht, dass Gott nicht unerreichbar fern ist und der Mensch schon im Dieseits etwas vom Paradies erspähen kann. Mit seiner geistlichen Belehrung ermutigt er uns, das eigene Leben als Aufstieg zu Gott zu gestalten – in der Hoffnung auf *„innerste Herzensfreiheit“* und *in „Erwartung seliger und heiterer Ruhe“*.

24. Juli 2016

Ignatius von Loyola und sein geistlicher Weg

Ein Blick in den Heiligenkalender verrät: Am 31. Juli ist der Gedenktag des Ignatius von Loyola. Der Heilige wurde 1491 im Baskenland geboren und ist den meisten von uns als entscheidende Gründergestalt des Jesuitenordens bekannt. Vielen sind auch seine „Geistlichen Übungen“ vertraut, mit denen er sich einen großen Namen in der Geschichte der christlichen Spiritualität erworben hat. In diese „Geistlichen Übungen“ flossen all seine geistlichen Erfahrungen ein; deswegen kann das kleine Buch auch als Herzstück der ignatianischen Lehre angesehen werden. Und doch begnügten sich seine Gefährten nicht damit und baten ihn um ein zusätzliches geistliches Vermächtnis.

Um dieses geistliche Erbstück soll es heute gehen. Wir haben es vor allem Jerónimo Nadal zu verdanken, der Ignatius während seines Studium in Paris kennenlernt und seitdem zum engen Freundeskreis gehört. Die beiden verbindet nicht nur die gleiche innere Sehnsucht nach Gott; sie sind auch bereit, alles miteinander zu teilen. Nadal bezeugt schriftlich, wie sehr er Ignatius bitten und drängeln musste, dieses geistliche Testament zu verfassen. Konkret bat er ihn, *„die Weise darlegen zu wollen, wie Gott ihn vom Anfang seiner Bekehrung an geleitet hat“*. Ignatius tut sich mit diesem Anliegen schwer und vertröstet Nadal immer wieder. Doch nach drei Jahren entschließt er sich, als Vermächtnis seinen eigenen geistlichen Weg zu schildern. Dabei blickt der inzwischen 62-Jährige auf die verschiedenen Stationen seines Lebens. Im Zentrum steht dabei seine Suche, sich in den Dienst Gottes nehmen zu lassen. Ignatius versteht seinen Lebensweg als Unterwegssein zu Gott; deswegen tragen seine autobiografischen Mitteilungen auch den Titel „Bericht des Pilgers“.

Ignatius blickt zunächst kritisch auf seine jungen Jahre: Er sieht sich im Nachhinein als *„einen den Eitelkeiten der Welt ergebenen Mensch“.* Als Ritter adligen Standes hatte er vor allem *„großes und eitles Verlangen, Ehre zu gewinnen“.* Diese Ehrsucht verleitet ihn schließlich in einer Schlacht bei Pamplona zur Selbstüberschätzung. Statt sich in auswegloser Situation dem Feind zu ergeben, stürzt sich Ignatius todesmutig in die Schlacht und wird dabei schwer verwundet. Dabei zerschmettert eine Kanonenkugel nicht nur das Bein, mehr noch ist sein ritterliches Ehrgefühl getroffen. Bald ist auch klar, dass ihn die Verwundung nicht nur zeitlebens zeichnen, sondern auch seine Karriere als Ritter beenden wird. Ein großer Schock für Ignatius!

Pamplona/Spanien – einst Kampfplatz um die Vorherrschaft in der Region Navarra

Die Entdeckung des geistlichen Trostes

Ignatius kehrt nach Hause, nach Loyola, zurück. Auf dem Krankenlager liest Ignatius Ritterromane, wie sie zu seiner Zeit sehr beliebt sind. Aber er beschäftigt sich auch mit dem Leben der Heiligen und macht dabei eine bedeutende Entdeckung, die ausführlich im „Bericht des Pilgers“ beschrieben wird: *„Es gab … diesen Unterschied: Wenn er an das von der Welt dachte, vergnügte er sich sehr. Doch wenn er danach aus Ermüdung davon abließ, fand er sich trocken und unzufrieden. Und wenn er daran dachte, barfuß nach Jerusalem zu gehen und nur Kräuter zu essen und alle übrigen Strengheiten auszuführen, von denen er las, dass die Heiligen sie ausgeführt hatten, war er nicht nur getröstet, während er bei diesen Gedanken war, sondern blieb auch, nachdem er davon abgelassen hatte, zufrieden und froh. … Er begann, sich über diese Verschiedenheit zu wundern und über sie nachzudenken, da er durch Erfahrung erfasste, dass er von den einen Gedanken traurig blieb und von den anderen froh. Und allmählich begann er, die Verschiedenheit der Geister zu erkennen, die sich bewegten, der eine vom Teufel und der andere von Gott.“*

Ignatius findet Trost in den geistlichen Schriften und erliegt der Versuchung, die viele am Anfang des geistlichen Lebens erleben: Die alten Ideale werden auf die neuen geistlichen Inhalte übertragen. Und so setzt Ignatius die Heiligen an die Stelle der Ritter und ist fest entschlossen, ihnen mit gleichem Tatendrang nachzueifern. Zugleich wächst aber auch in ihm die Sehnsucht nach Gott. Er liebt es, zum Himmel zu schauen, denn er fühlt sich zu Gott hingezogen. Schließlich fasst er den Entschluss, nach Jerusalem zu pilgern, um die Nähe Gottes suchen.

Die Suche nach geistlicher Führung

Doch die Pilgerreise steht zunächst unter keinem guten Stern. Ignatius leidet derart unter der Erkenntnis, wie sündhaft er bisher gelebt hatte, dass er sich jede Nacht geißelt. Um Gott zu gefallen, glaubt er, ein Übermaß an Bußübungen leisten zu müssen. Im Pilgerbericht heißt es kritisch: *„Er schaute auf nichts Inneres und wusste auch nicht, was für eine Sache Demut und Liebe und Geduld waren und Klugheit, um diese Tugenden zu regeln und zu bemessen.“* Auch die Generalbeichte, die er auf dem Berg Montserrat ablegt, hilft nicht, die Bedrängnis der Skrupel loszuwerden.

Maultier, Quelle: Wikimedia commons

Erst langsam wird der einstige Ritter lernen, dass es nicht auf Leistung, sondern auf das Vertrauen in Gottes Führung ankommt. Einen ersten unbeholfenen Versuch startet er, als er überlegt, ob er einen Mauren verfolgen soll. Dieser hatte mit seinen Äußerungen das Ansehen der Jungfrau Maria beschmutzt. Ignatius fühlt sich verpflichtet, in alter Rittermanier ihre Ehre wiederherzustellen. Doch er ist sich nicht sicher und überlässt die Entscheidung seinem Maultier. Wenn der vierbeinige Gefährte dem Mauren nachläuft, würde er ihn mit Dolchstichen erledigen, ansonsten ihn in Ruhe lassen. Das Maultier wählt den Weg des Friedens und Ignatius erkennt darin die Führung Gottes. Es dauert noch einige Zeit, bis er auch selbst ein Gespür für den göttlichen Willen entwickelt.

Im Pilgerbericht hält Ignatius auch fest, wie er sich allmählich Gott anvertraut. Er bittet zum Beispiel aufgrund seiner anhaltenden Skrupel: *„Zeige mir du, Herr, wo ich sie [die Hilfe] finden soll; denn auch wenn es nötig wäre, hinter einem Hündlein herzulaufen, damit es mir die Abhilfe gäbe: Ich werde es tun!«“*

Ignatius beginnt schließlich, sich geistlichen Personen anzuvertrauen. Fündig wird er vor allem in einer alten weisen Frau in Manresa, einer Stadt, in die er sich zunächst für ein Jahr zurückzieht.

Die Gewinnung innerer Klarheit

In Manresa beginnt Ignatius das Leben eines Einsiedlers. Seine wertvolle Kleidung, die ihn als Adligen auszeichnet, hatte er schon unterwegs gegen ein ärmliches Sackgewand eingetauscht. Sieben Stunden am Tag widmet der fromme Mann dem Gebet. Er verbringt viel Zeit mit dem *„Nachdenken über Dinge Gottes“* und besucht oft Gottesdienste. Schließlich fastet er bis zur Erschöpfung. Doch trotz all dieser Bemühungen schafft er es nicht, inneren Frieden zu finden. Erst allmählich vollzieht sich ein Wandel in ihm. Wie bedeutend für Ignatius dieser Umformungsprozess in Manresa ist, lässt sich auch daran ablesen, dass er im Pilgerbericht das mit Abstand längste Kapitel dafür einräumt. Später wird er seine Erfahrungen in die „Geistlichen Übungen“ einfließen lassen.

Ignatius von Loyola – polychrome Holzstatue von Pedro Roldan aus dem 17. Jh., ausgestellt im Colegio de San Gregorio, dem nationalen Skulpturenmuseum in Valladolid/Spanien

Die entscheidende Wende kommt in drei Etappen: Zunächst erkennt er, dass seine Gottsuche bei den Mitmenschen nicht ohne Wirkung bleibt. Er bekommt eine erste Ahnung, dass er ihren Seelen helfen kann. Erstmals tritt er auch in eine Beziehung zu Christus; er nimmt ihn – so steht es im Pilgerbericht –, *„mit inneren Augen“* wahr. Schließlich beschreibt er auch ausführlich seine zweite Bekehrung, die er an einem Fluss erlebte. Als er auf die Tiefe des Wassers schaute, *„begannen sich ihm die Augen des Verstandes zu öffnen. … Er verstand und erkannte viele Dinge, ebenso sehr von geistlichen Dingen wie von Dingen des Glaubens und der Wissenschaft. Und dies mit einer so großen Erleuchtung, dass ihm alle Dinge neu erschienen. … Er empfing eine große Klarheit im Verstand. … Ihm schien, als sei er ein anderer Mensch und habe eine andere Erkenntnisfähigkeit, als er zuvor hatte“.*

Gestärkt von dieser inneren Veränderung, setzt Ignatius seine Pilgerreise nach Jerusalem fort. Die authentischen Wirkungsstätten Jesu faszinieren ihn und er beschließt, dort zu bleiben. Aber erneut werden seine Lebensträume zertrümmert. Vom dortigen Provinzial der Franziskaner wird er aufgefordert, zurückzukehren. Diesmal stürzt Ignatius nicht wie nach der Verwundung in Pamplona in eine Krise, sondern erkennt darin den Willen Gottes. Er stellt sich die Frage „Was tun?“ und verspürt immer mehr den Wunsch, den Seelen seiner Mitmenschen helfen zu wollen. Um diesen Wunsch umsetzen zu können, fasst Ignatius den Entschluss zu studieren, denn anders war damals kaum ein seelsorglicher Dienst in der Kirche möglich.

Die Gewissheit der Nähe Gottes

Es folgt das Studium in Barcelona (Latein), Alcalá (Philosophie), Salamanca und Paris (freie Künste). Zehn Jahre vergehen, ehe er den Titel Magister Atrium führen darf. Weitere drei Jahre dauert es, bis er zum Priester geweiht wird.

An der Universität Paris findet er sechs Freunde, darunter die Kommilitonen Peter Faber und Franz Xaver – die ersten Gefährten und späteren Mitbegründer des Jesuitenordens. An sie gibt er seine geistlichen Erfahrungen in Form seiner „Geistliche Übungen“ weiter. Immer mehr Menschen nehmen seine seelsorglichen Dienste in Anspruch, was auch Eifersucht und Neid und letztlich zahlreiche Anfeindungen bei der damals gefürchteten Inquisition provoziert. Ignatius stellt sich immer wieder den Überprüfungen und erwirkt jedes Mal Urteile, die ihn freisprechen.

Auch auf dem geistlichen Weg schreitet Ignatius voran. Er beendet seinen Pilgerbericht mit zwei bedeutenden Bemerkungen:

„Und als er an einem Tag, einige Meilen, bevor er nach Rom gelangte, in einer Kirche war und betete, verspürte er eine solche Veränderung in seiner Seele und hat so klar gesehen, dass Gott Vater ihn zu Christus, seinem Sohn, stellte, dass ihm der Mut nicht ausreichen würde, daran zu zweifeln, dass vielmehr Gott Vater ihn zu seinem Sohn stellte.“

Wenig später heißt es: *„So wachse er immer in der Andacht, das heißt, in der Leichtigkeit, Gott zu finden, und jetzt mehr als in seinem ganzen Leben. Und jedes Mal und zu jeder Stunde, dass er Gott finden wolle, finde er ihn.“*

Ignatius lässt somit am Schluss des Pilgerberichts keine Zweifel offen, dass er das ursprüngliche Ziel seiner Pilgerreise – die Gewissheit der Nähe Gottes – erreicht hat. Seinen Gefährten hinterlässt er auf diese Weise ein wunderbares Erbe: das Zeugnis, wie er sich auf einen langen geistlichen Weg begibt und dabei Gottes Führung sucht; wie er sich allmählich von ihm umformen lässt, bis er schließlich ein feines geistliches Gespür entwickelt und Gott jederzeit nahe sein kann.

31. Juli 2016

Klara von Assisi und ihr Zeugnis der Verbundenheit mit Franziskus

Wann immer die Legenden über die besondere Freundschaft zwischen Franziskus (†1226) und seiner Glaubensschwester Klara (†1253) erzählt werden, berühren sie die Herzen vieler Menschen. Das Faszinierende ist wohl, dass in den Erzählungen Gott sein Ja zu dieser Beziehung sagt, obwohl die äußeren Umstände sehr dagegensprechen. Die außergewöhnliche Liebe zwischen den beiden Heiligen aus Assisi wird für uns auch in einem Stück Stoff greifbar: der einstigen Kutte des Franziskus, die wir in dieser Betrachtung ein wenig unter die Lupe nehmen wollen.

Die Kutte als „Dienstausweis“

Schon mit bloßem Auge lässt sich erkennen: Die Kutte des berühmten Ordensgründers ist an Ärmlichkeit kaum zu übertreffen. Die zahlreichen Flicken – 31 an der Zahl – verschaffen uns Gewissheit, dass diese Kleidung aus längst vergangenen Zeiten stammen muss. Denn wer bessert heute noch Kleidung aus?

Einstige Kutte des hl. Franziskus, ausgestellt in der Kirche S. Francesco in Assisi, Foto: Gerhard Ruf

Wenn wir etwas nähertreten, wird sichtbar: Der Stoff ist grob gewebt, ungefärbt und unangenehm rau. Dass sich gläubige Menschen zeitweise mit solchem Sacktuch gekleidet haben, ist nichts Neues. Die Heilige Schrift berichtet an vielen Stellen von der jüdischen Sitte, sich als Zeichen der Reue und Umkehr zu Gott in Sack und Asche zu hüllen. Auch die ersten Eremiten und Mönche wählten ein einfaches Gewand. Ungewöhnlich ist, dass Franziskus dieses Büßerkleid dauerhaft trägt.

Das ärmliche Gewand steht in völligem Kontrast zu seinem früheren Leben. Als Sohn eines reichen Tuchhändlers waren für ihn kostbare Kleider selbstverständlich; mit edlen Stoffen konnte er sich als privilegierter Adliger ausweisen und sich von niedrigeren sozialen Schichten abgrenzen. Als der verwöhnte Lebemann jedoch mit Gott in Berührung kommt, schlägt diese Haltung um. Rückblickend hält er in seinem Testament fest, dass er von Gott unter die Ärmsten der Armen geführt wurde. Bei den Aussätzigen, die ausgegrenzt vor der Stadt leben mussten, widerfährt ihm die entscheidende Veränderung: Er wird berührt vom Leid und der Armut der anderen. Wörtlich schreibt er: *„Was mir bitter war, wurde in Zärtlichkeit verwandelt“.* Diese gottgeschenkte Zuneigung sucht ihren Ausdruck, indem sich Franziskus an die Lebensform der Armen angleicht. Er lebt wie sie ohne Eigentum und kleidet sich wie sie in lumpige Gewänder.

In der Lebensbeschreibung, die Thomas von Celano über den Heiligen verfasst, finden wir eine weitere symbolische Bedeutung der Kutte. Durch seine Form und das geschundene Aussehen verweist das armselige Gewand auch auf das Kreuz. Das hat einen guten Grund, wie der Biograf über Franziskus schreibt: *„Denn wie sein Geist im Innern den gekreuzigten Herrn angezogen hatte, ebenso sollte sein ganzer Leib das Kreuz Christi auch äußerlich anziehen“.*

Die ärmliche Kutte wird somit zum äußeren Merkmal für die neue Lebenshaltung des Franziskus, zum sichtbaren Zeichen für sein spirituelles Programm in der Nachfolge des armen Gekreuzigten und zum „Dienstausweis“ für seinen Auftrag, Gott in Armut zu dienen.

Die großartige Entdeckung einer Textilforscherin

Rückseite Kutte der hl. Klara, aufbewahrt im Konvent San Damiano in Assisi, Foto: Abegg-Stiftung Riggisberg

Nach dem Tod des Franziskus wird die Kutte zum kostbaren Erinnerungsstück für die franziskanische Gemeinschaft. In den letzten Jahrzehnten wurde sie sogar in Assisi der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Als die Kutte im Jahr 1980 fachtechnisch gereinigt wird, gelingt der renommierten Textilforscherin Mechthild Flury-Lemberg eine aufsehenerregende Entdeckung. Als die Schweizerin auch den Umhang Klaras in Augenschein nimmt, fällt ihrem geschulten Auge sofort auf, dass Klaras Gewand auf der Rückseite gekürzt ist. Bei weiteren Untersuchungen bestätigte sich die Vermutung: Das fehlende Stoffteil ist nicht verlorengegangen, sondern findet sich in 19 Flicken auf der Kutte des Franziskus wieder. Auffällig ist die Sorgfalt, mit der die Flicken aufgenäht wurden. Anders als bei den restlichen Ausbesserungen sind alle Flicken aus Klaras Gewebe mit kunstvollem Stich sauber umrandet.

Auch wenn es die Wissenschaftler nicht mit letzter Gewissheit sagen können, so ist doch die Wahrscheinlichkeit groß, dass es Klara selbst war, die das Gewand ihres Ordensvaters ausgebessert hat. Man geht davon aus, dass die Flicken erst nach dem Tod des Franziskus aufgebracht wurden, weil die Nähte noch tadellos erhalten sind.

Die Reparatur des löchrigen Habits ist von großem textilhistorischen Interesse; für uns bietet sich in der netten Geschichte zugleich ein schönes Sinnbild für die besondere Beziehung zwischen Franziskus und Klara. Die Löcher verweisen beispielsweise nicht nur auf den reellen Verschleiß des Kleidungsstücks, sie lassen sich auch im übertragenen Sinn als das deuten, was Franziskus fehlte; also seine Defizite. Klara deckt diese Fehlstellen unauffällig zu. So, wie ihr Umhang mit 3,56 m lang genug ist, um etwas abzuschneiden, kann sie auch im Glauben aus ihrer Fülle reichlich verschenken.

Auch die Überlieferung weiß um diesen schönen menschlichen Zug Klaras. Mitbrüder erzählen, dass Franziskus immer wieder das Gespräch mit Klara sucht und ihren Rat einholt. Und auch in den Legenden, die nach dem Tod der beiden in Umlauf geraten, wird uns Klara als Frau vorgestellt, die Franziskus ergänzt, wo es ihm noch an Mut und spiritueller Weite fehlt.

Auf Tuchfühlung sein

Besonders berührend ist die Erzählung von der Begegnung am Fluss. Sie handelt von der Schwierigkeit, sich wiedersehen zu können. Franziskus steht an dem einen Ufer, Klara an dem anderen, zwischen ihnen das unüberwindbare tiefe Wasser. Franziskus resigniert sehr schnell und will unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen, doch Klara kommt auf eine gleichermaßen einfache wie geniale Idee. Sie geht mit ihm bis zur Quelle, wo sie einander begegnen können. Natürlich steckt in dieser Lösung noch ein tieferer Sinn. Am Schluss der Legende bekennt Klara: *„So ist das Leben, … wir sind unterwegs, jeder auf seinem Weg. Menschen sind nicht geschaffen, einander zu haben und zu genießen. Menschen sind geschaffen, miteinander zur Quelle zu finden. Menschen sind geschaffen, um Gott zu genießen.“*

In dieser Deutung liegt ein wichtiger Aspekt, der die Freundschaft zwischen Franziskus und Klara auszeichnet. Ihr gemeinsames Ziel ist es, Gott als Quelle zu finden, die auch die wirkliche Begegnung mit dem anderen ermöglicht. Auf dem Weg dorthin helfen sie einander. Als Franziskus stirbt, löst sich die innige Beziehung der beiden Heiligen nicht einfach auf. Über die armselige Kutte, die Franziskus zurücklässt, bleibt eine Verbindung. Sie hilft, das Unsichtbare sichtbar zu machen. In der Kutte wird Franziskus für die, die ihn lieben, wieder ansichtig. Mehr noch: Er schlägt für sie quasi eine Brücke zum Himmel, denn er hat den Weg dorthin bereits gefunden.

Klara und Franz von Assisi – Kunstglasfenster in der Kreuzkapelle von San Damiano, Quelle: www.franziskaner.net

Warum gerade über eine Kutte? Nun, es gibt kaum etwas Persönlicheres als die Kleidung eines Menschen. Sie bildet nicht nur die äußere Gestalt des Körpers ab, sondern kommt dem Menschen auch sehr nahe. Deswegen wird die Kleidung des anderen bei seiner Abwesenheit so wichtig. Es ist zum Beispiel ein rührender Anblick, wenn sich ein kleiner Hundewelpe oft genau dort den Schlafplatz wählt, wo ein Kleidungsstück seiner Bezugsperson liegengeblieben ist. Er sucht einfach deren Nähe. Auch Verliebte kennen das Verlangen nach einem vertrauten Kleidungsstück des anderen – und sei es ein Taschentuch, um mit dem geliebten Menschen ersatzweise auf Tuchfühlung gehen zu können. Denn jede wirkliche Liebe zeigt sich im Verlangen, dem anderen nahe zu sein. Was wir ersehnen, wollen wir sehen; was wir lieben, wollen wir auch berühren. Deswegen hat die Kutte des Franziskus für Klara eine so große Bedeutung; deswegen sorgt sie für einen würdigen Zustand des kostbaren Überbleibsels. Die Art und Weise, wie sie das tut, hat etwas Rührendes. Mit den aufgenähten Flicken aus ihrem eigenen Kleid setzt sie ein schönes Zeichen ihrer Verbundenheit, die über den Tod hinaus Bestand hat.

7. August 2016

Bernhard von Clairvaux: Wenn Gott den Menschen besucht

„Gott existiert. Er ist mir begegnet“, schreibt der französische Publizist André Frossard in seinem gleichnamigen Buch. Eine solche Aussage ist gewagt, denn sie stößt meistens auf Widerspruch. Menschen, die diese Gotteserfahrung weder teilen, noch herbeisehnen, werden verständnislos den Kopf schütteln. Vielleicht kommt sogar der Verdacht auf, dass sich der Autor nur wichtigtun will. Es ist kein Wunder, wenn nur wenige den Mut aufbringen, von ihren Gottesbegegnungen zu erzählen. Einer, der dazu nicht nur die nötige Courage, sondern zugleich über ein geniales Ausdrucksvermögen verfügt, ist der Zisterzienserabt Bernhard von Clairvaux.

„Erfahre es selbst!“ – Bernhards wichtigster geistlicher Rat

Der geistlich erfahrene Ordensmann weiß um die Schwierigkeit, über eigene Gotteserfahrungen zu berichten. In einer Predigt vermerkt er, dass jeder Betroffene *„aus Scham still verbirgt, was er still erlebt, und sich selber besser gesichert glaubt, wenn er sein Geheimnis für sich behält“.* Aber er weiß auch, dass er als geistlicher Vater *„nicht schweigen darf, über das Wesen dieser Vorgänge, wie [er] sie aus eigener oder fremder Erfahrung kenn[t]“.* Dieser Einsicht verdanken wir wundervolle Texte, von denen wir in dieser Betrachtung eine kleine Kostprobe genießen wollen. Die zehnbändige Gesamtausgabe von Bernhards Werken umfasst knapp 8.000 Seiten! Auf nahezu jeder Seite werden wir entdecken, wie sehr uns der großartige Prediger gewinnen will, uns für die erfahrbare Liebe Gottes zu öffnen. Ihm liegt nicht nur daran, die Sehnsucht nach der Nähe Gottes zu wecken; er führt uns zugleich auch ein, wie solche Erfahrungen erkannt und gedeutet werden können. In dieser Aufgabe erweist sich Bernhard als begnadeter geistlicher Lehrer.

Seine ausführlichsten und zugleich schönsten Texte über die Gotteserfahrung finden wir in den Predigten zum Hohelied. Diese Liebeslyrik aus dem Alten Testament beschreibt das leidenschaftliche Verhältnis zwischen Braut und Bräutigam und die daraus hervorgehende Sehnsucht. Während das Judentum darin die Beziehung Gottes zu seinem auserwählten Volk Israel wiederfindet, überträgt das frühe Christentum das Bild auf das Verhältnis zwischen Kirche und Gott. Bernhard zieht das Liebesgeschehen noch näher an den Einzelnen und deutet es als innige Beziehung zwischen der Seele und Gott.

Die Liebkosung – Detail aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse), © Universitätsbibliothek Heidelberg

Schon zu Beginn seiner Predigtreihe warnt Bernhard davor, das Hohelied nur von außen zu betrachten. Der lebendige Glauben braucht die Verinnerlichung; er braucht die eigene Erfahrung.

So heißt es bei Bernhard auch zum Hohelied: *„Dieses Lied kann nur der Geist der Liebe lehren, es lässt sich nur in der Erfahrung lernen. Wer es erfahren hat, erkennt es wieder, und wer noch nicht, soll glühen in der Sehnsucht, nicht: mehr von ihm zu wissen, sondern: an der Erfahrung teilzuhaben. Dies Lied klingt nicht im Ohr: es jubelt im Herzen. Es tönt nicht von den Lippen, sondern erregt in tiefer Freude. Nicht Stimmen schwingen in eins, sondern die Strebungen der Herzen. Es ist nicht draußen zu vernehmen, es schallt nicht offen auf dem Markt. Nur die es singt, vernimmt den Klang und der, dem sie es singt“.*

„Komm, mein Geliebter!“ – Besuch will ersehnt sein

In seiner 74. Predigt über das Hohelied legt Bernhard selbst Zeugnis ab, wie er zum Liebhaber Gottes wurde. Er beschreibt diese Erfahrung mit dem schönen Bild des „Besuchs“. So, wie der Bräutigam seine Braut besucht, kommt das WORT zu Bernhard und kehrt bei ihm ein.

Statue des hl. Bernhard von Clairvaux in der Klosterkirche der Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal

„Be-such“ hat – wie der Wortstamm deutlich macht – etwas mit Suchen zu tun. Nur wenn wir uns nach dem Besuch sehnen, wird er seiner eigentlichen Intention auch gerecht; sonst wäre es eher ein Überfall. Mit dem Bild des Besuchs des WORTS will uns Bernhard sagen: Wie beim Treffen mit einem geliebten Menschen geht es auch beim Besuch Gottes in erster Linie um die Frage, ob wir ihn wirklich herbeiwünschen.

Das WORT, das Bernhard besucht, dürfen wir uns nicht als etwas Geschriebenes oder Gesagtes vorstellen. Es ist *„nicht durch die Augen eingetreten, denn es hat keine Farbe. Auch nicht durch die Ohren, denn es hat keinen Klang“.* Bernhard stellt weiter fest: *„Durch keines meiner Sinnesorgane glitt es in mein Inneres. Nur an der Erregung meines Herzens habe ich … seine Gegenwart erkannt. Am Schwinden meiner Leidenschaften, am Zusammenschrumpfen meiner fleischlichen Empfindungen merkte ich seine mächtige Wirkkraft. Am Aufstöbern und Entlarven meiner verborgenen Schwächen und Fehler stellte ich staunend die Tiefe seiner Weisheit fest. An einer noch so geringen Verbesserung meiner Lebensart erfuhr ich, wie gut und mild es war. An der Erneuerung und Wiederherstellung meiner inneren Gesinnung, das heißt meines inneren Menschen, stellte ich bis zu einem gewissen Grad fest, wie schön seine Gestalt war. Und angesichts all dieser Wirkungen geriet ich in Schrecken und Staunen ob seiner gewaltigen Größe.“*

Wenn Gott die menschliche Seele besucht, weckt er sie auf und ermuntert sie, sich ehrlich anzuschauen. Sich selbst zu erkennen ist ein schmerzvoller Prozess! Doch dabei bleibt die von Gott bewegte Seele nicht stehen, denn das WORT beginnt auch *„auszureißen und zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen (Jer 18,9), das Dürre zu bewässern, das Finstere zu erleuchten, das Verschlossene zu öffnen, das Gefrorene in Glut zu versetzen, das Krumme gerade und das Unebene zu ebenen Wegen zu machen".* Bernhard formuliert es noch einmal kürzer: *„An der Tugend also, die dich umwandelt, und an der Liebe, die dich entflammt, erkenne die Gegenwart des Herrn!".*

„Kehr zurück!" – Erfahrung wird zur Sehnsucht

Ein ersehnter Besuch ist voller Licht und Wärme; er hat jedoch auch eine große Schattenseite. Je mehr wir unseren Besucher lieben, umso schwerer fällt der Abschied; umso schmerzlicher ist die Zeit seiner Abwesenheit. Bernhard verschweigt diese Sehnsucht nicht, denn sie folgt der Gotteserfahrung wie der Fußabdruck nach einem Schritt im Sand.

Bernhard schildert eindrücklich, wie er dem Trennungsschmerz selbst begegnet: *„Zeit meines Lebens wird dieses ‚Kehr zurück!' (Hld 2,17) ein Wort sein, das ich oft gebrauchen werde, um das WORT zurückzurufen. Und so oft es mir wieder entgleitet, so oft werde ich diesen Ruf wiederholen. Ich werde nicht aufhören, mit der glühenden Sehnsucht meines Herzens zu schreien, wie man einem Davonlaufenden nachschreit, damit es wieder umkehrt und mir wieder die Freude seines Heils schenkt, mir sich selbst schenkt."*

Aber warum zieht sich Gott immer wieder zurück? Bernhard erinnert bei der Antwort auf diese Frage an Jesus. Auch er tut manchmal so, als wolle er an seinen Jüngern vorübergehen. Aber er kommt zurück, wenn er gerufen wird. Er erfüllt ihren Wunsch, wenn sie ihn bitten „Bleibe doch bei uns!" (Lk 24,29).

Genauso handeln wir bei unseren Mitmenschen, deren Besuch wir lieben. Wir drängen auf ein baldiges Wiedersehen. Wir treffen Vorbereitungen, machen Ordnung und sorgen für eine gute Bewirtung. Vor allem aber nehmen wir uns Zeit. Wir freuen uns auf den Austausch und genießen die gegenseitige Nähe.

Bernhard hat all das vor Augen, wenn er das Bild des „Besuchs vom WORT" für die Gotteserfahrung nutzt. Denn so wird uns anschaulich, wie sehr auch Gott auf unser Sehnen nach ihm wartet.

14. August 2016

Denken als spirituelle Kraft – Simone Weil und ihr Lebensweg

Gedanken begleiten uns von früh bis spät. Oft kommentieren wir innerlich, was um uns herum geschieht oder was uns gerade beschäftigt. Nicht selten belastet uns das ständige gedankliche Kreisen. Kein Wunder, wenn wir am Ende des Tages nur noch „abschalten“ wollen. Doch es gibt auch eine Art des Denkens, die sehr beglückend sein kann. Wir lernen heute eine Frau kennen, der das intensive Nachdenken nicht nur zum Lebenselixier wird, sondern die darin auch eine spirituelle Kraft entdeckt: Simone Weil – Jüdin, Philosophin, Christin. Eine Frau, die im kritischen Hinterfragen und Nachdenken eine spirituelle Kraft entdeckt.

Simone Weil wird 1909 in Paris geboren und wächst in einem jüdischen Elternhaus auf, das viel Wert auf Bildung und humanistische Gesinnung legt, aber keinen Bezug mehr zum religiösen Judentum hat. Sie kommt frühzeitig mit der Vorstellung der menschlichen Begrenzung in Berührung. Die Eltern erziehen sie zu einer Agnostikerin, die Gottes Existenz weder glaubt, noch bestreitet. Die Gottesfrage muss offenbleiben, weil es dem Menschen einfach nicht möglich ist, Gott zu erkennen. Das Gefühl des eigenen Unvermögens verstärkt sich, als sich der drei Jahre jüngerer Bruder außerordentliche mathematisches Genie erweist. Simone Weil leidet an ihrem eigenen Ungenügen, mit der eine große Empfindsamkeit für alles Schwache und Ungerechte einhergeht. Damit beginnt auch die Tragik ihres Lebens, denn Simone Weil stellt ihre gesamte Existenz in diese Sensibilität hinein.

Simone Weil in jungen Jahren

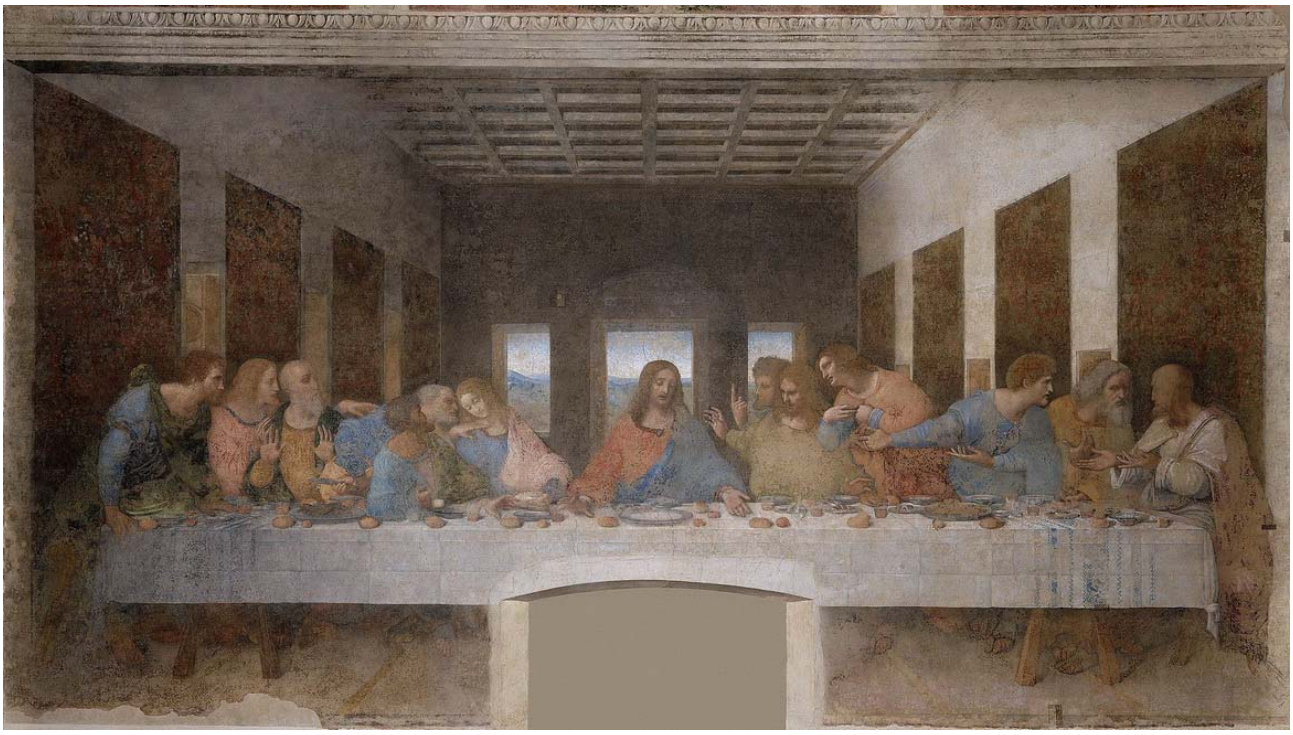
Zunächst studiert sie Philosophie und macht damit das wache Denken zu ihrem Beruf. Was sie bewegt, ist die Frage, wie sich die großen Ungerechtigkeiten der Zeit beseitigen lassen. Es liegt ihr dabei nicht so sehr daran, die Gedanken in große Theorien zu fassen. Simone Weil drängt es mehr, das Gedachte in der Praxis zu erproben. Denken und Leben bilden bei ihr eine untrennbare Einheit. Vor allem die Fabrikarbeiter, die sich für einen schäbigen Lohn versklaven lassen, haben es ihr angetan. So engagiert sie sich zunächst bei den Marxisten, erkennt aber bald, dass auch diese nur ihre Macht gegenüber den Schwächeren zu stärken versuchen. Gleiches widerfährt ihr bei den Gewerkschaften und im Spanischen Bürgerkrieg, an dem sie sich beteiligt. Auf diesen Hintergrund entwickelt Simone Weil eine Abneigung gegen alle Formen der Kollektivierung und misstraut jeder Art von Institution.

Schließlich schenkt sie sich selbst, um die Lage der Arbeiterschaft ein wenig zu verbessern. Sie gibt die Hälfte ihres Lehrergehalts an Bedürftige weg und hält kostenlos Kurse an den Arbeitervolkshochschulen. Um am eigenen Leib zu erfahren, wie es ist, zu den schwächsten Gliedern der Gesellschaft zu gehören, wagt sie sogar ein Experiment. Die Philosophin lässt sich für ein Jahr beurlauben. Sie verdingt sich als Hilfsarbeiterin und erlebt unmittelbar die unmenschlichen Bedingungen der industriellen Arbeit. Aufgrund ihrer schwachen Natur gerät sie jedoch schnell an ihre Grenzen. Hinzu kommen unerträgliche Kopfschmerzen, unter denen sie bis zu ihrem frühen Lebensende zu leiden hat.

In diese Zeit fällt auch ihr erster persönlicher Kontakt mit dem christlichen Glauben. Von der Fabrikarbeit völlig erschöpft, fährt sie zur Erholung nach Porto (Portugal) und wohnt einer Prozession zu Ehren der Schmerzensmutter bei. Sie schreibt darüber in ihrem Werk „Das Unglück und die Gottesliebe“: *„Ich war seelisch und körperlich gewissermaßen wie zerstückelt. … In dieser Gemütsverfassung, und in einem körperlich elenden Zustand, betrat ich eines Abends jenes kleine portugiesische Dorf, das ach! auch recht elend war; allein, bei Vollmond, eben am Tage des Patronatsfestes. Es war am Ufer des Meeres. Die Frauen der Fischer zogen, mit Kerzen in den Händen, in einer Prozession um die Boote und sangen gewiss sehr altüberlieferte Gesänge, von einer herzzerreißenden Traurigkeit. Nichts kann davon eine rechte Vorstellung vermitteln. Niemals habe ich etwas so Ergreifendes gehört, außer dem Gesang der Wolgaschlepper. Dort hatte ich plötzlich die Gewissheit, dass das Christentum vorzüglich die Religion der Sklaven ist, und dass die Sklaven nicht anders können als ihm anhängen, und ich unter den übrigen.“*

In der Erfahrung des eigenen Leidens erfährt Simone Weil nicht nur die Verbindung mit anderen Leidenden, es eröffnet ihr kurze Zeit später auch eine neue geistliche Dimension. Sie kommt auf intensive Weise in Berührung mit dem Schönen, das sie vor allem in der Kunst, aber auch in lieblichen Landschaften aufleuchten sieht.

Auf ihrer Italienreise besucht sie zunächst in Mailand das berühmte Abendmahl-Bild von Leonardo da Vinci. Im Anblick Jesu bemerkt sie, dass im Schönen etwas Übersinnliches verborgen ist. Sie hält diesen Eindruck in folgenden Worten fest: *„Der Blick wird von überalldurch einen geheimen, nicht wahrgenommenen Einfluss auf das Antlitz Jesu gelenkt, der seiner Ruhe zusätzlich etwas Übernatürliches verleiht.“*



Eines der berühmtesten Bilder der Welt: Das Abendmahl von Leonardo da Vinci im Refektorium des Dominikanerklosters Santa Maria delle Grazie in Mailand, Ende des 15. Jh., Quelle: Wikimedia Commons

Auch die gregorianischen Gesänge, die sie in Sant‘ Anselmo in Rom vernimmt, haben eine große Wirkung auf sie. Begeistert berichtet sie darüber: *„Am Ende eines solchen Tags, den ich ganz damit verbracht habe, geistliche Musik zu hören, fühlt man sich äußerst wohl. Wenn das Paradies Sankt Peter gleicht, während der Chor der Sixtina singt, dann lohnt es, darauf zuzugehen“.*

Als Simone Weil die Stätten in Assisi besucht, gewinnt die Wirkung, die das Schöne auf sie hat, noch weiter an Stärke. In einem Brief an die Eltern schreibt sie: *„Nie hätte ich solch eine Landschaft, eine so prächtige Menschenart und so eindrucksvolle Kirchen erträumt. ... Als ich dort in der kleinen romanischen Kapelle aus dem zwölften Jahrhundert, Santa Maria degli Angeli, diesem unvergleichlichen Wunder an Reinheit, wo der heilige Franz so oft gebetet hat, allein war, da zwang mich etwas, das stärker war als ich selbst, zum ersten Mal in meinem Leben auf die Knie."*

Noch intensiver ist das Empfinden, als Simone Weil die Kar- und Ostertage in der Benediktinerabtei Solesmes verbringt. Als sie trotz Kopfschmerzen dem gesungenen Chorgebet zuhört, erlebt sie etwas Neues: *„Eine außerordentliche Anstrengung meiner Aufmerksamkeit erlaubte mir, aus diesem elenden Körper herauszugehen, ihn allein, in seine Ecke gekauert, leiden zu lassen, und eine reine und vollkommene Freude in der unerhörten Schönheit des Gesangs und der Worte zu finden. Durch Analogie hat mir diese Erfahrung erlaubt, die Möglichkeit besser zu verstehen, die göttliche Liebe durch das Unglück hindurch zu lieben."*

Als sie kurz danach ein Gedicht des Dichters George Herbert über die Liebe auswendig lernt und es immer wieder aufsagt, wird die Begegnung mit dem Schönen zu einer unmittelbaren Christuserfahrung. Sie bezeugt es mit den Worten: *„Einmal, während ich es las, ist … Christus selbst herniedergestiegen und hat mich ergriffen".* Simone Weil ist von diesem Ereignis überrascht: *„einer wirklichen Berührung, von Person zu Person, hienieden, zwischen dem menschlichen Wesen und Gott".*

Simone Weil erfährt, dass *„in allem, was in uns das reine und echte Gefühl des Schönen hervorruft, reale Gegenwart Gottes liegt"*. Denn das Irdische empfängt *„durch die Liebe … den Abdruck der göttlichen Weisheit und wird [dadurch] schön".* Diese Schönheit der Welt gilt es zu lieben, *„denn sie ist das Zeichen eines Austausches von Liebe zwischen dem Schöpfer und der Schöpfung."*

Nach der Überzeugung Simone Weils sind *„der Blick und das Warten … die Haltung, die dem Schönen entspricht"*. Sie wird nicht müde, immer wieder über die Aufmerksamkeit nachzudenken. *"Die Aufmerksamkeit besteht darin"*, so Simone Weil, *„den Geist verfügbar, leer und für den Gegenstand offen zu halten, die verschiedenen, bereits erworbenen Kenntnisse, die man zu benutzen genötigt ist, in sich dem Geist zwar nahe und erreichbar, doch auf einer tieferen Stufe zu erhalten, ohne dass sie ihn berührten...Und vor allem sollte der Geist leer sein, wartend, nichts suchend, aber bereit, den Gegenstand, der in ihn eingehen wird, in seiner nackten Wahrheit aufzunehmen".*

Schönheit ist für Simone Weil nicht nur etwas für Privilegierte, sondern spricht *„zu allen Herzen",* zum gebildeten Professor ebenso wie zum einfachen Lohnarbeiter. Es gilt lediglich, auf dem geistlichen Weg empfänglich zu werden für die Schönheit. Simone Weil tröstet gleichzeitig jene, die sich zwar redlich darum bemühen, aber keinen Fortschritt erkennen können: Gott wirkt oft im Verborgenen, oft unmerklich für den Betroffenen. Kurz vor ihrem Lebensende empfängt sie *"nach Monaten innerer Verfinsterung … plötzlich und für immer die Gewissheit, dass jedes beliebige menschliche Wesen, selbst wenn es so gut wie gar keine natürlichen Fähigkeiten besitzt, in dieses dem Genie vorbehaltene Reich der Wahrheit eindringt, sobald es nur die Wahrheit begehrt und seine Aufmerksamkeit in unaufhörlicher Bemühung auf ihre Erreichung gerichtet hält."*

Simon Weil stirbt mit 34 Jahren an Tuberkulose, entkräftet infolge der Solidarität mit den Hungernden des 2. Weltkrieges. Vielleicht würden wir sie heute als Heilige verehren, aber sie trat trotz ihrer lebendigen Beziehung zu Christus nie in die katholische Kirche ein. Sie wollte frei bleiben in ihrem Fragen und Denken, weil sie darin einen Zugang zu Gottes Wirklichkeit fand.

21. August 2016

Augustinus von Hippo: „So schwer finden wir zurück zu dir [Gott]!“

Als Benedikt XVI. in einem Interview einmal gefragt wird, welches Werk er aus seinem Bücherschrank mitnehmen würde, wenn er sich auf ein einziges beschränken müsste, fällt seine Wahl auf die „Bekenntnisse“ des Augustinus. Manch einer wird aufhorchen und neugierig fragen: Was ist so besonders an dieser Schrift? Die Historiker können antworten, dass es sich um die erste Autobiografie in der Menschheitsgeschichte handelt. Literaturwissenschaftler sind hingegen begeistert von der sprachlichen Qualität des Textes. Für den emeritierten Papst zählt jedoch noch etwas ganz Anderes: Die „Bekenntnisse“ gehören zu den schönsten und ausführlichsten Zeugnissen der Christenheit, wie ein Mensch zurück zu Gott findet.

Augustinus – ein „Emporkömmling“

Auf gut 400 Seiten schildert Augustinus seinen Lebensweg als eine große Suche nach *„ewiger Wahrheit und wahrer Liebe“*. Wir wollen einige der schönsten Passagen herausgreifen, um nicht nur an den Einsichten des großen Kirchenvaters teilzuhaben, sondern uns gleichsam anrühren zu lassen von seinem Suchen, Irren und Finden.

Augustinus wird 353 n. Chr. in Thagaste geboren – am damals äußersten Rand des Römischen Reiches, in Nordafrika. Er wird in der Kunst oft als Europäer abgebildet; doch das ist irreführend, denn er gehört dem Volk der Berber an und sieht daher wie ein Araber aus: dunkelhäutig.

Von seiner Mutter wird Augustinus frühzeitig an den christlichen Glauben herangeführt; er lässt sich aber von der vorgelebten Frömmigkeit nicht anstecken. Stattdessen sucht er sein Glück in der Karriere als Rhetor (Redner), der in der damaligen antiken Gesellschaft viel Anerkennung genoss. Erst mit 32 Jahren lässt er sich schließlich taufen. Wir müssen uns jedoch vor einer weiteren Irreführung hüten, die seine Bekehrung auf die Taufe und Eingliederung in die Kirche reduziert.

Augustinus von Hippo, dargestellt mit brennendem Herzen, Detail des Deckenfreskos in der Klosterkirche der Benediktinerabtei Neresheim

In seinen „Bekenntnissen“ – besser unter dem lateinischen Originaltitel „Confessiones“ bekannt – schildert Augustinus seine Bekehrung als langwierigen Prozess. So können wir lesen: *„Am meisten staunte ich, wenn ich erwog und nachdachte, wie lange Zeit doch schon seit meinem neunzehnten Lebensjahr verstrichen sei, da ich das erste Mal vom Studium der Weisheit erglühte, fest entschlossen, wenn ich sie gefunden hätte, alle nichtigen Hoffnungen und trügerischen Torheiten eitler Begierden aufzugeben. Und siehe, schon war ich dreißig Jahre alt geworden, und immer noch wälzte ich mich im gleichen Schmutze, voll Gier nach dem flüchtigen und mich zerstreuenden Genusse der Gegenwart“.* Im Rückblick auf sein Leben findet er viele Spuren, wie Gott ihn führte, ohne dass er es damals bemerkte.

Augustinus ist kein einfacher Charakter. Hieronymus beschimpft ihn als „Emporkömmling“, als er mit ihm in theologischen Fragen im Streit liegt. Wie so viele Anführer-Typen neigt auch Augustinus zur Schwarz-Weiß-Malerei, zum Entweder-oder, zum Alles-oder-nichts. Diese Veranlagung treibt ihn auch in die Fänge der Manichäer – einer Sekte, die das Heil durch Erkenntnis erwartet. Dem intellektuellen Augustinus kommt das sehr entgegen; ebenso die strenge Trennung zwischen Gott und Welt, zwischen menschlichem Körper und Geist.

Doch der heißblütige Denker bemerkt nach vielen Jahren, dass ihm der Manichäismus keine Antworten auf die großen Fragen geben kann. Den letzten Anstoß, sich von dieser Lehre wieder abzuwenden, gibt die persönliche Begegnung mit der großen Leitfigur der Sekte, dem Faustus von Mileve. Der Mann beeindruckt zwar durch seine Eloquenz und Redegewandtheit; von den Inhalten der Vorträge ist Augustinus jedoch schwer enttäuscht. Er resümiert: Was nützt ein prächtiger Becher, wenn er nichts bietet, was den Durst stillt.

Und wie nicht anders zu erwarten ist, geht Augustinus zu den Manichäern nicht nur auf Distanz, er will ihre Lehre widerlegen, will sie *„erschüttern“*. Dazu wendet er sich wieder den alten Philosophen zu, von denen er meint, sie *„seien klüger als alle anderen gewesen, weil sie der Ansicht gewesen, man müsse an allem zweifeln, und den Satz aufgestellt hatten, der Mensch sei gar nicht fähig, die Wahrheit zu erkennen“.* Aber auch nach dieser Einsicht findet Augustinus keine Ruhe und *„zweifelte … an allem und schwankte zwischen allem hin und her“.*

Die große Veränderung

Und so sucht Augustinus weiter und trifft in Mailand schließlich Bischof Ambrosius. In seinen „Bekenntnissen“ erfahren wir, dass ihn der Geistliche schwer beeindruckt. Wörtlich heißt es: *„Zu ihm wurde ich ohne mein Wissen von dir [Gott] geführt, damit ich mit meinem Wissen von ihm zu dir geführt würde. Väterlich empfing mich jener Mann Gottes. … Ich fasste Liebe zu ihm, doch liebte ich an ihm anfangs nicht den Lehrer der Wahrheit, weil ich an deiner Kirche gänzlich verzweifelte, sondern den mir gütig gesinnten Mann“.* Auch wenn Augustinus die christliche Botschaft noch nicht fassen kann, so spürt er doch, dass Ambrosius *„das Heil in heilsamster Weise predigte“* und er sich *„ihm allmählich, ohne es zu ahnen nähert.“*

Augustinus ist *„zwar zur Wahrheit noch nicht gelangt, aber dem Irrtum bereits entrissen“.* Dieses Dazwischen, in das jeder ernsthafte Gottsucher irgendwann einmal gerät, stürzt Augustinus in eine tiefe Lebenskrise – geprägt von tausend Grübeleien. In dieser Situation geschieht eine Wandlung, die er eindrücklich beschreibt: Gott mahnt ihn, zu sich selbst zurückzukehren und in sein Inneres einzukehren. Er folgt der Eingebung und *„schaute … ein unveränderliches Licht“,* das ihm Ruhe verschafft. Weiter heißt es: *„Und ich erwachte in dir [Gott] und sah dich in deiner Unendlichkeit, ganz anders; aber dieses Schauen entsprang nicht aus dem Fleische. … Und ich war ganz sicher, dass ‚das Unsichtbare an dir seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar ist‘“.* Hatte Augustinus bei den Philosophen gelernt*, „die Wahrheit außerhalb der Körperwelt zu suchen“,* erkennt er nun in Jesus Christus *„den Weg, die Wahrheit und das Leben“.*

Er spürt das Verlangen, *„sein Leben zu bessern“,* scheitert aber an seiner Begierlichkeit, die ihm schon zur Gewohnheit und letztlich zur Sucht wurde, *„so dass der Teil, der sich erhob, mit dem rang, der niederfiel“.* Als er sich in den Garten zurückzieht und sich sein ganzes Elend schonungslos vor Augen stellt, geschieht etwas Erstaunliches. Augustinus hält das Erlebte in den „Bekenntnissen“ in der berühmten „Gartenszene“ fest und schreibt:

Augustinus‘ Bekehrung im Garten, Werk von Fra Angelico, 15. Jh., Original im Musée d'art Thomas-Henry – Cherbourg/Frankreich

„Als ich so in tiefschürfender Betrachtung mein ganzes Elend aus seinem geheimen Grunde hervorzog und vor die Augen meines Geistes stellte, da erhob sich ein gewaltiger Sturm, der einen ungeheuren Tränenregen mit sich führte. … Wie Ströme brach es aus meinen Augen hervor. … Und siehe, ich höre da aus dem benachbarten Hause die Stimme eines Knaben oder eines Mädchens in singendem Tone sagen und öfters wiederholen: ‚Nimm und lies, nimm und lies.‘ … Da konnte ich mir doch keine andere Erklärung geben, als dass eine göttliche Stimme mir befehle, die Schrift zu öffnen und das erste Kapitel, auf das ich gestoßen, zu lesen. … Ich griff nach ihnen [den Briefen des Apostels], öffnete sie und las für mich das Kapitel, auf das zuerst meine Augen fielen: "Nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, nicht in Zank und Neid; sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an und pfleget nicht des Fleisches in seinen Lüsten“. Ich wollte nicht weiter lesen, es war auch nicht nötig; denn bei dem Schlusse dieses Satzes strömte das Licht der Sicherheit in mein Herz ein, und alle Zweifel der Finsternis verschwanden.“ Wenige Seiten später lesen wir: *„Mein Geist war jetzt frei von den verzehrenden Sorgen des Ehrgeizes und der Gewinnsucht, des Wälzens und Scharrens im Schlamme der sinnlichen Lust; und ich plauderte mit dir, meinem Lichte und meinem Reichtum und meinem Heile, mit dir, meinem Herrn und Gott.“*

In den Dienst genommen wie ein Lasttier

Augustinus empfängt in der Osternacht 387 n. Chr. in Mailand die Taufe und zieht sich anschließend nach Nordafrika zurück, um mit seinen Freunden klösterlich zu leben. Doch der Lebensplan wird erneut durchkreuzt, als er einen Freund in der Hafenstadt Hippo besucht, um ihn für das Klosterleben zu gewinnen. Das Kirchenvolk muss von Augustinus angetan gewesen sein. Anders lässt es sich nicht erklären, dass es ihn gegen seinen Willen zum Bischof von Hippo haben will. Augustinus fügt sich in sein Schicksal – wenn auch mit innerlichen Tränen. Allmählich versöhnt er sich mit der neuen Aufgabe als Hirte, indem er darin einen Dienst für Gott erkennt. In einer Predigt greift er das Bild des Esels, der Jesus nach Jerusalem hinaufträgt, auf. Augustinus gibt offen zu, sich in seinem Amt selbst wie ein Lasttier zu fühlen: voll beladen und unfrei in den Entscheidungen. Aber in der Last erkennt er Gott und weiß sich so immer in seiner Nähe.

In den „Bekenntnissen“ klagt Augustinus zu Gott: *„So schwer finden wir zurück zu dir!“* Das soll uns jedoch nicht abhalten, seine geistliche Schrift als Spiegel für unsere eigenen Erfahrungen und Anregung für unser geistliches Leben zu nutzen. Denn der große Kirchenvater erinnert uns mit seinem Lebensbeispiel, auf das zu achten, was wirklich zählt: empfänglich zu werden für Gottes heilende Kraft; für seine barmherzige Liebe, zu der er auch uns befähigen will.

28. August 2016

Wilhelm von St. Thierry: „Deine Frage sei Gebet!“

Heute wollen wir einen weiteren geistlichen Autor kennenlernen: Wilhelm von St. Thierry – Zeitgenosse und Herzensfreund des großen Zisterzienserabtes Bernhard von Clairvaux. Der Ordensmann wurde nie offiziell heiliggesprochen, was die Zisterzienser jedoch nicht abhält, ihn an seinem Todestag, am 8. September, in besonderer Weise zu ehren. Auch die gegenwärtige Forschung zur christlichen Spiritualität nimmt Wilhelm von St. Thierry zunehmend in den Blick – vor allem, weil sich der große Mönchstheologe der denkenden Natur des Menschen annimmt und mit seinen Abhandlungen eine Hilfe für den kritisch nachfragenden Christen bereithält.

Wilhelm von St. Thierry – ein betender Denker

Wir können uns Wilhelm von St. Thierry als wissbegierigen und scharfsinnigen Denker vorstellen. Seine adlige Herkunft ermöglicht ihm eine vorzügliche theologisch-philosophische Ausbildung; er lernt und studiert an den besten Schulen und Universitäten Frankreichs. Es ist die Zeit, in der die Theologie neue Wege geht und aus den Mönchszellen in die Hochschulen abwandert. War bisher das Reden über Gott an die eigene innere Glaubenserfahrung gebunden, erfolgt nun das Nachdenken mehr als nüchterne Schau von außen.

Eine der wenigen Darstellungen von Wilhelm von St. Thierry, Handschrift aus dem 12. Jh., Quelle: www.zisterzienserlexikon.de

Wilhelm von St. Thierry entscheidet sich für den Weg der Mönche. Er tritt in jungen Jahren in die Benediktinerabtei in Reims ein, die damals eine der schönsten Kirchen Frankreichs vorzuweisen hat. Bereits sieben Jahre später wählen ihn seine Mitbrüder zum Abt. Doch viele dürften diese Entscheidung schon bald wieder bereut haben. Denn der Abt geht mit Enthusiasmus daran, das Klosterleben zu reformieren. Er will zurück zu den Ursprüngen, aus denen das Mönchtum einst in der syrisch-ägyptischen Wüste hervorging. Er will wieder näher an die Urkirche heran und an das, was Jesus für die Nachfolge fordert.

Der junge Reformer scheitert jedoch an den Widerständen in den eigenen Reihen; er wird krank und zieht sich schließlich zur Genesung in das Zisterzienserkloster zurück, dem Bernhard von Clairvaux als Abt vorsteht. Aus der persönlichen Begegnung der beiden entsteht eine wunderbare Freundschaft, wie Wilhelm von St. Thierry später in der Biografie, die er über Bernhard von Clairvaux verfasst, bezeugt. Die zwei Ordensleute verbindet die sehnsuchtsvolle Liebe zu Gott, über die sie sich rege austauschen. Wilhelm von St. Thierry dürfte in Clairvaux klargeworden sein, wie wichtig die Dimension der geistlichen Erfahrung auf dem Weg des Glaubens ist. Er bleibt jedoch auch ein theologischer Denker und versucht, beides zu verbinden: die Hinwendung zu Gott als große Sehnsuchtsbewegung des Menschen und das Nachdenken über den Glauben. Am deutlichsten wird dieses Zusammenspiel bei seinen „Meditationen“. Die 13 kurzen Texte enthalten zum einen Gebete und Betrachtungen, zum anderen bieten sie auch Erklärungen zum besseren Verstehen der theologischen Zusammenhänge. So wird beim Leser beides angesprochen: Herz und Verstand.

Tiefer Glauben will verstehen

In seiner Schrift „Der Spiegel des Glaubens“ geht Wilhelm von St. Thierry auf das theologische Denken näher ein. Er spürt verschiedene Fehlentwicklungen auf und ermutigt zugleich seine Leser, nicht dabei stehenzubleiben. Zunächst kritisiert er denjenigen, der *„geistig untätig“* ist. Wilhelm von St. Thierry lässt kein gutes Haar an solcher Nachlässigkeit, indem er schreibt: Ein solcher Mensch *„gibt sich zufrieden, gewohnheitsmäßig seine Zustimmung zu geben oder das Glaubensbekenntnis aufzusagen. Im Grunde genommen weiß er aber gar nicht, was glauben heißt. Sonst gäbe er sich nämlich Mühe, das zu verstehen, was er glaubt.“* Anders verhält sich der, der von Gottes Botschaft wirklich berührt wird. *„Der erste glaubt, was geglaubt werden muss, der zweite zieht seinen Intellekt hinzu, um – wie es das lateinische Wort sagt – in seinem Inneren lesen zu können, was er glaubt. Der erste ist nur Vormund oder Helfer der menschlichen Schwäche, der zweite dagegen das verheißene Erbe und die Fülle der Freiheit.“*

Nachdenken birgt aber auch Gefahren

Das Nachdenken, so weiß Wilhelm von St. Thierry, birgt auch Gefahren. Darauf geht der erfahrene Seelsorger in seinem „Spiegel des Glaubens“ ausführlich ein.

„Der Zweifler“, Skulptur von Ernst Barlach, Foto: Landesmuseum Mecklenburg

Zunächst betont er, dass es eine Art von Wissensdrang gibt, der nur sich selbst dient. Dann will der Mensch mit seinen Kenntnissen sein mangelndes Selbstwertgefühl ausgleichen oder gar vor anderen brillieren. In seinem Glaubensspiegel warnt Wilhelm von St. Thierry vor dem *„natürlichen Wissensdrang“*, der nach den *„Geheimnissen greift, die [der Mensch] nicht erforschen kann noch darf“*. Er mahnt eindringlich, dass jedes Fragen nach dem Glauben mehr Gebet als provozierende Rede sein soll.

Eine weitere Gefahr des Nachdenkens besteht darin, dass man leicht ins oberflächliche Grübeln oder gar ins Zweifeln geraten kann. Das passiert selbst Menschen, die glaubensstark sind und ihr Leben für die Sache Jesu geben würden. Wilhelm von St. Thierry beschreibt anschaulich, dass es *„im Menschen eine Vernunft zu geben scheint, die angreift, und eine, die verteidigt; die erste denkt allzu menschlich und natürlich, die zweite geistlich. Der eine Teil des Herzens zweifelt, während der andere ohne Zögern zustimmt. Aber gleichzeitig, wenn er bekennt: ‚Du bist Christus, der Sohn Gottes‘ (Mt 16,18), vermag er doch das ‚vielleicht, vielleicht‘ nicht aus seinem Herzen zu verbannen, dieses Flüstern des Versuchers. Er spricht diese Worte nicht aus und erträgt nur unter größter Qual, dass sie ihm in die Seele geflüstert werden. Oft kann der Versuchte den tödlichen Stachel, der ihn zwar nicht durchbohrt, aber doch sticht – und zuweilen nicht einmal sticht, aber doch da ist - nicht aus den verborgenen Winkeln seines Bewusstseins herausziehen.“*

Wilhelm von St. Thierry fährt fort: *„So hat er große Sorge, Jesus Christus könnte in diesem Teil seines Herzens keinen Raum finden, weil dort etwas wohnt, was ihm widerstrebt. Aber gerade diese ängstliche und schmerzliche Furcht ist ein deutliches Zeichen für den Glauben. Nur einer, der kämpft, fühlt sie, und nur einer, dem der Glaube kostbar ist, hat Angst, ihn zu verlieren. So wird der Mensch auf die Probe gestellt. Ihm genügt es nicht, mit der Menge das Glaubensbekenntnis gewohnheitsmäßig aufzusagen, er hat eine gewisse Erfahrung gemacht und beginnt nun zu erkennen, was ihm noch fehlt. Wer ist es also, der in solchen Situationen Ängste und Nöte durchsteht? Niemand anderer als der Glaube selbst.“*

Was kann nun der Mensch unternehmen, der in solche Glaubenszweifel gerät? Auch auf diese Frage weiß Wilhelm von St. Thierry eine Antwort: *„In einem solchen Fall kann der Geist des Menschen nichts Besseres tun, als sich Gott und seiner Autorität anzuvertrauen. Wenn man ihm einfach und demütig zustimmt, so hat man eine gute und sichere Ruhestätte gefunden. Schließlich wird das Wirken des Heiligen Geistes das, was man bisher nur gehört hat, durch eigene Erfahrung erschließen. Was man bisher nur geglaubt hat, leuchtet im Herzen des Glaubenden auf, und Christus selbst wird uns durch Gott, den Vater, zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung“ (1 Kor 1,30).*

Vom Sinn der Hindernisse

Manch einer mag vielleicht fragen, welchen Sinn diese Hindernisse auf dem Glaubensweg haben. Wilhelm von St. Thierry tröstet uns, indem er ihnen eine wichtige Rolle beim Reifen und Wachsen des geistlichen Menschen zuschreibt. Und er sagt voller Zuversicht voraus: *„Eines Tages aber wird der Glaube durch die erleuchtende Gnade den Verstand zu fesseln beginnen, die Hoffnung die Sehnsucht ergreifen und die göttliche Liebe das natürliche Streben. So wird der Mensch durch das Wirken des Heiligen Geistes und das gläubige Mühen allmählich daran gewöhnt, über geistliche und göttliche Dinge nachzudenken“.*

Um zu einem tiefen und aufrichtigen Glauben zu gelangen, braucht es nach Ansicht Wilhelms von St. Thierry vor allem eine *„tiefe Demut, wahre Hingabe und beharrliches, wachsames Gebet“.* Um den Glauben zu stärken, soll der Mensch die Verbundenheit mit Gott pflegen, bis ihm *„in seiner Hingabe klarer aufleuchtet, was er erhoffen darf“*. Und schließlich *„wandelt sich der Eifer im Nachdenken durch das Wirken der Gnade in den Eifer der Liebe, das vorwitzige Grübeln geht über in gläubige Betrachtung, in die Erkenntnis des Findens und die Freude des Verkostens.“*

Wilhelm von St. Thierry ist angetan von der zisterziensischen Spiritualität, die in ihrem Kern eine „Schule der Liebe“ ist. Er wäre gern Zisterzienser unter Bernhard von Clairvaux als Abt geworden, doch das wird ihm verwehrt. Der Benediktinerabt geht trotzdem konsequent seinen Weg, den er für sich als richtig erkannt hat. Er legt die Abtswürde nieder und wird noch einmal einfacher Novize im Zisterzienserkloster Signy – gut 60 km von Reims entfernt. Dort entstehen seine schönsten und tiefsinnigsten Traktate, Gebete und Meditationen. Zeitlebens bleibt er ein betender Denker, ein Liebhaber Gottes. Mit seinem geistlich-literarischen Nachlass will er nichts anderes, als auch uns für diese geistliche Lebenshaltung zu gewinnen.

4. September 2016

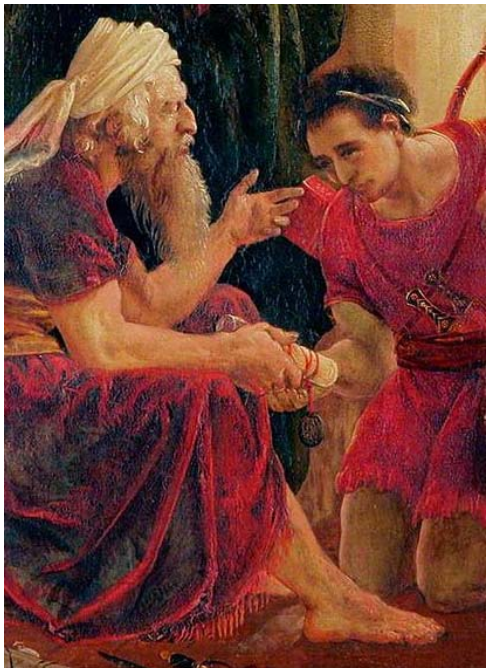
„Gib Acht auf dich bei allem, was du tust!“ (Tob 4,14)

Jeder Mensch besitzt – ähnlich wie ein Flugzeug – einen inneren Autopiloten. Wir erleben das, wenn die alltäglichen Handgriffe ganz automatisch, ohne großes Nachdenken erfolgen. Weil vieles als Routine abläuft, sind wir geneigt, die Aufmerksamkeit auf das Hier und Jetzt zu dimmen. Im Gegenzug wandern unsere Gedanken schon zum nächsten Schritt. Wenn sich dann noch der innere Antreiber meldet, an Tempo zuzulegen, geraten wir schnell in Stress. Eine solche Anspannung im Leben hat sich inzwischen zu einem gesellschaftlichen Phänomen ausgeweitet. Nahezu jeder kennt das. Doch es gibt auch eine Gegenbewegung.

Sie heißt: Schule der Achtsamkeit. Es gibt sie, seit Psychologen vor rund vierzig Jahren in ihr ein Mittel fanden, Stress abzubauen und Gelassenheit zu entwickeln. Die Angebote, eine achtsamere Lebenshaltung zu erlernen, sind mittlerweile unüberschaubar. Wer sich zum Beispiel ein Buch zu diesem Thema kaufen will, kann zwischen mehr als 4.000 Titeln wählen. Inzwischen gibt es sogar den Beruf des Achtsamkeitstrainers, der zahlenden Klienten beibringt, sorgsamer mit sich und der Umwelt umzugehen. Offenbar zeigen die verschiedenen Programme tatsächlich eine gesundheitsfördernde Wirkung, denn die Krankenkassen bezuschussen solche Angebote immer mehr.

Achtsamkeit ist auch für eine geistliche Lebenshaltung ein wichtiges Schlüsselwort; es hat jedoch eine viel größere Bedeutungstiefe. Während es den psychotherapeutischen Ansätzen vor allem um die Stärkung des Ichs geht, sieht die geistliche Tradition in der Achtsamkeit eine Tür, das eigene Ich zu übersteigen und mit der Wirklichkeit Gottes in Berührung zu kommen. Achtsamkeit gehört zu den wichtigsten Elementen einer spirituellen Lebenspraxis. Deswegen wollen wir sie heute in einem kurzen Gang durch die Geschichte der christlichen Spiritualität etwas beleuchten.

Erste Spuren finden wir schon in der Heiligen Schrift. So mahnte Tobit seinen Sohn Tobias, als er ihn in die Fremde schickte: *„Gib Acht auf dich bei allem, was du tust!“* (Tob 4,14). Auch wenn wir Jesu Lebensweg betrachten, fällt auf, dass er sehr achtsam war. Er entdeckte jene Menschen am Rand, an denen die meisten achtlos vorübergingen: Lahme, Blinde, auch den ängstlichen Zachäus, der sich in einer Baumkrone versteckte (vgl. Lk 19,2-10). Jesus spürte feinste Berührungen, wie die der blutenden Frau (vgl. Mk 5,25-34). Vor allem aber sah er in die Herzen der Menschen und erkannte, was sie quälte.



Tobit mit seinem Sohn Tobias, Gemälde von Dante Gabriel Rossetti

Im 2./3. Jahrhundert ahmten die frühen Christen einen weiteren Zug Jesu nach. Wie auch er zogen sie sich an einsame Orte zurück, um allein mit Gott zu sein und zu beten. Daraus entstand die Bewegung der Wüstenmönche, die ein karges Leben als Einsiedler in der menschenleeren Wüste führten. Auf diese Weise entzogen sie sich den Zerstreuungen und übten sich in der Sammlung der Seelenkräfte.

Basilius von Cäserea – Mosaik aus dem Dom zu Kiew, Quelle: Wikimedia Commons

Auch die Kirchenväter schätzten das einsame, verborgene Leben, weil – wie Gregor von Nyssa so wunderbar formulierte - *„die Sehnsucht nach dem Verweilen in der Stille wächst, damit sich der Mensch zu dem hin entfaltet, was er von Anfang an ist: Ein Abbild der göttlichen Schönheit."*

Doch das zurückgezogene Leben ist auch gefährdet. Darauf verwies Clemens von Alexandrien, ein griechischer Theologe aus dem 3. Jahrhundert. Es bedarf der besonderen Zuwendung, wie der *„nach langer Krankheit geschwächte Körper sorgfältig geregelte Lebensweise und größere Achtsamkeit nötig hat."*

In einer Predigt mahnte der berühmte Bischof Basilius von Cäsarea seine Zuhörer, bei der Sorge um sich selbst nicht vordergründig das Wohlbefinden des Körpers im Blick zu haben. Denn dann würde der Mensch sein ganzes Mühen auf etwas Vergängliches richten. Vielmehr soll er auf seine Seele achthaben, weil sie als unsterbliches Wesen viel kostbarer ist.

Im 6. Jahrhundert schenkte uns Benedikt von Nursia ein großes geistliches Werk: die Benediktsregel. In ihr geht er auch auf die Achtsamkeit ein. Im 31. Kapitel schreibt er seinen Mönchen vor, alles so zu behandeln, *„als wäre es heiligstes Altargerät."* Diese Festlegung hatte nicht nur einen ganz praktischen Nutzen für das Klosterleben, da durch den schonenden Umgang die Arbeitsmittel länger hielten. Benedikt ging es auch um das Einüben einer Achtsamkeit, die die Seele für die Erfahrbarkeit Gottes öffnet.

Franz von Assisi lenkte sieben Jahrhunderte später seine Aufmerksamkeit vor allem auf das Kleine und Schwache. Sein neues Leben mit Gott begann, als er einem Leprakranken die Almosen nicht mehr hoch oben vom Pferd herunterwarf, sondern sich auf seine Augenhöhe begab und ihn umarmte. Seitdem suchten seine Augen unentwegt danach, ob ein Bedürftiger seine Hilfe brauchte – und sei es ein verletzter Vogel oder ein Regenwurm, dem er über den Weg helfen konnte. Achtsamkeit war bei Franz von Assisi eine Form von Liebe. In jedem Geschöpf entdeckte er ein Abbild Gottes, das er sogleich in sein Herz schloss.

Franz von Assisi und das Rotkehlchen,
Gemälde aus Colleferro bei Rom, erstellt im Jahr 2002,
Quelle: www.pierocasentini.it

Und ein zweiter Aspekt zum achtsamen Umgang ist von Franz von Assisi überliefert: Jedes Mal, wenn er ein Kreuz entdeckte, das konnten zwei gekreuzte Äste am Boden sein, fiel er auf die Knie und dachte an Christus.

Interessant ist auch der Ansatz des Franziskaners Bonaventura. Er verwies auf die geistlichen Sinne, die jeder, der Gott sucht, zurückgewinnen muss. Denn, so ist der große Theologe überzeugt, *„aus der Größe und Schönheit des Geschaffenen kann dessen Schöpfer erkannt werden“*; man kann Gott sozusagen in gewisser Weise schauen, hören, riechen, schmecken und tasten.

Diesen Ansatz entwickelte Ignatius von Loyola im 16. Jahrhundert weiter, indem er bei seinen geistlichen Übungen den Schwerpunkt auf die Sinneswahrnehmungen lenkte. Jeder, der schon einmal Exerzitien gemacht hat, weiß, dass zu Beginn die äußeren Sinne sensibilisiert werden. Wir gehen zum Beispiel in die Natur und nehmen sie mit all unseren Sinnen ganz bewusst wahr. Später wird das Augenmerk mehr auf die inneren Regungen gerichtet. Dazu dient auch ein abendliches Ritual, das Ignatius empfahl: das sogenannte „Gebet der liebenden Aufmerksamkeit“. Dabei soll man den vergangenen Tag noch einmal vor sein geistiges Auge stellen und nach Spuren suchen, wie sich Gott zu erkennen gab. Letztlich ging es Ignatius darum, *„Gott in allen Dingen zu finden“* und eine geistliche Lebenshaltung zu gewinnen, die für die Erfahrbarkeit Gottes im Alltag empfänglich ist.

Der französische Philosoph Nicolas Malebranche schrieb fast zwei Jahrhunderte danach, dass *„die Aufmerksamkeit das natürliche Gebet [ist], das wir an die innere Wahrheit richten, damit sie sich in uns offenbare.“* Simone Weil griff diese Überzeugung auf und stellte fest, dass es bei der Aufmerksamkeit nicht vordergründig um eine menschliche Anstrengung handelt, denn *„die kostbarsten Güter soll man nicht suchen, sondern erwarten.“* Anders als die Konzentration setzt die Achtsamkeit eine Haltung des Empfangens voraus.

Wir sehen, die Tradition der christlichen Spiritualität hält viele Anregungen für mehr Achtsamkeit im geistlichen Leben bereit. Sicher lässt sich nicht alles und gleich in die Praxis umsetzen. Aber sobald wir mit einem kleinen Aspekt beginnen, wird die Achtsamkeit immer mehr das Verlangen in uns wecken, sie zu mehren. Denn sie will nicht um ihrer selbst willen praktiziert werden; sie zieht uns zu Gott und erfüllt uns so mit Glück und Freude.

11. September 2016

Was wir ab und zu erwägen sollten: Wer und wozu sind wir?

Manche Schlagzeilen graben sich tief in das Gedächtnis ein – so zum Beispiel die riesige Überschrift „Wir sind Papst!“, mit der die Bildzeitung im April 2005 die Wahl Joseph Kardinal Ratzingers zum Oberhaupt der katholischen Kirche verkündete. „Wir sind Papst!“ – da klingt der berühmte Song „We are the champions“ an. Und so war es auch gemeint: Wenn einer von uns ins höchste geistliche Amt gewählt wird, dann besteigen auch wir den Thron; dann sind auch wir die Champions, die Meister, die Gewinner. Umso mehr muss es uns verwundern, dass ein solcher Jubel ausbleibt, als im Jahr 1145 der erste Zisterzienser zum Papst ernannt wird.

Dabei hätten sich die Mönchsbrüder freuen müssen, wenn einer der ihren so viel Macht und Einfluss erlangt – nicht nur als „Mitgewinner“, sondern auch, weil Papst Eugen III. bestimmt den jungen, aber nicht unumstrittenen Reformorden schützen würde. Doch statt Euphorie macht sich Sorge breit – allen voran bei Bernhard von Clairvaux, einst Abt und spiritueller Vater des neuen Papstes. Davon zeugt die geistliche Schrift „Was ein Papst erwägen muss“, auf Latein: „De consideratione ad Eugenium Papam“. Bernhard von Clairvaux verfasst dieses Werk in seinem letzten Lebensjahr. Weil seine geistliche Lehre in konkreten seelsorglichen Ratschlägen greifbar wird, gilt es unter Wissenschaftlern als *„seine reifste Geistesfrucht“*.

Papst Eugen III., Ölgemälde im Kreuzgang des Stiftes Wilhering, Quelle: www.stiftwilhering.at

Bernhard spricht Eugen in seinen Ausführungen persönlich an und geht speziell auf die Gefahren seines Amtes ein. Und doch ist die Schrift mehr als ein Brief. Mit der Veröffentlichung verlässt sie den privaten Raum des Adressaten. Und deswegen wagen wir einmal das Experiment „Wir sind Papst“ ganz konkret und lassen uns von Bernhard sagen, welche Erwägungen wir anstellen sollten.

Über die Gefahren, sich in den vielen Aktivitäten zu verlieren

Als Erstes legt der große Zisterzienser die Finger in eine schmerzliche Wunde: *„bei den zahlreichen Beschäftigungen“.* Es sind die unzähligen Anforderungen, die nicht nur einen Papst, sondern auch uns zermürben können. Bernhard befürchtet, dass Eugen keinen Ausweg mehr sieht und deshalb seine Stirn verhärtet. Wir kennen solche Stresssituationen. Sind wir ihnen auf lange Zeit ausgesetzt, werden wir empfindungslos – gegenüber den eigenen seelischen und körperlichen Leiden, die sich dann einstellen, aber auch gegenüber unserer Umwelt. Bernhard bringt es auf den Punkt, wenn er formuliert: *„Einem harten Herzen ist die Gottesfurcht und das Gespür für die Menschen abhandengekommen.“*

Zeit für sich selbst nehmen

Bernhard von Clairvaux als geistlicher Lehrer, Quelle: www.tempelherrenorden.de

Bernhard weiß, dass die Rastlosigkeit oft keine böse Absicht ist; meistens haben wir damit nur Gutes im Sinn. Wir wollen viel schaffen – auf Arbeit, aber auch in der Familie und im Freundeskreis. Selten gelingt es uns, eine Bitte der anderen abzuschlagen, obgleich wir schon die eigenen Grenzen spüren. Doch Bernhard stellt die guten Absichten dennoch in Frage: *„Bist Du etwa Dir selbst ein Fremder? Und bist Du nicht jedem fremd, wenn Du Dir selber fremd bist?“*

Deswegen rät der Zisterzienserabt: *„Wenn also alle Menschen ein Recht auf Dich haben, dann sei auch Du selbst ein Mensch, der ein Recht auf sich selbst hat. … Wie lange bist Du noch ein Geist, der auszieht und nie wieder heimkehrt? Wie lange noch schenkst Du allen andern Deine Aufmerksamkeit, nur nicht Dir selber? Du fühlst Dich Weisen und Narren verpflichtet und verkennst einzig Dir selbst gegenüber Deine Verpflichtung?“*

Doch der erfahrene Seelsorger zeigt nicht nur die Gefahren auf; er weiß auch Rat*: „Es ist viel klüger, Du entziehst Dich von Zeit zu Zeit Deinen Beschäftigungen, als dass sie Dich ziehen und Dich nach und nach an einen Punkt führen, an dem Du nicht landen willst. … Denk also daran: Gönne Dich Dir selbst. Ich sage nicht: tu das immer, ich sage nicht: tu das oft, aber ich sage: tu es immer wieder einmal. Sei wie für alle anderen auch für Dich selbst da, oder jedenfalls sei es nach allen anderen.“*

Erwägen, wer wir sind und was uns umgibt

Die letzten Sätze werden heutzutage häufig angeführt – nicht nur von Seelsorgern, auch Burnout-Spezialisten und Wellness-Einrichtungen werben damit. Der Benno-Verlag bietet sogar ein gleichnamiges Lavendel-Duftset an. Doch mit ein paar Wohlfühl-Stunden ist es für Bernhard nicht getan. Wenn er Eugen zu mehr Zeit für sich selbst bewegen will, geht es ihm vor allem um die Besinnung und das Nachdenken. Dazu stellt er Eugen viele Fragen, die er erwägen soll. Zum Beispiel: Wer bin ich? Wozu bin ich hier auf Erden? Welche Rolle spiele ich in der Kirche Gottes? Wie verhalte ich mich in Bedrängnissen? Wie sieht es mit meinen geistlichen Fortschritten aus?

Bernhard bleibt aber nicht beim Erwägen über sich selbst stehen; er weitet den Blick auf die Dinge, die unter uns liegen. Und er fragt sinngemäß: Welcher Auftrag steht über meinem Leben? Was erwartet Gott von mir?

Eugen und auch wir könnten einwerfen, dass uns oft die Möglichkeiten fehlen, uns ganz und gar um die Sache Gottes zu kümmern. Bernhard fordert zum einen Geduld, zum anderen warnt er davor, uns an zu Hartem festzubeißen. Wir sollen stattdessen wie Jesus einfach in eine andere Stadt ziehen, um das Evangelium zu verbreiten. Immer aber sollen wir uns fragen, ob wir unsere Kräfte auf das wirklich Wichtige konzentrieren.

Als Letztes trägt Bernhard Eugen auf, nicht nur Irdisches zu betrachten, sondern *„sich zum Göttlichen zu erheben, … denn auf diese Weise Erwägen heißt den Weg zur Heimat beschreiten“.* Wir sollen erwägen, was über uns liegt. Dazu nennt er drei Arten der Erwägung, durch die der Mensch zu Gott aufsteigt: der Gebrauch der Sinne, der Gebrauch des Verstandes und das Übersteigen der eigenen menschlichen Kraft.

Bernhard weiß, dass uns das Nachdenken über Gott nicht leichtfällt. Deswegen hilft er mit immer neuen Gedankengängen, wer bzw. was Gott ist. Gott ist *„der, ohne den nichts ist“; „der, dem die Zeiten nichts hinzufügen und nichts wegnehmen können“; „das, worüber hinaus nichts Besseres gedacht werden kann“* und schließlich *„für alles Bestehende das Endziel, für die Erwählten das Heil“.* Gott ist in den Augen Bernhards: *„allmächtiger Wille, wohltätigste Macht, ewiges Licht, unveränderliche Vernunft, höchste Seligkeit, Geister erschaffend, die an ihm teilhaben sollen, sie belebend, damit sie fühlen, sie anspornend, damit sie begehren, sie ausweitend, damit sie fassen, sie rechtfertigend, damit sie verdienen, sie zum Eifer beseelend, zum Fruchttragen befruchtend, zum Rechten hinlenkend, zur Güte erziehend, zur Weisheit befähigend, zur Tugend stärkend, zur Tröstung heimsuchend, zur Einsicht erleuchtend, zur Unsterblichkeit verewigend, zur Seligkeit erfüllend, im Sichern sie einbergend“.*

Wecken Bernhards Worte nicht das Verlangen, Gott kennenzulernen? Nicht nur über die Aussagen anderer, sondern durch eigene Einsichten und Annäherungen. Doch diese Gottsuche verlangt von uns, Freiräume für das Nachdenken zu schaffen. Wie gesagt, Bernhard will nicht, dass wir nur noch in himmlischen Sphären schweben. Aber ab und zu eine Auszeit ist sinnvoll. Wir können dafür bestimmte Zeiten im Tagesverlauf reservieren oder ganz bewusst den Sonntag dazu nutzen. Manchmal wird es auch hilfreich sein, auf mehr Abstand zu gehen und woanders einen Besinnungstag oder ein paar stille Tage zu verbringen. Angebote gibt es inzwischen genug – in den Klöstern, aber auch ganz in der Nähe: im Pilgerhäusl. Empfehlenswert ist es auch, Bernhards Schrift einmal in Gänze zu lesen. Sie ist 1985 im Johannes Verlag Einsiedeln erschienen und im Buchhandel erhältlich.

Buchcover „Was ein Papst erwägen muss“

Vernehmen wir zum Schluss, wie Bernhard Eugen zu solchen Besinnungszeiten ermuntert: *„Gott allein kann nie vergeblich gesucht werden. … Deine eigene Erfahrung wird es Dich lehren.“*

18. September 2016

Heimkehren – Bruder Klaus und seine Suche nach Gott

Für den heutigen Impuls wollen wir einen Ausflug unternehmen und einen äußerst reizvollen Ort aufsuchen: Flüeli-Ranft – ein kleines, abgelegenes Dorf im Kanton Obwalden, mitten im Herzen der Schweiz. Inzwischen entdecken selbst ausländische Reiseunternehmen das idyllische Örtchen und leiten unzählige Busse dorthin. Aus gutem Grund! Denn Flüeli-Ranft hat eine große Bedeutung für die schweizerische Identität. Hier wurde einer der bedeutendsten Eidgenossen geboren – ein Mann, ohne den es die heutige Schweiz vielleicht gar nicht gäbe: der hl. Niklaus von Flüe, besser bekannt unter dem Namen „Bruder Klaus“.

Seine historische Bedeutung geht auf ein wichtiges Vorkommnis im Jahre 1481 zurück. Es ist die Zeit, als die Schweizer Kantone untereinander in Streit geraten und das noch lockere Bündnis auseinanderzubrechen droht. Bruder Klaus gibt einen gleichermaßen einfachen wie klugen Rat: *„Seid einander gehorsam!“* Das heißt: Stellt nicht die eigenen Interessen in den Vordergrund, sondern achtet darauf, was der andere nötig hat. Die zerstrittenen Parteien finden daraufhin zur Einigkeit zurück. Deswegen gilt Bruder Klaus den Schweizern auch als *„Friedensheiliger“, als „Vater des Vaterlandes“*.

Doch der berühmte Eidgenosse ist mehr als ein Landesretter; er zählt auch zu den faszinierendsten Gestalten der christlichen Mystik. Schon zu seinen Lebzeiten zieht er die Menschen mit seiner Ausstrahlung an. Und auch heute entdecken ihn immer mehr Gläubige als Inspiration für das eigene geistliche Leben. Ein interessanter Aspekt, mit dem wir uns heute befassen wollen, ist zum Beispiel sein Ringen nach dem richtigen Ort, um Gott zu suchen und zu dienen.

Der vorgegebene Ort: das Bergdorf Flüeli

Wer das untenstehende Foto betrachtet, wird gewiss zustimmen: ein traumhafter Ort! Hier wird Bruder Klaus geboren; hier lebt und wirkt er als Bauer, Politiker und Familienvater; hier versucht er beides unter einen Hut zu bekommen: seine alltäglichen Pflichten und seine schon früh eingepflanzte Sehnsucht nach Gott.
Er tut dies auf zwei verschiedene Weisen. Zum einen bemüht er sich um ein rechtschaffenes, gottgefälliges Leben. Er lässt sich zum Beispiel nicht wie üblich als Richter kaufen und setzt mit seinen Fastenübungen ein Gegenzeichen zu den verbreiteten Ess- und Trinkgelagen seiner Zeit. Zum anderen zieht er sich auch immer wieder in die Einsamkeit der Natur zurück, um Gott zu suchen und sein Eigen zu werden. Wie ernst es Bruder Klaus damit meint, bezeugt ein Gebet, das von ihm überliefert ist.

Der Ort Flüeli-Ranft auf 728 m ü. NN mit den Melchtaler Bergen im Hintergrund, Quelle: Wikimedia commons

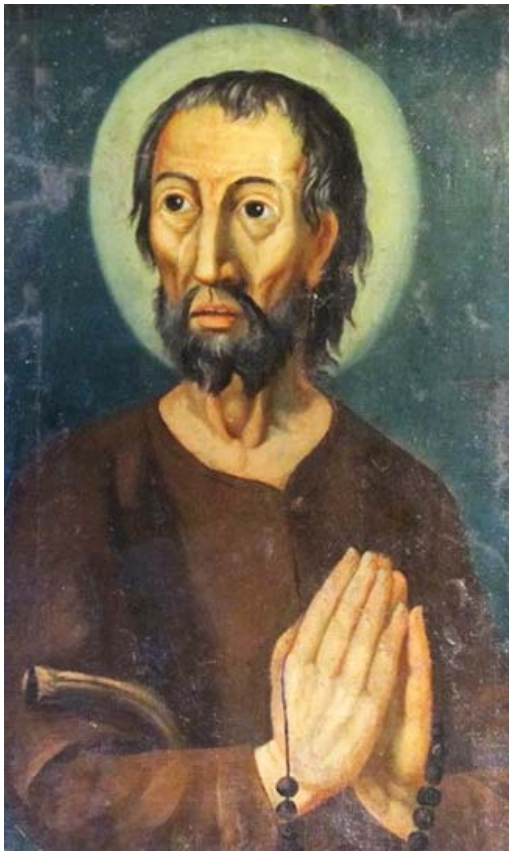
Es lautet: *„Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu Dir. Mein Herr und mein Gott, gib alles mir, was mich fördert zu Dir. Mein Herr und mein Gott, nimm mich mir und gib mich ganz eigen Dir.“*

Doch Bruder Klaus scheitert auf seinem Lebensweg. Äußerlich betrachtet fehlt ihm nichts. Er ist glücklich verheiratet, genießt aufgrund seiner Lauterkeit ein hohes Ansehen im Ort; er hat alles erreicht, was in seinem Stand möglich ist. Dennoch gerät der Gottsucher im Alter von etwa 45 Jahren in eine tiefe Sinnkrise, die er als schwere Versuchung bezeichnet. Einem Dominikaner gesteht er: *„Ich war so tief niedergedrückt, dass mir selbst die liebe Frau und die Gesellschaft meiner Kinder lästigfielen.“* Er deutet die Pein als Hinweis, dass Gott ihn *„zurückkaufen“* will und dazu seine *„reinigende Feile und antreibenden Sporn“* einsetzt.

Trost spendet einzig die Betrachtung des Leidens Jesu Christi anhand einer Bildtafel, die ihm ein befreundeter Priester empfiehlt. Die Meditationen helfen Bruder Klaus; sie bringen ihn jedoch auch auf einen folgeschweren Gedanken. Er fühlt sich von Jesus angesprochen und vernimmt unüberhörbar den Ruf: *"Verlass alles, auch das Liebste, auch Frau und Kinder, Hof und Heimat".*

Das, was in unseren Ohren entsetzlich klingt, ist auch für Bruder Klaus nahezu unfassbar. Er soll auf all das verzichten, was ihm am meisten am Herzen liegt: auf Familie, berufliche Sicherheit und auch auf die vertraute Heimat. Bruder Klaus fühlt sich wie zerrissen. Auf der einen Seite vernimmt er das Schrecknis, alles loslassen zu müssen. Auf der anderen Seite zieht ihn die Aufforderung, Jesu nachzufolgen, immer mehr in den Bann. Zwei Jahre ringt er mit sich und zieht sich dazu oft in die nahe Ranftschlucht zurück.

Der ersehnte Ort: bei Gott wohnen



Bruder Klaus – ausgezehrt vom ununterbrochenen Fasten, doch mit wachen, fragenden Augen

Er beginnt, Ereignisse und Träume auf ihre Botschaft hin zu befragen. Wie lässt sich die Situation deuten? Was soll er tun?

Schließlich gewinnt er Klarheit und trifft eine Entscheidung. Er tritt von allen Ämtern zurück und bittet seine Frau, ihn gehenzulassen. Als sie schweren Herzens einwilligt, zieht er als Pilger in die Fremde. Sein Ziel dürfte kaum räumlicher Natur gewesen sein. Viel naheliegender ist der Wunsch, einzig bei Gott zu sein.

Das ist keine völlig neue Idee; Bruder Klaus trägt sie schon lange mit sich herum. Bereits mit sechzehn Jahren hat er einen Traum, der ihn tief berührt und nicht mehr loslässt. Er sieht in der heimatlichen Ranftschlucht einen hohen Turm, der sich zum Himmel streckt. Die Deutung liegt nahe: Bruder Klaus soll das Irdische übersteigen; er soll sich nicht an Vergängliches binden und sich in den Sorgen dieser Welt verlieren. Sein Ziel ist vielmehr der Himmel.

Von Jugend an, sucht er *„ein einig Wesen“*. Der eigenartige Begriff steht für das Verlangen, mit Gott eins zu sein, bei ihm zu wohnen.

Der zugewiesene Ort: die Ranftschlucht

Doch weit kommt Bruder Klaus nicht. Vor Liestal, nur hundert Kilometer von seinem Heimatort entfernt, hält er erschreckt inne. Nach einer überlieferten Schilderung sieht er *„das Städtchen im hellen Feuerschein“.* Deshalb wendet er sich von ihm ab und geht zu einem Hof. Als er dem Bauern sein Vorhaben erzählt, versucht dieser ihn umzustimmen und rät ihm, *„er sollte wieder heimgehen zu den Seinen und daselbst Gott dienen. Das würde Gott angenehmer sein, als wenn er andern, fremden Leuten zur Last falle; und er werde es ruhiger haben“.*

Blick in die Ranftschlucht mit der Kapelle und der Einsiedelei

Bruder Klaus ist völlig irritiert und verbringt die Nacht im Freien. In dem schon erwähnten Bericht heißt es: *„Als er einschlief, kam ein Glanz und ein Schein vom Himmel; der öffnete ihn am Bauche, wovon ihm solcher Schmerz geschah, als ob ihn einer mit einem Messer aufgeschnitten, und zeigte ihm, dass er wieder heim und in den Ranft gehen sollte, was er auch sofort am Morgen tat.“*

Bruder Klaus kehrt um – wohl ahnend, dass ihn zuhause Spott und Hohn der Dorfbewohner erwarten werden. Darum versteckt er sich zunächst auf seiner Alp Chlisterli ganz am Ende des Melchtals. Wieder findet sich Bruder Klaus ratlos, welches der geeignete Ort für sein Leben mit Gott sein kann. Und erneut ist es ein Traum, der ihm die Richtung weist. Vier helle Lichtstrahlen zeigen die Stelle an, wo er fortan leben soll: in der vertrauten Ranftschlucht, in die er sich schon so oft zurückgezogen hatte.

Elf Tage vergehen, bis Bruder Klaus bemerkt, dass er seit dem verspürten Messerstich im Bauch nichts mehr zu sich genommen hat. Weil ihn das verunsichert, vertraut er sich einem Beichtvater an. Dieser erkennt in der Fähigkeit, ohne Nahrung und Flüssigkeit auszukommen, das Wirken Gottes und gestattet ihm daher zeitlebens zu fasten. Auch wenn wir dieses Wunder nicht fassen können und uns vielleicht sogar innerlich dagegen sträuben, so bleibt es doch ein eindrückliches Zeichen, dass Bruder Klaus sich von allem gelöst hat und offensichtlich schon im Jenseits zuhause ist, auch wenn er äußerlich in einer Einsiedelei wohnt, die ihm seine Landsleute bauen.

Sein Gebet wird erhört: Bruder Klaus wird sich selbst genommen und ganz Gott übergeben. Auf diese Weise wird er zum Segen für seine Mitmenschen. Viele suchen ihn auf und holen sich bei ihm Rat. Nicht nur die schon erwähnten Streitparteien, auch seine Frau und seine Kinder. Bruder Klaus ist heimgekehrt; nach langer Suche hat er endlich seinen Platz gefunden: zuhause.

25. September 2016

Der Sonnengesang: ein Lied als Messlatte für den geistlichen Fortschritt

Erfolg ist messbar; mit dieser Aussage werden wir von klein auf konfrontiert. Es geht zunächst um Zensuren, Punkte und Rangfolgen; später folgen quantifizierbare Arbeitsergebnisse: Produktionszahlen, Unternehmensgrößen und schließlich Erlöse. Wer sich auf solche Kennzahlen einlässt, weiß in der Regel genau, wo er steht. Schwieriger gestaltet sich eine solche Standortbestimmung für den Bereich der Spiritualität. Ob man auf dem geistlichen Weg vorangekommen ist, lässt sich kaum in Metern angeben, auch nicht in anderen zählbaren Angaben. Und dennoch gibt es in der Geschichte der christlichen Spiritualität immer wieder den Versuch, Anhaltspunkte für den geistlichen Fortschritt zu benennen.

Mit einem solchen Ansatz wollen wir uns heute beschäftigen: mit dem Sonnengesang des Franziskus, Weltliteratur aus dem 13. Jahrhundert. Vielen wird das wunderschöne Loblied bekannt sein; eine vertonte Fassung ist neuerdings auch im Gotteslob zu finden (GL 466). Der „Troubadour von Assisi“, wie Franziskus auch gern genannt wird, verfasst den Sonnengesang am Ende seines Lebens. Obwohl er fast erblindet ist und unerträgliche Schmerzen sein Dasein verdunkeln, zeichnet der Heilige ein helles und farbenfrohes Bild von seiner Beziehung zu Gott und seiner Umwelt. Wenn wir die einzelnen Strophen auf uns wirken lassen, können wir ahnen, welche spirituelle Reife ihnen zugrunde liegt. Insofern lassen sich vielleicht die Aussagen auch als Messlatte für den geistlichen Fortschritt nutzen.

Zu Beginn des Sonnengesangs spüren wir, wie vorsichtig sich Franziskus mit seiner dichterischen Sprache Gott nähert: Er nennt ihn „höchster, allmächtiger“; Gott bleibt für ihn ein unbegreifliches Geheimnis, dessen sich keiner bemächtigen kann. Und doch spricht Franziskus Gott persönlich an: *„Laudato si, mi Signore/Gelobt seist du, mein Herr“*. Erstaunlich ist auch, wie der Dichter fortfährt. Franziskus bittet nicht um Erlösung von seinen Qualen, auch nicht um einen leichten Tod oder das Fortbestehen seiner Gemeinschaft. Er stimmt vielmehr ein Lied an, um Gott durch alle Geschöpfe zu preisen. Er fühlt sich mit ihnen geschwisterlich verbunden und spricht daher von „Bruder Sonne“, „Schwester Mond und die Sterne“, „Bruder Wind“, „Schwester Wasser“, „Bruder Feuer“ und „Schwester Mutter Erde“. Darin kommt zum Ausdruck: Nicht unsere leibliche Familie ist der entscheidende Maßstab für unser Leben. Wir sollen uns zuerst auf Gott als unseren Vater ausrichten. Wir verlieren dadurch nichts. Denn für uns als Kinder Gottes wird die Familie um ein Vielfaches größer. Sie umfasst nicht nur Glaubensbrüder und -schwestern; letztlich wird jeder Kieselstein, jeder kleine Käfer zum Bruder; jede Blume, jede Wolke wird zur Schwester. Alles von Gott Geschaffene gehört zu unserer geschwisterlichen Welt, an der unser Herz hängt und für die wir gern Verantwortung tragen.

Später ergänzt Franziskus den Sonnengesang um zwei weitere Strophen. Auch sie sind von großer Bedeutung, wenn wir unser geistliches Vorankommen ehrlich anschauen wollen. Zunächst lobt Franziskus jene, die Unrecht verzeihen können und den inneren Frieden auch dann nicht verlieren, wenn sie Not leiden. Schließlich erweist sich eine gereifte Gottesbeziehung darin, dass der Tod seinen Schrecken verliert. Franziskus spricht gar von „Schwester Tod“, die demjenigen, der Gottes Willen tut, nichts anhaben kann.

Fassen wir zusammen: Geistliche Reife zeigt sich im Sonnengesang auf drei Weisen: wie wir Gott ansprechen, mit welchen Augen wir auf unsere Mitwelt blicken und letztlich auch wie wir mit dem eigenen Leiden und Sterben umgehen. Franziskus tut all das mit ehrfürchtiger Liebe und setzt damit den Maßstab für das hohe C der Spiritualität.

Glasfenster in der Kapelle des Kinder- und Jugenddorfs Marienpflege Ellwangen, Werk von Sieger Köder

Einer, der sich dieses Ziel gern vor Augen stellt, ist Sieger Köder aus Ellwangen. Der 2015 verstorbene Künstler hat ein prächtiges Fensterbild zum Sonnengesang gestaltet. Das farbenfrohe Bild ist für Kinder gedacht, denn es schmückt die Kapelle des Kinder- und Jugenddorfes in Ellwangen. Hier wohnen Kinder, die vor ihren eigenen Eltern geschützt werden müssen; Kinder, die sich nach Liebe und Geborgenheit sehnen.

Sieger Köder gibt den Geschöpfen des Sonnengesangs ein Gesicht. Er greift nicht nur die rührende Malweise der Kinder auf; er will zugleich auch uns Erwachsenen zeigen: Alles, was uns umgibt, hat eine Identität; kann ein „Du“ für uns werden. Das große Glasbild lässt auch erahnen, dass geistliche Menschen wie Franziskus die Welt mit anderen Augen sehen. Alles leuchtet. Alles wird zum Zeichen für eine neue Dimension der Wirklichkeit: die Sonne als Licht, das uns im Glauben Orientierung gibt; der Wind als neue Lebendigkeit, die wir in uns spüren; der Tod als etwas Überwindbares.

Wer möchte, kann zum Schluss den Sonnengesang in Gänze lesen. Manches erinnert an die einstige umbrische Sprachfassung, denn Wörter wie Luna/ Mond haben ein anderes Geschlecht. So heißt es beispielsweise nicht „Bruder Mond“, sondern „Schwester Mond“.

Sonnengesang

Höchster, allmächtiger, guter Herr,
dein sind das Lob, die Herrlichkeit und Ehre und jeglicher Segen.
Dir allein, Höchster, gebühren sie,
und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.

Gelobt seist du, mein Herr,
mit allen deinen Geschöpfen,
zumal dem Herrn Bruder Sonne,
welcher der Tag ist und durch den du uns leuchtest.
Und schön ist er und strahlend mit großem Glanz:
Von dir, Höchster, ein Sinnbild.

Gelobt seist du, mein Herr,
durch Schwester Mond und die Sterne;
am Himmel hast du sie gebildet,
klar und kostbar und schön.

Gelobt seist du, mein Herr,
durch Bruder Wind und durch Luft und Wolken
und heiteres und jegliches Wetter,
durch das du deinen Geschöpfen Unterhalt gibst.

Gelobt seist du, mein Herr,
durch Schwester Wasser,
gar nützlich ist es und demütig und kostbar und keusch.

Gelobt seist du, mein Herr,
durch Bruder Feuer,
durch das du die Nacht erleuchtest;
und schön ist es und fröhlich und kraftvoll und stark.

Gelobt seist du, mein Herr,
durch unsere Schwester, Mutter Erde,
die uns erhält und lenkt
und vielfältige Früchte hervorbringt
und bunte Blumen und Kräuter.

Gelobt seist du, mein Herr,
durch jene, die verzeihen um deiner Liebe willen
und Krankheit ertragen und Drangsal.
Selig jene, die solches ertragen in Frieden,
denn von dir, Höchster, werden sie gekrönt.

Gelobt seist du, mein Herr,
durch unsere Schwester, den leiblichen Tod;
ihm kann kein Mensch lebend entrinnen.
Wehe jenen, die in tödlicher Sünde sterben.
Selig jene, die er findet in deinem heiligsten Willen,
denn der zweite Tod wird ihnen kein Leid antun.

Lobt und preist meinen Herrn
und dankt ihm und dient ihm mit großer Demut.

2. Oktober 2016

Papst Johannes XXIII und seine Vorsätze für den Tag

Zu Beginn des Jahres handelte ein geistlicher Impuls von Vorsätzen, die für eine spirituelle Lebensgestaltung unentbehrlich sind. Bereits die Wüstenväter nahmen sich immer wieder eine Übung vor, von der sie überzeugt waren, dass sie diese einen kleinen Schritt nach vorn bringt, auf Gott zu. Vielleicht hat sich der eine oder andere von uns auch eine Jahresmaxime aufgestellt. Und vielleicht muss er sich jetzt schon eingestehen, dass das Ziel wohl wieder zu hoch und der Wille zu schwach war. Einer, der dieses Phänomen nicht nur kannte, sondern auch ein Gegenmittel fand, heißt Angelo Giuseppe Roncalli, besser bekannt unter dem Namen Papst Johannes XXIII.

Ein von außen gesteuertes Leben

Bevor wir auf dieses Gegenmittel zu sprechen kommen, wollen wir auf das bewegte Leben des Italieners schauen. Denn sein Rat erwächst aus der eigenen Lebenspraxis und bewährt sich auch dort.

Immer ein gütiges Lächeln auf den Lippen: Angelo Giuseppe Roncalli, Quelle: ANSA

Roncalli wird 1881 in einer kleinen Gemeinde am Fuß der Dolomiten geboren. Er wächst in einfachen Verhältnissen auf. Doch die Kargheit des bäuerlichen Lebens lässt ihn nicht verbittern. Im Gegenteil. Voller Dank schreibt er als Fünfzigjähriger seinen Eltern in einem Brief: *„Seit ich mit zehn Jahren von daheim fortging, habe ich viele Bücher gelesen und vieles gelernt, was Ihr mir nicht hättet dozieren können. Aber was immer ich in der Folgezeit durch so viele Jahre des Studierens mir angeeignet haben mag: die wenigen Dinge, die Ihr mir zu Hause beigebracht habt, sie sind um vieles kostbarer und wichtiger, ja sie geben allem Übrigen den Halt, das Leben und die Wärme.“* Er schwärmt von der *„Einfachheit unserer Felder, unserer Familien“*. Für Roncalli wird diese Einfachheit zum Lebensfundament. Er bemüht sich unentwegt, einfach zu denken, einfach zu handeln und auch einfach zu reden.

Der Bauernsohn entscheidet sich, Priester zu werden. Aufgrund seiner Begabung steigt er schnell auf. Er wird Sekretär des Bischofs von Bergamo und zugleich Lehrer für Kirchengeschichte, später auch Spiritual am dortigen Priesterseminar. Nach dem Kriegsdienst beruft ihn der Papst zum Leiter der Päpstlichen Missionswerke für Italien und holt ihn schließlich als Professor an die Päpstlichen Lateranuniversität in Rom. Doch er eckt aufgrund seiner modernen Lehre schnell an. Manche sehen darin einen Zusammenhang, dass er schon ein Jahr später als Apostolischer Visitator nach Bulgarien geschickt wird – ein Abstieg, wie er für Roncalli schlimmer nicht kommen kann. Das Amt bringt nach seinen eigenen Aussagen *„viel Kummer und Sorge“.* Er fühlt sich von der Kirchenobrigkeit gekränkt und gedemütigt. Doch wieder fällt er nicht in Verbitterung, sondern sagt zu sich selbst: *„Ich muss und ich will mich daran gewöhnen, dieses Kreuz mit mehr Geduld und Ruhe und innerer Gelassenheit zu tragen, als ich es bisher fertiggebracht habe.“*

Nach zehn Leidensjahren geht es wieder aufwärts. Roncalli kommt als Päpstlicher Nuntius nach Paris und kann endlich wieder seine Begabungen voll einsetzen. Noch besser ergeht es ihm in Venedig. Nach fast dreißig Jahren im diplomatischen Dienst ist er wieder als Seelsorger tätig. Als Patriarch von Venedig empfindet Roncalli, wie er selbst sagt, eine *„tiefe Befriedigung“*. Vielleicht liegt es an der wiedergewonnenen Nähe zu den Menschen. Vielleicht schätzt er auch die Lebensfreude der Venezianer, die auf ihn ausstrahlt. In jedem Fall wird er die vielen Brücken lieben, denn sie sind der Inbegriff für seinen geistlichen Auftrag, die Menschen miteinander zu verbinden.

Rialtobrücke über den Canal Grande in Venedig – Aquarell des US-amerikanischen Künstlers Maurice Prendergast (ca. 1911/12), Quelle: Wikimedia commons

Obwohl Roncalli schon 77 Jahre alt ist, wählt man ihn 1958 zum Oberhaupt der katholischen Kirche. Während sich das Konklave offensichtlich bei der Papstwahl uneins ist und elf Wahlgänge braucht, um eine Entscheidung herbeizuführen, sind die Stimmen im Kirchenvolk einhelliger. Der neue Papst gewinnt schnell die Herzen der Gläubigen. Man nennt ihn schon zu Lebzeiten „il Papa buono“, den „guten Papst“. Das mag vor allem an seiner freundlichen Ausstrahlung liegen und an der Art, wie er mit sich und den anderen umgeht: milde und immer bestrebt, Einigkeit und Frieden zu wahren.

Um Gemeinschaft geht es Roncalli auch, als er nur drei Monate später das Zweite Vatikanische Konzil anschiebt. Er will die Kirche aus ihrer Isolation herausführen und mit den Gegebenheiten der Zeit in Berührung bringen. Er versteht sich dabei als guter Hirte, der mit Mut und Klugheit vorangeht. Allerdings bleiben ihm nur noch fünf Jahre bis zum seinem Tod, so dass er das Ende des Konzils nicht mehr erleben kann.

Wir sehen: Das äußere Leben von Angelo Giuseppe Roncalli ist weitestgehend von außen gesteuert. Immer wieder fügt er sich in das, was ihm aufgetragen wird. Umso wichtiger wird es für ihn, das innere Leben durch eigene Direktiven zu lenken. Über allen steht bei Roncalli ein Ziel: das *„Streben nach Vollkommenheit“*.

Ein von innen gesteuertes Leben

Um dieses Lebensziel zu erreichen, stellt Roncalli eine Art geistliches Lebensprogramm auf, das er in zehn Vorsätzen verdichtet. Bemerkenswert ist dabei die Einschränkung, mit der er jeden Vorsatz beginnt: *„heute, nur heute“.* Der erfahrene Seelsorger warnt davor, zu viel auf einmal zu wollen. Und genau hier kommt das erwähnte Gegenmittel ins Spiel. Auf dem geistlichen Weg, – das wissen schon die frühen Mönche –, geht es nur Schritt für Schritt voran. Deswegen ist nach den Worten von Roncalli vor allem eines wichtig: *„Die Handlung, die ich eben jetzt zu tun habe, und nichts anderes: Darauf muss ich meine ganze Sorgfalt verwenden, hier an dieser Stelle muss ich die Vollkommenheit üben.“*

Es lohnt sich, die zehn Vorsätze einmal näher zu betrachten. Vielleicht inspirieren sie uns auch, für morgen einen eigenen Leitsatz aufzustellen.

„Heute, nur heute werde ich mich bemühen, den Tag zu erleben,
ohne das Problem meines Lebens auf einmal lösen zu wollen.

Heute, nur heute werde ich mit größter Sorgfalt auf mein Auftreten achten.
Ich werde niemanden kritisieren, werde nicht danach streben,
die anderen zu korrigieren oder zu verbessern. Nur mich selbst.

Heute, nur heute werde ich in der Gewissheit glücklich sein, dass ich geschaffen bin,
glücklich zu sein, nicht nur in der anderen Welt, sondern auch schon in dieser.

Heute, nur heute werde ich mich an die Umstände anpassen,
ohne zu verlangen, dass sich die Umstände an meine Wünsche anpassen.

Heute, nur heute werde ich zehn Minuten meiner Zeit der Stille widmen und Gott zuhören.
Wie die Nahrung für das Leben des Leibes notwendig ist, so ist das Horchen auf Gott in der Stille
notwendig für das Leben der Seele.

Heute, nur heute werde ich eine gute Tat vollbringen.
Und ich werde sie niemandem erzählen.

Heute, nur heute werde ich etwas tun, wozu ich keine Lust habe, es zu tun.
Sollte ich mich in meinen Gedanken verletzt fühlen,
werde ich dafür sorgen, dass es niemand merkt.

Heute, nur heute will ich mir ein genaues Programm vornehmen.
Auch wenn ich mich nicht daranhalten werde – ich werde den Tag planen.
Ich werde mich besonders vor zwei Übeln hüten: vor der Hetze und vor der Unentschlossenheit.

Heute, nur heute werde ich fest daran glauben –
selbst, wenn die Umstände das Gegenteil zeigen wollten,
dass die gütige Vorsehung sich um mich kümmert, als gäbe es sonst niemanden auf der Welt.

Heute, nur heute will ich keine Angst haben.
Ganz besonders nicht davor, mich an allem zu freuen, was schön ist – und an die Liebe zu glauben.
Nimm dir nicht zu viel vor. Es genügt die friedliche, ruhige Suche nach dem Guten an jedem Tag
zu jeder Stunde, und ohne Übertreibung und mit Geduld.“

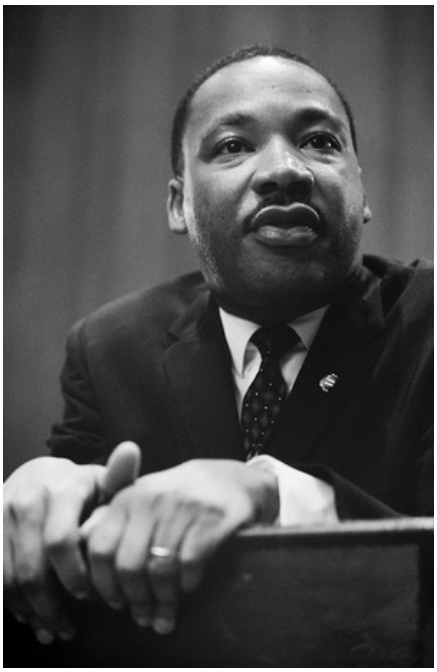
9. Oktober 2016

Träume, die uns auf den rechten Weg bringen

In den letzten Tagen lockten die Werbeaufsteller der Lotto-Annahmestellen mit einer gigantischen Verheißung: Wer tippt, kann den Eurojackpot knacken und 90 Millionen Euro gewinnen. Das ist der Stoff, aus dem die Träume sind! Denn uns fallen sicher viele Vorhaben ein, die wir mit solch einer Summe verwirklichen könnten. Wir sollten nicht vorschnell abwinken und solche Träume verteufeln, weil wir meinen, Lottospielen passt nicht zu einem frommen Leben und facht nur die Geldgier an. Sicher, die Gefahr lässt sich nicht leugnen. Doch Träume sind durchaus auch interessante Phänomene – vor allem für Menschen, die ihr Leben geistlich ausrichten wollen.

Träume als Lebensziele

Träume sind zum einen Wunschvorstellungen. Die vermutlich berühmteste Aussage stammt von Martin Luther King: *„I have a dream“* („Ich habe einen Traum“). Der US-amerikanische Baptistenpastor und Bürgerrechtler träumt 1963 davon, *„dass die Söhne früherer Sklaven und die Söhne früherer Sklavenhalter miteinander am Tisch der Brüderlichkeit sitzen können“.* Es ist ein Traumbild, eine Vision – nichts, was sich zu dieser Zeit in seinem Land einfach umsetzen ließe. Aber das Bild von einer besseren Welt ist auch mehr als eine Illusion; es wird für Martin Luther King zur entscheidenden Triebfeder seines politischen Denkens und Handelns. Nicht ohne Erfolg. Zwei Jahre später erlassen die Vereinten Nationen eine Deklaration und heben die Rassentrennung in öffentlichen Einrichtungen auf.



Martin Luther King,
Quelle: Wikimedia commons

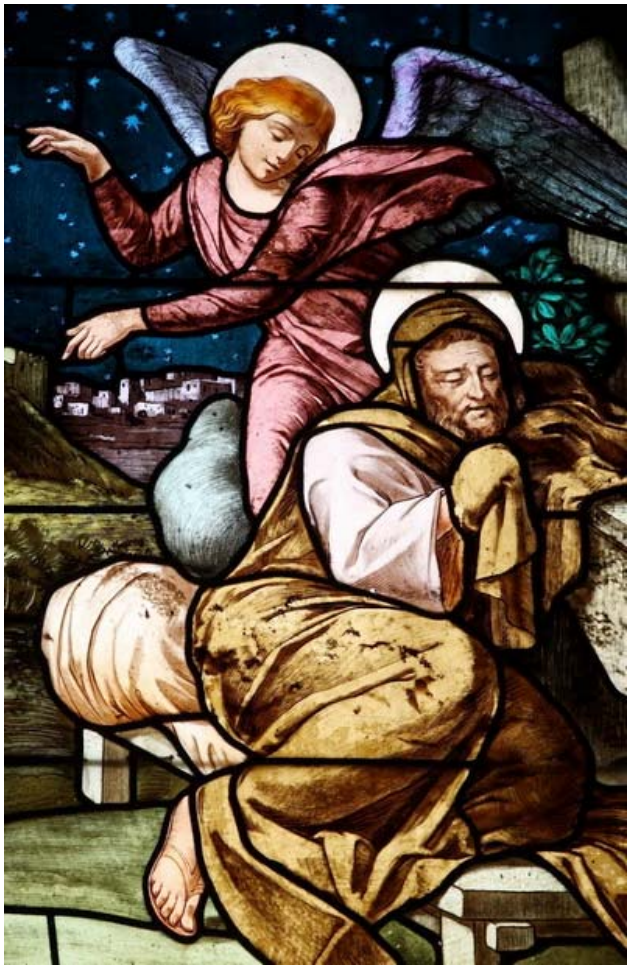
Auch im geistlichen Leben ist es wichtig, sich an einem Sehnsuchtsbild zu orientieren. Deswegen werden in der Heiligen Schrift immer wieder Begebenheiten erzählt, in denen Menschen durch Gott auf ein neues, ein verheißungsvolles Ziel hingewiesen werden. Allen ist zum Beispiel die Geschichte Jakobs bekannt: seine Flucht vor dem Bruder und sein Traum von der Himmelsleiter. Jakob dringt in eine andere Wirklichkeit durch und hört Gottes Verheißung: Das Land, auf dem er liegt, soll einmal ihm und seinen zahlreichen Nachkommen gehören. Jakobs Unterwegssein wandelt sich: Nicht mehr die Angst vor der Verfolgung treibt ihn an, sondern die Zusage Gottes: *„Ich bin mit dir, ich behüte dich, wohin du auch gehst, und bringe dich zurück in dieses Land.“* (Gen 28,15)

Immer wieder gibt es in der Geschichte der christlichen Spiritualität große Gestalten, die solch ein Ziel für den geistlichen Weg formulieren. Für die Wüstenväter ist es zum Beispiel die Apatheia. Der griechische Begriff meint einen Zustand der Herzensruhe, des inneren Friedens – frei von allen hinderlichen Leidenschaften, wie zum Beispiel der Maßlosigkeit, des Zorns oder der Ruhmsucht. Benedikt von Nursia fasst dieses Ziel in das schöne Bild, dass auf dem Glaubensweg das *„Herz weit wird“.* Und Gregor der Große bezeichnet den *„Hafen der Ruhe“* als höchstes Gut, das der Mensch erstreben soll.

Im Mittelalter werden neue wunderbare Metaphern gefunden. Sie greifen dabei auf die größten Glücksmomente im menschlichen Leben zurück: auf die Geburt eines Kindes (Meister Eckhart: Gottes Geburt in der Seele), auf die Erfahrung der Liebe (Bernhard von Clairvaux: Vermählung der Seele mit Gott) oder auf die Freundschaft (Teresa von Avila: Verweilen der Seele bei Gott). Allen Bildern ist gemeinsam, dass der Mensch die Erfahrung der Liebe Gottes macht und dadurch selbst immer mehr fähig wird, wahrhaft zu lieben.

Träume als Wegweiser

Träume sind also wunderbare Gipfelkreuze – Ziele, auf die wir voller Vorfreude zusteuern. Träume sind aber, um bei dem Bild des Wanderns zu bleiben –, ebenso Wegweiser. Auch davon zeugen viele Beispiele in der Heiligen Schrift.



Der Traum Josefs, Glasfenster in der Krypta der Josefskirche in Nazareth, Quelle: www. sacerdos-viennensis.com

Im Matthäusevangelium wird uns Josef von Nazareth als frommer Mann vorgestellt, dem immer wieder in seinen Träumen klar wird, was zu tun ist. Im Traum erscheint ihm ein Engel und hält ihn davon ab, Maria, seine schwangere Verlobte, zu verlassen. (Mt 1,20) Wenig später wird er im Traum vor Herodes gewarnt und aufgefordert, mit Frau und Kind nach Ägypten zu fliehen. (Mt 2,13) Auch die Rückkehr nach Israel geht auf einen Traum zurück. (Mt 2, 19.20) Josef versteht all die geträumten Aufforderungen als göttliche Weisungen und handelt auch danach.

Im nebenstehenden Bild hat der Künstler eine dieser Traumszenen nachgezeichnet. Es ist Nacht; Josef hat die Augen geschlossen. Er urteilt nicht mehr aufgrund der sichtbaren Dinge. Auch seine zupackenden Zimmermanns-Hände ruhen unter dem Mantel. Ganz anders der Engel! Er kommt mit einer schwungvollen Bewegung auf Josef zu. Gottesboten – das ist die Erfahrung vieler Mystiker –, erscheinen nicht, um lange zu verweilen. Eine Begegnung mit ihnen gleicht mehr einem Hauch, einem kurzen Windzug. Besser kann man sie an ihrer Wirkung erkennen: Der Träumer erhält eine große Klarheit, was zu tun ist.

Wer sich mit den Lebensgeschichten und Legenden von Heiligen beschäftigt, wird entdecken, wie oft ein Traum die entscheidende Weiche im geistlichen Leben zu stellen vermag. Evagrius entschließt sich aufgrund eines Traums, Mönch zu werden. Auch Franz von Assisi wird im Traum offenbart, die Ritterrüstung abzulegen und sich stattdessen in den Dienst Gottes zu stellen. Eindrücklich ist auch der Traum Don Boscos, der seinen Lebensauftrag bereits in frühen Jahren erkennt. Gott fordert ihn auf, sich um vernachlässigte Jugendliche zu kümmern – nicht mit Strenge, sondern mit Güte. In der jüngeren Geschichte wird man allerdings zurückhaltender, von geistlichen Träumen zu erzählen. Schade eigentlich!

Träume ernstnehmen

Denn Träume sind etwas Faszinierendes – vor allem auf dem geistlichen Weg. Wer einmal Exerzitien macht oder anderweitig mehrere Tage in der Stille verbringt, wird feststellen, dass sich eindrückliche Träume vor allem dann melden, wenn wir uns Zeit für uns und unsere Seele nehmen. Dann bekommen die Bilder und Stimmen aus der Traumwelt wie von selbst ein größeres Gewicht. Wir ahnen, dass etwas verborgen ist, das entdeckt werden will.

Aber auch im Alltagsleben können wir auf unsere Träume achten. Jeder hat damit Erfahrung. Es gibt gute wie schlechte Träume. Manche versetzen uns in Angst und lösen Panik aus. Andere wiederum schenken uns glückliche Momente. Einmal verläuft der Traum ganz logisch – wie in einer Filmhandlung. Ein anderes Mal ist alles so verworren, dass die einzelnen Sequenzen gar nicht recht zusammenpassen.

Zunächst ist es wichtig, auf die Träume zu achten. Bevor wir morgens zur Tagesordnung übergehen, können wir versuchen, uns an den nächtlichen Traum zu erinnern und mit ihm ins Gespräch zu kommen. Jeder kann im Laufe der Zeit ein Gespür entwickeln, welche Träume einfach nur die Geschehnisse des Alltags verarbeiten und welche Träume etwas aufzeigen wollen.

Es gibt Träume, die uns nicht aus dem Kopf gehen. Manche liegen vielleicht schon Jahre zurück. Es lohnt sich, ihnen nachzuspüren. Träume können uns etwas über unser Innenleben sagen, das vielleicht im Wachzustand gar nicht zur Sprache kommen darf. Oder sie öffnen uns die Augen über unseren wahren seelischen Zustand, den wir vor anderen und vielleicht sogar vor uns selbst verheimlichen wollen. Es kann auch vorkommen, dass uns ein Traum auf Gefahren aufmerksam macht oder auch auf Chancen, die zu ergreifen sind. Wichtig sind vor allem jene Träume, die uns persönlich nahegehen, die uns ansprechen und die eine eigentümliche Kraft zum Handeln mitgeben.

Träume sind häufig in eine Symbolsprache gefasst. Zwar hat die Psychologie viele Abhandlungen über Traumdeutungen geschrieben, aber im geistlichen Leben kommt es mehr darauf an, die Träume selbst meditativ zu erschließen. Manchmal kann es hilfreich sein, sie in eine Bibellesung zu integrieren. Dann können wir zum Beispiel nach Parallelen zwischen Traum und biblischer Erzählung suchen oder wir können Gott einfach bitten, uns durch den Bibeltext eine Antwort zu geben. Schließlich kann man auch einen geistlich Erfahrenen fragen, was der Traum bedeutet. Ein guter Begleiter wird uns mit Rückfragen helfen, selbst auf die Antwort zu kommen. Er ist auch geschult, die Geister zu unterscheiden. Denn nicht jeder Traum kommt von Gott; nicht jeder Traum hilft uns weiter. Manche Bilder müssen wir gut auf ihre Absichten prüfen.

So kann uns der anfangs erwähnte Traum von den 90 Millionen Euro leicht ins Verderben führen, nämlich dann, wenn wir im Reichtum nur die finanzielle Absicherung kommender Tage sehen oder den Wohlstand, der uns über andere erhaben macht. Der Lottogewinn kann uns aber auch beim geistlichen Wachstum helfen; er kann uns anregen, mit dem Geld viel Gutes für andere zu tun.

Freilich, wahrscheinlicher ist, dass der große Gewinn an uns vorbeigeht. Aber das muss uns nicht daran hindern, uns schöne Träume zu wünschen. Vielleicht wird auch uns einmal ein Traum geschenkt, der viel mehr wert ist als der Jackpot: ein Traum, in dem uns Gott etwas aufzeigt; ein Traum, der uns auf den rechten Weg bringt.

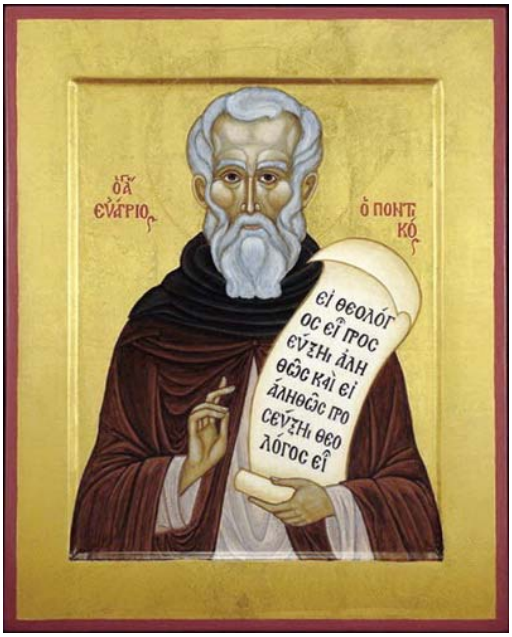
16. Oktober 2016

Die neun Gesichter der Seele

Schon lange vor dem heutigen Trend zu noch mehr Individualität haben Menschen die Erfahrung gemacht, dass sie einmalig sind. Im Alten Testament staunt zum Beispiel der Psalmist, dass Gott ihn *„so wunderbar gestaltet hat“* (Ps 139,14). Genauso faszinierend ist aber auch, wie sehr wir uns manchmal im Verhalten mit anderen ähneln. Schon in der Antike beginnt man daher, die Menschen in Gruppen mit bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen einzuteilen – geordnet nach den zwölf Tierkreiszeichen und später nach ihrer Grundmentalität aufgrund ihrer Körpersäfte. Auch das frühe Christentum hat sich mit der Typenlehre beschäftigt und dabei ganz Neues entdeckt.

Entdeckung der Kraft der Gedanken

Es sind die Wüstenmönche, die im 3./4. Jahrhundert herausfinden, woher bestimmte Charakterschwächen kommen. Sie beobachten, dass der Mensch zunächst von vielen belastenden Gedanken gequält wird. Diese verursachen nicht nur innere Regungen, sondern zeigen sich in späteren Taten. Wer nicht lernt, diesen Einflüsterungen zu widerstehen, muss damit rechnen, dass sich bestimmte Verhaltensmuster verfestigen und dadurch zur Gewohnheit werden. Schließlich wird derjenige, der überhaupt nicht gegensteuert, ein Gefangener seiner selbst.



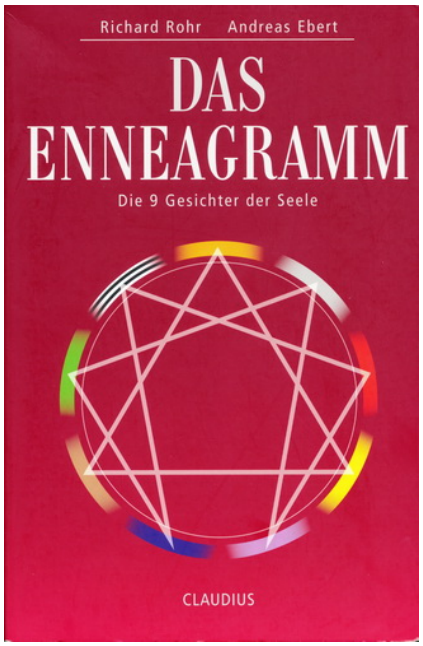
Evagrios Pontikos – Ikone aus einer Privatsammlung in Massachusetts, 2012, Quelle: www.sacredicons.net

Mit diesem Wissen haben sich die Wüstenmönche die Aufgabe gestellt, gegen ihre Leidenschaften anzukämpfen und sich dabei gegenseitig zu helfen. Sie beobachten ihre Gedankenwelt, auch ihre Reaktionen und versuchen, Gesetzmäßigkeiten herauszufinden. Wir haben es vor allem dem Eremiten Evagrios Pontikos zu verdanken, dass uns noch heute dieses Wissen aus der Wüste zugänglich ist. Der hochgebildete Grieche sammelt die Erkenntnisse, die seinerzeit meist in kurze Sprüche gefasst werden und schreibt sie nieder. Durch Selbstbeobachtung und geistliche Begleitung anderer Mönche kann Evagrios sogar eine eigene Seelenlehre entwickeln, die bis heute große Bedeutung für die spirituelle Entwicklung hat.

Evagrios beschreibt nicht nur festgefahrene Lebensmuster als entscheidende Hindernisse auf dem Weg zu Gott, er findet auch geeignete Heilmittel. In seinem Werk „Die große Widerrede“ zeigt er zum Beispiel auf, wie hilfreich es im Kampf gegen ungute Einflüsterungen ist, Sprüche aus der Heiligen Schrift entgegenzusetzen. In „Hundert Kapitel über das geistliche Leben“ empfiehlt der Mönchstheologe, sich selbst genau zu beobachten, besonders in welchen Situationen und in welcher Abfolge die dämonischen Gedanken auftreten. Schließlich systematisiert er in der kleinen Schrift „Über die acht Gedanken“ die Hauptversuchungen, denen der Mensch je nach Veranlagung und Reife ausgesetzt ist: die Fresslust, die Unzucht, die Geldgier, den Kummer, den Zorn, den Überdruss, die eitle Ruhmsucht und den Hochmut. Diese Einteilung bildet nicht nur die Grundlage für die spätere Sündenlehre der Kirche, sondern vermutlich auch für die weltweit früheste Persönlichkeitsanalyse, die wir kennen: das Enneagramm.

Ein uraltes Modell für die spirituelle Entwicklung

Das Enneagramm beschreibt – wie andere Typenlehren auch – unterschiedliche Charaktergruppen. Aber es bleibt dabei nicht stehen, sondern greift die Grundidee der Wüstenväter von der seelischen Heilung auf. Daher ist es nicht nur ein Hilfsmittel, um sich und sein Verhalten besser zu verstehen, sondern auch, um aus den Sackgassen wieder herauszukommen.



Buchcover des Standardwerks zum Enneagramm

Das Enneagramm unterscheidet grundsätzlich zwischen Kopf-, Herz- und Bauchmenschen – je nachdem, woraus der Mensch seine meiste Kraft zieht: aus mentalen, emotionalen oder instinktiven Fähigkeiten. Da es jede Energieform in drei Ausprägungen gibt, werden insgesamt neun (griechisch: „ennea“) Charaktertypen unterschieden.

Auch wenn das Enneagramm schon sehr alt ist, gewiss älter als 1.500 Jahre, so wurde es erst mit der Herausgabe eines Buchs im Jahr 1989 so richtig publik. Zu verdanken ist es zwei Autoren: dem US-amerikanischen Franziskaner Richard Rohr und dem deutschen Pfarrer Andreas Ebert.

Seitdem wächst die Zahl der Veröffentlichungen unaufhörlich und man bekommt eine Ahnung, warum das Wissen lange Zeit nur unter der Hand von den geistlichen Begleitern weitergegeben wurde. Das Enneagramm kann auch missbraucht werden – vor allem, wenn das einzige Ziel darin besteht, meinen Nächsten zu entlarven, oder mit dem herausgefundenen Profil zu prahlen.

Seinen ursprünglichen Platz hat das Enneagramm jedoch einzig bei dem gleichermaßen mühsamen wie schmerzhaften Prozess der Selbsterkenntnis auf dem Weg zu menschlicher und geistlicher Reife. Es gilt herauszufinden, welche Verhaltensmuster wir uns antrainiert haben – Muster, die einst in den jungen Jahren sehr hilfreich waren, um den Erwartungen unserer Umwelt zu entsprechen. Muster, die uns aber zwischenzeitlich verfremdet haben und an denen wir – bewusst oder unbewusst – mehr leiden, als dass sie uns noch helfen könnten.

Tipp: Vertiefung beim Besinnungstag

Bei einem Besinnungstag im Pilgerhäusl Hirschfelde wird das Enneagramm am 19. November ausführlicher vorgestellt. Wir werden uns dabei mit den neun verschiedenen Gesichtern der Seele beschäftigen, ihre Ursachen erkunden und vor allem Gefahren wie Chancen einer jeden Prägung beleuchten. Neben dem allgemeinen Überblick sollen vor allem auch praktische Übungen viel Raum haben. Wer möchte, kann sich mit denen austauschen, die bereits eigene Erfahrungen mit dem Enneagramm gemacht haben. Da die Teilnehmerzahl beschränkt ist, bedarf es einer vorherigen Anmeldung.

23. Oktober 2016

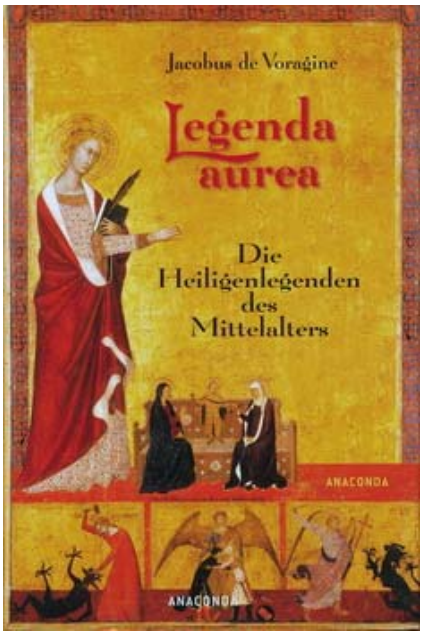
Heilige – „Sterne, die aus ferner Zeit leuchten“

Wenn wir einen Menschen lieben, stellen wir gern ein Bild von ihm auf – und zwar dort, wo es leicht in den Blick gerät. Das tun wir, um unsere Beziehung zu ihm lebendig zu halten – besonders, wenn wir seine Anwesenheit schmerzlich vermissen. Wir lächeln die geliebte Person an; vielleicht sprechen wir sogar zu ihr. Manche beschränken diese schöne Geste nicht nur auf Freunde und Verwandte, sie entwickeln eine solch innige Beziehung auch zu den großen Gestalten des Christentums: den Heiligen. Nicht ohne Wirkung. Denn immer wieder wird in der Geschichte der christlichen Spiritualität bezeugt, wie sich dadurch das Leben eines Menschen verändern kann.

Vorbilder, Mittler und Wundertäter

Ein prominentes Beispiel dafür ist Edith Stein – die jüdische Philosophin, die sich schon frühzeitig ganz der Suche nach der Wahrheit verschrieben hat. Ihr jahrelanges Forschen und Fragen findet erst eine Antwort, als sie das Lebensbuch der hl. Teresa von Ávila entdeckt. Darin beschreibt die spanische Mystikerin ihren langen Weg, der sie immer näher zu Gott und den Menschen bringt. Edith Stein liest den dicken Wälzer binnen einer Nacht durch und kommt dabei zu der Erkenntnis: *„Das ist die Wahrheit“*. Sie spürt in der Begegnung mit Teresa von Ávila, dass Gott sie ruft, *„an der Hand des Herrn zu leben“*. Was genau diese Erfahrung auslöst, darüber schweigt die zurückhaltende Frau. Vielleicht ist es das Ringen um den eigenen Platz in einer von Männern dominierten Welt, das beide Frauen verbindet; vielleicht ist es auch das Zeugnis, das Teresa von Ávila über ihre geistlichen Erfahrungen abgibt. Erfahrungen, die eine zunehmende Vertrautheit mit Gott vermitteln.

Schon die frühe Kirche ist sich der Bedeutung christlicher Lebensvorbilder bewusst. Eine besondere Anziehungskraft üben zunächst die Märtyrer aus. Trotz Verfolgung und Folter stehen sie zu ihrem Glauben und bekennen, einzig Christus nachzufolgen. Im 2. Jh. n. Chr. beginnt man, diese Märtyrer zu verehren; es werden Lebensberichte verfasst und Kirchen über ihre Gräber gebaut. Nach der Christenverfolgung geht die Bewunderung auch auf Eremiten, Wüstenväter und besonders begnadete Bischöfe über. Sie alle zeichnet aus, dass sie ihr Leben ganz auf die Suche nach dem Heil ausrichten und immer mehr in die Liebe Gottes hineinwachsen. Dadurch werden sie zum Mittler zwischen Mensch und Gott. Sie sind, wie es ein Buchtitel treffend formuliert, *„Zeugen einer besseren Welt“*. Die Faszination an den Heiligen schlägt sich schließlich auch in vielen legendären Erzählungen nieder, die über ihre außergewöhnlichen, ja wundersamen Wirkkräfte der Heiligen berichten. Im Mittelalter erlebt diese Verehrung ihre Blütezeit. Heilige werden nicht nur bei Gefahren angerufen; es entstehen auch unzählige Heiligenfeste, Andachtsorte, Prozessionen und Wallfahrten. Reliquien der Heiligen – ihre Knochen, Kleidung oder Gebrauchsgegenstände – ziehen die Gläubigen an, weil sie glauben und spüren, dass ihre Berührung oder einfach nur ihre Nähe heilsam wirken. Es kommt allerdings auch zu Auswüchsen dieser Frömmigkeit, zu Aberglauben und Vorstellungen von Magie, was nicht zuletzt auch die Reformatoren auf den Plan ruft.



Eines der bedeutendsten mittelalterlichen Werke über Heilige: die Legenda aurea

Denkmal des hl. Franz von Sales in Annecy – Bischof, Autor bedeutender geistlicher Werke und Schutzpatron der Schriftsteller

In der Neuzeit gewinnen mehr und mehr die schriftlichen Zeugnisse der Heiligen an Bedeutung. Einige hinterlassen, wie wir schon bei Teresa von Ávila gesehen haben, herausragende spirituelle Texte, die anderen Menschen auf dem Glaubensweg helfen. Außerdem nehmen die Schutzpatronate zu. Im 16. Jh. verpflichtet zum Beispiel das Konzil von Trient die Pfarrer, darauf zu achten, dass Kinder nach Heiligen benannt werden. Auch Berufsgruppen wählen sich ihre Schutzheiligen, ebenso Länder und Städte. Manche Heilige werden bei Krankheiten und anderen Nöten um Hilfe gebeten.

In der heutigen Zeit ist vieles davon verlorengegangen. Wer ruft schon noch die hl. Apollonia an, wenn er Zahnweh hat? Wer kennt noch den Schutzpatron für seine berufliche Tätigkeit? Manch einer weiß vielleicht nicht einmal, wer sein Namenspatron ist. Und doch gibt es auch heute wieder geistliche Lehrer, die auf die Bedeutung der Heiligen aufmerksam machen. Einer von ihnen ist Benedikt XVI. Die meisten seiner zahlreichen Katechesen hat er Heiligen gewidmet. Der emeritierte Papst bezeichnet sie als *„Sterne, die aus ferner Zeit leuchten“*; sie geben Orientierung auf unserem geistlichen Weg. Die meisten der lesenswerten Ausführungen sind im Internet zu finden oder zum Teil in Buchform erschienen.

Auch viele Ordensgemeinschaften besinnen sich auf ihre Gründergestalten, die meistens auch als Heilige in die Geschichte der Kirche eingingen. Bei der Beschäftigung mit deren Lebensbeispiel und den überlieferten Schriften finden die Ordensleute äußerst belebende Quellen für ihre Spiritualität. Das strahlt letztlich auch auf die ganze Kirche aus. Inzwischen entdecken immer mehr Christen, dass sie sich von bestimmten geistlichen Größen angezogen fühlen und ihre Spiritualität danach ausrichten – der eine mehr nach dem hl. Franz von Assisi, der andere eher nach dem hl. Ignatius von Loyola oder dem hl. Benedikt von Nursia.

Begegnungen mit Heiligen

Doch wie gelingt es uns, einem solchen Heiligen zu begegnen? Es gibt dazu sicher mehr Gelegenheiten, als wir glauben. Eine erste Frage könnte zum Beispiel die nach dem Schutzpatron sein. Trage ich den Namen eines Heiligen, der mich in besonderer Weise anspricht? Oder ist es eher mein Firmpatron? Welcher Heiliger beschützt eigentlich meine Berufsgruppe?

Wer unter diesen vorgegebenen Zuweisungen nichts findet, kann den schönen Brauch des Jahresheiligenziehen nutzen – heutzutage sogar via Internet. Dabei wird zum Jahreswechsel einfach ein Los mit dem Namen eines Heiligen gezogen, der das kommende Jahr als persönlicher Begleiter und Mentor wirken soll. Viele beschäftigen sich dann intensiv mit dem Leben des Heiligen, besuchen seine Wirkstätten, lesen seine Werke und versuchen, seiner Spiritualität nachzuspüren. Manchmal bleibt dann dieser Heiliger ein lebenslanger Gefährte.

Eine weitere Möglichkeit besteht darin, nach Heiligen in der Umgebung Ausschau zu halten. Manche Kirchen haben sich einen Heiligen für das Patronat ausgewählt. In der Regel finden sich von ihm auch eine schöne Figur oder wenigstens ein Bild – so wie beispielsweise in Bernstadt, wo gleich am Eingang der hl. Bischof Nikolaus von Myra den Besucher begrüßt. Im benachbarten Nordböhmen ist es noch einfacher, einen Heiligen anzutreffen. Denn dort sind noch viele barocke Figuren und Bildstöcke erhalten bzw. werden wieder liebevoll hergerichtet. In fast jedem Ort warten schöne Skulpturen, Kapellen und Bildstöcke darauf, entdeckt zu werden. Freilich, es braucht ein paar Kenntnisse, wie sich die einzelnen Heiligen identifizieren lassen. Meist verraten die jeweiligen Attribute, um wen es sich handelt. Der hl. Prokop von Sázava hat zum Beispiel einen Teufel an der Kette, der hl. Wenzel von Böhmen wird in der Regel mit Schild, Lanze und Schwert dargestellt und den hl. Johannes von Nepomuk zieren fünf Sterne über dem Haupt.

Mariensäule mit weiteren acht Heiligen auf dem Marktplatz in Kratzau/Chrastava

Andere gehen vielleicht lieber systematisch vor und befassen sich immer wieder einmal mit einer anderen Person, bis schließlich der passende Patron gefunden ist. Sie lassen sich schließlich von unterschiedlichen Ansätzen, welche die Spiritualitätsgeschichte für die geistliche Lebensgestaltung hervorgebracht hat, inspirieren und prägen. Allerdings kann man bei der Vielzahl der Heiligen schnell den Überblick verlieren – im offiziellen Verzeichnis, dem Martyrologium Romanum, sind immerhin über 6.000 Selige und Heilige aufgeführt. Hilfreich sind daher gute Bücher, die eine überschaubare Auswahl anbieten und dabei auch Originaltexte der Heiligen mit abdrucken, wie zum Beispiel das vierbändige Werk „Quellen geistlichen Lebens“, herausgegeben von Gisbert Greshake und Josef Weismayer.

Egal auf welche Weise wir uns in die Spur begeben, um einem Heiligen zu begegnen, entscheidend ist, dass wir unsere Augen offenhalten und noch mehr unser Herz. Wir haben unseren Begleiter dann gefunden, wenn er uns fasziniert und die Sehnsucht in uns weckt, auch nach Heiligkeit zu streben. Nicht, um moralische Tadellosigkeit zu erlangen, sondern um uns von Gott rufen, lieben und letztlich auch verwandeln zu lassen.

30. Oktober 2016

Sechs besondere Wochen vor Weihnachten

Alles, immer und sofort! Mit diesen drei Worten beschreiben kritische Ökonomen schonungslos das derzeitige Konsumverhalten der westlichen Gesellschaft. Der Handel hat sich darauf eingerichtet und bietet so ziemlich alles, was das Herz begehrt. Man muss schon einen großen Willen aufbringen, um zum Beispiel seinen Speisezettel saisonal auszurichten. Verführungsvoll sind auch die Wochen vor Weihnachten, wenn sich in den Supermärkten Berge von Lebkuchen und Schoko-Weihnachtsmännern türmen. Denn wer hält sich schon an den Verpackungsaufdruck „Frohe Weihnachten“ und wartet mit dem Genuss, bis es soweit ist? Dabei ist es eine alte und bewährte Tradition, in der Zeit vor den großen Festtagen freiwillig zu verzichten.

St.-Martinstag – einst Beginn der Fastenzeit

Wir werden am St.-Martinsfest, also am 11. November, daran erinnert. Denn ursprünglich läutete dieser Tag die Fastenzeit vor Weihnachten ein. Es war Brauch, alle Speisen, die unter das Fastengebot fielen, aus dem Haus zu verbannen und zu verzehren. Und sicher hat man beim Essen auch noch einmal so richtig zugeschlagen, bevor die 40 Tage lange Zeit des Darbens anbrach.

Seinen Namen hat das Fest am 11. November vom heiligen Martin. Der Bischof von Tours war im Volk ausgesprochen beliebt und so wurde bereits seine Beerdigung am 11. November 397 zu einem großen Volksauflauf. Um ihn rankten sich schon früh rührende Legenden; zum Beispiel soll ihn das Geschnatter von Gänsen verraten haben, als er sich der Bischofswahl entziehen und in einem Stall verstecken wollte.

Hl. Martin von Tours mit Gans – Deckenfresko in der Benediktinerabtei Neresheim

Später entwickelten sich an seinem Gedenktag schöne Bräuche, die noch heute vielerorts lebendig sind. Am Martinstag endete das alte Wirtschaftsjahr der Bauern; man schlachtete das Kleinvieh und gönnte sich einen Gänsebraten. Mancherorts wurden auch die Bediensteten mit einer Gans ausgezahlt. Auch heute laden noch etliche Gaststätten zum Martinsgansessen ein, zum Beispiel die urige Gaststätte „U Uhlířů“ in Christophsgrund (Kryštofovo Údolí) – rund 25 km südlich von Zittau gelegen.

Alt ist auch der Brauch, ein großes Feuer zu St. Martin zu entzünden – ein christliches Zeichen, dass das göttliche Licht stärker ist als die Finsternis. Wenn heute die Kinder mit Lampions durch die Stadt ziehen, greifen sie diese Lichtsymbolik auf und geben schon eine Vorschau auf den Heiligen Abend, an dem mit der Geburt Jesu das göttliche Licht in die Welt trat.

Einfallsreichtum in der Fastenzeit

Zurück zur Fastenzeit, die auf das St.-Martinsfest folgte. Sie fällt nicht nur in heutigen Tagen schwer. Davon zeugen nicht zuletzt die vielen Geschichten, die über einfallsreiche Mönche erzählt werden. Sie haben immer wieder mit raffinierten Tricks versucht, die Fastenregeln zu umgehen. Am bekanntesten dürften die Schwäbischen Maultaschen sein, liebevoll auch "Herrgotts Bscheißerle" genannt. Gewiefte Mönche aus Maulbronn sollen sie erfunden haben, indem sie in der Fastenzeit die Fleischmasse einfach im Nudelteig versteckten. Ähnlich amüsant ist die Legende vom Fastenbier. Klosterbrüder kamen auf die spitzfindige Idee, gewöhnliches Bier vom Papst als Fastenspeise anerkennen zu lassen - getreu der Regel "Flüssiges bricht Fasten nicht". Sie wussten natürlich, dass ihr Bier auf der langen Reise nach Rom verderben und so dem Papst nicht munden würde. Überliefert ist die Antwort des Pontifex: *"Wenn sie so etwas trinken wollen, dann sollen sie es haben."*

Christstollen – kein Advents-, sondern ein klassisches Weihnachtsgebäck, Foto: Wikimedia commons

Im Laufe der Jahrhunderte nahm das Interesse an der Fastenpraxis immer mehr ab. So lockerte die Kirche die Vorschriften und hob 1917 die adventliche Fastenzeit schließlich ganz auf. Nur die orthodoxe Kirche hält noch an der alten Tradition aus der Zeit der Kirchenväter fest. Ein paar Relikte der adventlichen Fastenzeit haben sich auch bei uns in der Oberlausitz noch erhalten. In einigen Familien gibt es am 24. Dezember tagsüber nur etwas Einfaches zu essen, oft Kakao und Buttersemmeln. Und manche halten sich auch noch an die schöne Sitte, den Stollen erst nach der Christnacht anzuschneiden.

Den tieferen Sinn wiederentdecken

Seit jeher gibt es eine enge Verbindung zwischen dem Gedenken an St. Martin und der benediktinischen Tradition. Denn die Benediktiner förderten die Verehrung des beliebten Heiligen. Viele Benediktinerklöster wählten St. Martin als Schutzpatron. Prominente Beispiele sind das Benediktinerkloster Beuron im Oberen Donautal und Groß St. Martin in Köln.

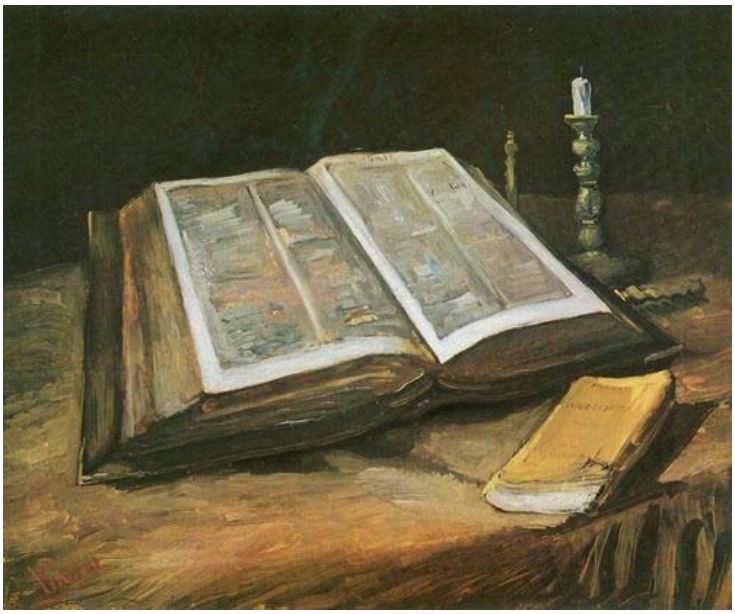
Die Beziehung zum benediktinischen Orden ist im Kontext des heutigen geistlichen Impulses deshalb so interessant, weil sie uns helfen kann, den tieferen Sinn des Fastens wiederzuentdecken. Denn der hl. Benedikt hat in seiner Regel einiges über das Fasten festgehalten, das uns überraschen wird.

In seinem großen Fastenkapitel beginnt Benedikt zum Beispiel nicht, wie man vielleicht erwarten würde, mit Vorschriften über den Verzicht bestimmter Speisen. Er beschreibt zunächst das Fasten als Lebenshaltung, die *„der Mönch ... immer führen soll“*. Doch weil er um die menschliche Schwäche weiß, rät er, *„dass wir wenigstens in diesen Tagen der Fastenzeit in großer Lauterkeit auf unser Leben achten und alle gemeinsam in diesen heiligen Tagen die früheren Nachlässigkeiten tilgen“*.

Benedikt fährt fort: *„Das geschieht dann in rechter Weise, wenn wir uns vor allen Fehlern hüten und uns um das Gebet unter Tränen, um die Lesung, die Reue des Herzens und um Verzicht mühen*“. Erst am Schluss verweist Benedikt darauf, dass jeder auch *„seinem Leib etwas an Speise, Trank und Schlaf“* entziehe. Genauso wichtig ist ihm der Verzicht *„auf Geschwätz und Albernheiten“*.

In seinen Worten ist zu spüren, wie wenig er seinen Mönchen etwas vorschreiben will. Stattdessen wirbt er für das Fasten, bei dem jeder *„aus eigenem Willen in der Freude des Heiligen Geistes Gott etwas darbringen“* möge. Fasten ist für Benedikt auch keine reine Opferleistung, die der Mönch mit Willenskraft eine Zeitlang zu erbringen hat. Vielmehr zählt er es unter den *„Werkzeugen der geistlichen Kunst“* auf. Fasten ist für Benedikt ein Hilfsmittel, um spirituell zu wachsen.

Benedikt legt sehr viel Wert darauf, dass für die geistliche Entwicklung des Einzelnen die notwendigen Rahmenbedingungen im Kloster gegeben sind. So sollen zum Beispiel die Mönche in der Fastenzeit weniger arbeiten, um drei Stunden *„für ihre Lesung“ frei [zu] sein“*. Fastenzeit ist bei den Benediktinern Bibelzeit. Jeder Mönch erhält deswegen ein biblisches Buch, das *„er von Anfang bis Ende ganz lesen soll“.*



Ölbild „Stilleben mit Bibel“ von Vincent Willem van Gogh, Rijksmuseum Amsterdam, Foto: Wikimedia commons

Daran ist schön zu erkennen, dass das Fasten bei Benedikt ein weitaus komplexeres Geschehen ist als die Einschränkung von Speise und Trank; es besteht aus einer Vielzahl geistlicher Übungen. Sie alle sind nach der Benediktsregel kein Selbstzweck, sondern dienen dem Mönch vielmehr, in der *„geistlichen Sehnsucht und Freude“* auf das bevorstehende Fest zu wachsen. Bei diesem Fest hat Benedikt ganz sicher kein großes Ess- und Trinkgelage quasi als Wiedergutmachung für die vielen Entbehrungen im Sinn. Christliche Feste, wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, waren in der geistlichen Tradition in erster Linie Sinnbilder für die eigene spirituelle Erfahrung, für die Begegnung mit Gottes Gegenwart. Daher ist für Menschen, die sich auf einen geistlichen Weg begeben, die Vorbereitung auf solch ein Fest umso wichtiger. Auch in den sechs Wochen vor Weihnachten.

6. November 2016

Leben in Gottes Gegenwart – die Erfahrung der Zisterzienserin Gertrud von Helfta

Bildung ist wichtig. Schon in der Antike wurde die Möglichkeit, sein Wissen und seine Fertigkeiten ständig zu erweitern, als zweite Sonne beschrieben. Auch heute entscheidet die Bildung ganz wesentlich, ob wir im Leben erfolgreich sind oder nicht. Doch Bildung kann auch zur Gefahr werden; sie kann den geistlichen Weg verstellen. Diese Erfahrung machte Gertrud von Helfta – eine bemerkenswerte Ordensfrau, die im Zisterzienserinnenkloster Helfta bei Eisleben wirkte. Gertrud verfasste etliche Schriften, die davon Zeugnis geben und zugleich den Blick auf die unbeschreibliche Freude wirklicher Bildung lenken.

Gertruds Verwandlung

Die Zisterzienserinnen von Helfta nehmen Gertrud schon als Fünfjährige auf und ermöglichen ihre eine für die damalige Zeit außergewöhnliche Ausbildung. Denn mit Latein, Rhetorik, Logik und den anderen Künsten beschäftigen sich im Mittelalter nur die Männer. Doch Gertrud ist sehr intelligent und nach eigenen Worten *„entschlossen, keinem Mann an Gelehrsamkeit nachzustehen“.* Tatsächlich hat Gertrud Erfolg; sie gilt als erste Frau, die ein exzellentes Latein beherrscht. Und sie geht als erste und bisher einzige Frau mit dem Beinamen „die Große“ in die Kirchengeschichte ein – jedoch nicht als Wissenschaftlerin, sondern als geistliche Lehrerin von großem Format.

Ihre solide Bildung kommt ihr dabei zu Hilfe, doch den eigentlichen Ausschlag für diese Ehrung gibt eine andere Sache. Gertrud ist eine imponierende Zeugin christlicher Gotteserfahrung.

Gertrud von Helfta, Werk eines unbekannten Künstlers aus Peru, 18. Jh.,
© Phoenix Art Museum. Auf dem Spruchband steht: In corde Gertrudis invenietis me – im Herzen Gertruds werdet ihr mich finden.

Anfangs will sie diese Erfahrung geheim halten, doch sie fühlt sich von Gott gebeten, ja gedrängt, die Begebenheit anderen zu erzählen und schließlich in ihrem Hauptwerk „Legatus divinae pietatis“ – heute übersetzt mit „Botschaft von Gottes Güte“ – niederzuschreiben.

Alles beginnt mit der für sie erschütternden Selbsterkenntnis. Im ersten Kapitel des zweiten Buchs lesen wir, dass *„sie sich allzu sehr mit dem Studium der Künste abgab und es bisher vernachlässigt hatte, die Schärfe ihres Geistes auf die Erkenntnisse des geistlichen Lichtes zu richten, und dass sie durch zu große Wissbegier und Freude an der menschlichen Weisheit sich selbst um den köstlichen Geschmack der wahren Weisheit gebracht hatte“.* Daher hat Gott, so die Überzeugung Gertruds, ihr Herz erschüttert, um den *„den Turm [ihrer] Eitelkeit und äußeren Perfektion niederzureißen, zu dem [ihr] Stolz angewachsen war…“* Ihr wird offensichtlich mit einem Schlag bewusst, wie sehr sie sich von Gott entfernt hatte.

Ihre bange Frage, wie sie je wieder von dieser Bedrängnis befreit werden kann, findet schon einen Monat später eine Antwort. Sie erfährt das, was die Mystiker eine Begegnung mit Gott nennen. Während andere oft nur vage von solchen Erlebnissen berichten, fasst sie Gertrud in eindrückliche Bilder. Sie tut es nicht, um sich damit wichtig zu machen. Vielmehr will sie mit ihren ausführlichen Schilderungen, die ganz von einer liebenden und betenden Sprache gekennzeichnet sind, anderen helfen. Sie erkennt, dass Gott sie *„armseliges Geschöpf auserwählt [hat], damit Menschen wieder vertrauen und hoffen können“*.

Sinnträchtig sind allein schon die äußeren Umstände, die sie uns von der alles entscheidenden Begebenheit mitteilt. Es geschieht am Vorabend des Festes der Darstellung des Herrn. Es geschieht in der Abenddämmerung. Und es geschieht beim Anblick einer älteren Mitschwester im Schlafsaal. Als sie diese Schwester schweigend durch Verneigung grüßt, sieht sie einen gut aussehenden jungen Mann, der sie an die Hand nimmt und sie beschwört: *„Kehr endlich zu mir zurück, und ich werde dich berauschen mit dem Sturzbach meiner göttlichen Wonnen.“*

Doch ein *„unendlich langer Zaun … mit einer Menge scharfer Stacheln“* steht zwischen ihr und dem jungen Mann, zu dem sie sich hingezogen fühlt. Dann geschieht ein Wunder. Sie wird von dem Mann ganz mühelos über dieses Hindernis gehoben und neben ihn gestellt. Die Nähe, die Gertrud fortan zu ihm spürt, erfüllt sie mit unaussprechlicher Freude. Sie entdeckt schließlich seine Wundmale und weiß nun, dass es sich um Jesus handelt.

Eine der frühesten Darstellungen Jesu als Freund des Menschen – koptische Ikone, 6. Jh., Quelle: Wikimedia commons

Gertrud erlebt Gott, wie sie selbst formuliert, *„als Wahrheit heller als jedes Licht, doch innerlicher als jeder geheime Raum des Herzens“*. Es ist ein Gott, der schonungslos verdeckte Schwächen aufzeigt, der aber zugleich mit seiner grenzenlose Liebe alles zu heilen vermag.

Ihr wird klar, dass sie nur noch eines ersehnt: die Gegenwart eines Freundes, den sie wie folgt beschreibt: *„liebenswürdig, auch gesellig, vor allem aber voller Verständnis, der auf mich und meine Not im Herzen eingehen würde; dieser liebe Freund, er wäre mir Trost in meiner Einsamkeit“.* Gertrud findet diesen Freund in Jesus. Und im Laufe der Jahre wächst ihre Vertrautheit zu ihm immer mehr. Sie bespricht mit ihm Freud und Leid und wird dabei nach eigenen Worten *„froh, sorglos und frei“*. In ihren Texten spürt man: Am liebsten möchte sie den ganzen Tag für dieses neue Glück danken und jubeln.

Gertruds Botschaft

Gertrud hinterlässt uns nicht nur ein autobiografisches Werk, das über ihre geistliche Entwicklung und Verwandlung Aufschluss gibt. Sie will zugleich die Sehnsucht bei ihren Lesern wecken, sich selbst auf den Weg zu machen, um Gottes Güte am eigenen Leib zu erfahren. Dabei versichert sie uns: Gott ist immer schon auf der Suche nach uns Menschen; er folgt uns nach, auch wenn wir vor ihm fliehen. Wenn wir nur den Blick auf ihn richten, wird er uns mit seiner göttlichen Liebe an sich ziehen und unsere Verwundungen heilen. Mehr noch: Er wird uns mit einer Freude beschenken, die alles Bekannte übersteigt.

Gertrud sagt: Seht her, ich habe es selbst erlebt. Gott hat mich gefunden und ich habe ihn gefunden. Es gibt nichts Schöneres und Erstrebenswerteres, als in seiner Gegenwart zu leben.

Wer die Gertrudskapelle des Klosters Helfta betritt, kann in einem Glasfenster etwas von dieser vertrauten und zugleich frohmachenden Zweisamkeit zwischen Gott und dem Menschen, wie sie Gertrud beschreibt, erahnen. Beide sind einander zugewandt. Und beide haben die Arme ausgebreitet – so wie Liebende es tun, wenn sie sich endlich wiedersehen und voller Freude zu einer Umarmung ansetzen. Wer näher hinschaut, kann erkennen, dass Jesus den Menschen ganz durchdrungen hat. Die Konturen gehen ineinander über.

Glasfenster in der Gertrudkapelle des Klosters Helfta –
Bild des brasilianischen Künstlers Claudio Pastro

Auffällig ist auch, dass nur ein Herz eingezeichnet wurde. Vielleicht soll es ausdrücken, dass Gott und Mensch ganz vereint sind; dass sie wie gute Freunde ein Herz und eine Seele bilden. Vielleicht greift es auch das Bild auf, das wir gern nutzen, wenn wir einem geliebten Menschen sagen, dass wir ihm unser Herz geschenkt haben. Vielleicht spielt es auch auf die Ikonografie Gertruds an, denn sie wird oft mit einem Herzen dargestellt.

In jedem Fall soll uns bewusstwerden, wie beglückend die Vertrautheit mit Gott sein kann; wie belebend seine Gegenwart. Damit auch wir sie suchen.

13. November 2016

Innehalten am Ende des Kirchenjahrs

An diesem Sonntag endet traditionell das Kirchenjahr, das sich nicht wie das Kalenderjahr an den äußeren astronomischen Zeichen orientiert, sondern an den Ereignissen des Lebens Jesu. Die Wende des Kirchenjahrs steht freilich ganz im Schatten des Jahreswechsels zu Silvester; sie geht meist ohne viel Aufhebens an uns vorüber: keine Böller, kein Sekt, auch kein feierlicher Rückblick. Doch es lohnt sich, einmal der geistlichen Symbolkraft dieses letzten Tags nachzuspüren. Denn nicht nur jedem Anfang, auch jedem Ende wohnt ein Zauber inne. Wir wollen dazu einen Ausflug zum Hohenberg in der Ostschwäbischen Alb unternehmen.

Die Endlichkeit des menschlichen Daseins bedenken

Hier auf einem 569 m hohen Berg bei Ellwangen legten im Mittelalter die Jakobspilger auf dem Weg nach Santiago de Compostela eine Rast ein. Hier lebten lange Zeit Benediktinermönche. Und hier wirkte auch der künstlerisch begabte Pfarrer Sieger Köder. Schon von Weitem ist der neo-romanische Bau der Jakobuskirche sichtbar. Wenn wir den Hohenberg hinaufsteigen, fällt schon bald das bunt bemalte Jakobushaus mit der großen Muschel im Giebeldreieck ins Auge. Sieger Köder hat den Ostgiebel der heutigen Pilgerherberge mit Szenen aus dem Leben des Apostels Jakobus gestaltet. Auch die einstigen Benediktiner und die hiesige Landbevölkerung wurden mit verewigt. Das große Bild begrüßt uns als Pilger – als Menschen, die unterwegs sind, um wie die Apostel und die Ordensleute Gott zu suchen, um ihn zu erkennen und dadurch das ewige Leben zu erlangen (vgl. Joh 17,2).

Ostgiebel des Jakobushauses und Jakobuskirche auf dem Hohenberg bei Ellwangen

Auch wenn die farbenfrohe Fassade hinter dem kleinen Gärtchen zum Verweilen einlädt, wollen wir uns mit Blick auf unser Thema zum Kirchenjahresende nun der Rückseite des Hauses zuwenden. Sieger Köder mutet uns hier einen heftigen Kontrast zu, denn es herrschen düstere schwarzgraue Farben vor. Man ist geneigt, schnell seinen Blick wieder abzuwenden. Doch Sieger Köder nutzt einen geschickten Trick, damit wir noch etwas innehalten. Er zeichnet viele helle Gestalten hinein, die es zu erforschen gilt.

Rechts unten stolpert zum Beispiel ein Narr mit augenloser Maske blindlings in ein Grab. Im Trauerzug entdecken wir Menschen jeden Alters, sogar ein Kind. Es soll uns wohl sagen: Der Tod macht vor keinem Halt. Weiter oben blickt ein Leierkastenspieler mit seinem Totenschädel auf uns herab. Spielt er zum Totentanz? Oder will er uns mahnen, dass in der Routine etwas Morbides steckt? Beim Soldaten rechts oben ist die Botschaft eindeutiger. Er trommelt das Kriegslied und lockt in seiner Blindheit andere mit in den Tod. Das Technikmonster zwischen den beiden will uns sicher auf die heutigen todbringenden Gefahren aufmerksam machen.

Rückseite des Jakobushauses mit dem Totentanz von Sieger Köder

Am auffälligsten ist schließlich die Uhr. Sie wird gerade von zwei Skeletthänden zerbrochen. Die Zeiger fallen herab. Kein Zweifel: Hier auf der Rückseite des Hauses ist die Pilgerschaft zu Ende, die Zeit auf Erden ist vorbei, es regiert die Finsternis des Todes.

Sieger Köder greift mit diesem dunklen Bild einen Satz aus der Benediktsregel auf. Der hl. Benedikt empfiehlt nämlich seinen Mönchen, *„den unberechenbaren Tod täglich vor Augen [zu] haben“.* Dieser Rat ist unter den *„Werkzeugen der geistlichen Kunst“* aufgelistet. Das bedeutet, dass sich die Mönche und letztlich auch wir stetig einüben sollen, die eigene Sterblichkeit zu bedenken, so wie es schon im Psalter steht: *„Unsere Tage zu zählen, lehre uns! Dann gewinnen wir ein weises Herz“* (Ps 90,12).

Das ewige Leben ersehnen

Der rufende Hahn auf dem Hohenberg

Sieger Köder weiß natürlich, dass uns der Gedanke an die eigene Vergänglichkeit traurig stimmt. Deswegen hat er auf das Dach der angrenzenden Aussegnungshalle einen Hahn gesetzt. Das kupferne Tier schaut nach Osten, in Richtung der aufgehenden Sonne. Und auf seinem Fuß steht in Latein *„Gallo canente spes redit“* („Beim Hahnenschrei kehrt die Hoffnung zurück“). Der Hahn ist ein Symbol für die Wachsamkeit, denn er harrt auf den Sonnenaufgang und kündigt ihn an. Köder will damit ein kleines Achtungszeichen setzen: Es kommt auf die Ausrichtung an! Wir sollen nicht wie all die Totengesichter nach Westen zur untergegangenen Sonne starren und verzweifeln, sondern unseren Blick auf jenen Horizont richten, wo wir den neuen Sonnenaufgang erwarten dürfen. Im christlichen Sinne: der Hoffnung entgegen, auf Christus.

Da der rufende Hahn leicht übersehen werden kann, hat Sieger Köder später eine zweite Figur in der Nähe platziert. Ein kleines Messingschild verrät uns: Sie soll Mönch Maurus darstellen, den Lieblingsschüler des hl. Benedikt. Auch er erinnert uns zunächst an den Tod: Er sitzt auf der Kirchhofsmauer, vor sich die Gräber der Verstorbenen. Aus der Mönchskutte ragt ein Skelett. Ebenso symbolträchtig ist die Geige, deren Saiten zersprungen sind. Das Lied ist aus; der Streichbogen ruht unbewegt auf dem Schoß. Manchem überfällt vielleicht auch ein Schauer, wenn er die leere Kapuze erblickt. Nicht einmal der Schädelkopf ist noch da. Nur der Goldsaum lässt noch die einstige Lebendigkeit erahnen.

Mönch Maurus

Sieger Köder hat sich bei der Erschaffung der Bronzefigur von einem Lied inspirieren lassen und eine neue Liedstrophe hinzugedichtet. Es sind Fragen, die auch uns bewegen, wenn wir an die Gräber unserer Lieben treten: "*Wo ist jetzt, was einmal Gedanken gedacht, geträumt und geliebt und geweint und gelacht? Und wo, was gebetet in finsterer Schlucht, den Herren und Hirten des Lebens gesucht?“* Mit der leeren Kapuze gibt Sieger Köder die Antwort: Sie richtet ihre Öffnung zum Himmel. Welch schöne Symbolsprache! Und so heißt es bei der Strophe weiter: *„Glaube, glaube, im Nichts ist es nicht, die Heimat der Seele ist droben im Licht!*"

Mit dieser hoffnungsvollen Aussage wollen wir die Betrachtung am Ende des Kirchenjahrs beschließen. Vielleicht kann sie uns zum Nachsinnen anregen. Denn den Benediktinern ist laut Regel nicht nur aufgetragen, die eigene Endlichkeit zu bedenken, sondern auch *„das ewige Leben mit allem geistlichen Verlangen [zu] ersehnen“*.

20. November 2016